Sämmtliche Erzählungen

von

Friederike Lohmann.

Ausgabe letzter Hand;

mit einem Vorworte der Verfasserin

von ‚Godwie Castle‘ ꝛc. ꝛc.

Sechszehnter Band.

Leipzig, 1844.

Verlag von Carl Focke.

„Ob sie auch schied, sie lebt in ihrem Wort,
In dem Gedächtniß ihrer Freunde fort.“

Inhalt.

	Seite
Die Aehnlichkeit.	1
Das Landmädchen.	65
Die goldene Hochzeit.	151
Möhrenscheiben.	195
Der Wahrsager.	241.

Inhalt.

Die Wesentlichkeit. 1

Das Furchtbare. 65

Die goldene Schönheit. 131

Erhabenes. 205

Der Schriftsatz. 241

Die Aehnlichkeit.

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit;
Wo sie sich zeige, sie herrscht: herrschet blos weil sie sich zeigt."

Schiller.

Auf einem glänzenden Balle war es, wo der junge Graf Rauenstein die schöne Adelheid von Willberg zum ersten Mal sah. Rauenstein war reich und unabhängig, viele Familien wünschten seine Verwandtschaft, manches Mädchen seine Liebe; alle hatte er bis jetzt umflattert, ohne zu finden, was das Herz suchte. Adelheids Anblick ließ ihn ahnen, daß es gefunden sei. Ihr Gesicht, das schönste, das er je sah, zog doch mehr noch durch den Geist an, den es aussprach, als durch seine Schönheit. Ein stiller Reiz war darüber ausgebreitet, der selbst dann noch bleiben mußte, wenn die Hand der zerstörenden Zeit die Blüthe von diesen lieblichen Zügen abstreifte. Entzückt blickte Rauenstein in ihr glänzendes, schwarzes Auge, folgte mit einer nie gekannten Vergessenheit ihren Bewegungen, ihrem Tanze, und lebte von diesem Augenblick das neue schönere Leben der Liebe, das mit seinem Morgenroth die vorigen Tage wie eine kalte, trübe Nacht hinter sich ließ.

Rauenstein war nun überall bemüht, wenigstens etwas von Adelheid zu hören, und nur die Bekannten suchte er

auf, die diesen Wunsch befriedigen konnten. Die Liebe hat die Kraft, Alles, was nur die entfernteste Beziehung mit ihrem Gegenstande hat, mit einem Abglanz ihrer eigenen Glorie zu bekleiden. Wie angenehm wird der Mund, der den geliebten Namen ausspricht! Rauenstein hörte, daß Adelheid, erst seit wenig Wochen wieder hier in ihrer Vaterstadt, mit ihrem Oheim Frankreich und Italien durchreis't, und länger als ein Jahr in Paris verweilt habe. Man verbreitete sich über ihre anziehende Unterhaltung, rühmte ihre Talente; auch ihr Reichthum ward nicht vergessen. Eine Dame wollte einen Zug von Schwermuth auf ihrem Gesicht entdecken; aber man belehrte sie, daß Adelheid erst kürzlich eine tödtliche Krankheit überstanden habe, wofür noch die Bläße ihrer Wangen zeuge. Bald sah Rauenstein sie zum zweiten Mal, und schüchtern wagte er sich ihr zu nahen. Auch sie schien in ihm ein verwandtes Gemüth zu begrüßen; denn die wahre Liebe spricht sich nicht in geistlosen Schmeicheleien aus, und Adelheid, von einem Schwarm anbetender Gecken umgeben, sah sich gern aus diesem Zwange gerettet, um eine sinnvolle, ernste Unterredung anzuknüpfen. Gewöhnt, mit den bessern und bedeutendern Menschen mehrerer Nationen im zwanglosen Umgange zu leben, vertraut mit den Bildern des Erhabenen und Großen in Kunst und Natur, die in ihrer Phantasie lebten, hatte sie bis jetzt in Ballsälen und Spielzimmern sich einsam gefühlt, und zum ersten Mal fand sie in Rauenstein einen Gesellschafter, der nach etwas Anderem zu fragen hatte, als nach der Pariser Oper, der neuesten Mode, der Kleidung der Venetianerinnen. Ihr volles Herz strömte über, — Alles, was ihren Geist

genährt, ihre Einbildungskraft entflammt hatte, theilte sie mit dem entzückten Zuhörer, und nicht müde ward Rauenstein, den zarten Sinn, den feinen Geschmack zu bewundern, den sie enthüllte. Er selbst hatte diese Reisen gemacht, und um so interessanter waren ihm die lebendigen Eindrücke dessen, was auch er einst empfand, in diesem jugendlich fühlenden Herzen. Ein Weib faßt alles anders auf, als der Mann; was er mit beobachtendem Verstande sah, hatte sie mit regem Gefühl erblickt; sie theilte ihm dies mit, während sie von seinem reiferen Geiste über manches Licht erhielt, was ihr dunkel geblieben war. Stunden waren ihnen wie Minuten entflohen; Rauenstein nahm Adelheids Bild mit hinweg, tief in seine Seele gedrückt, und die Ueberzeugung, hier das Glück seines Lebens zu finden. Nichts stand dieser Verbindung im Wege. Begünstigt vom Geschicke gingen Beide den schönen Weg zur Vollendung ihrer Wünsche, fühlten alle süße Täuschungen der ersten Liebe, und traten nach wenig Monaten, von Freunden und Verwandten gesegnet, vor den Altar.

Jahre verstrichen dem glücklichen Paar in ununterbrochener Ruhe. Freundlich reichte ein Tag dem andern die Hand; ihr einziges Kind, ein lieblicher, blondgelockter Knabe, zählte schon neun Jahre, und die Liebe der Vereinten war nur fester und inniger geworden. Adelheid war der Schmuck des Cirkels, den sie besuchte, wie des häuslichen Daches, unter welchem sie lebte; es schien Jedem etwas zu mangeln, wenn sie fehlte, und diese allgemeine Anerkennung ihres Werthes gab Rauenstein's Glücke einen schönen Zusatz. Schöner noch, als da er sie zum ersten Mal sah, stand sie in ihrem

siebenundzwanzigsten Jahre in voller Blüthe neben ihrem Hermann, und nur aus der unnachahmlichen Zärtlichkeit der Mutter sah man, daß dieses Kind der jugendlichen Frau angehöre.

Um diese Zeit war es, da eine vornehme polnische Dame mit ihrem Sohne in Rauensteins Wohnort ankam. Der junge Mann sollte hier seine Studien vollenden, und seine Mutter, der er Alles war, begleitete ihn. Von einem geliebten Gatten nach kurzer Ehe getrennt, blieben ihr zwei Söhne; und eine unglückliche Liebe, der die Mutter sich widersetzte, raubte ihr den ältesten. Von diesem Augenblick hing ihr Herz mit reuevoller Schwärmerei an dem Sohne, der ihr nur allein noch übrig war, und sich ganz für sein Glück zu opfern, wurde ein heiliges Gelübde. — Der junge Sollinsky war neunzehn Jahre. Eine schöne, schlanke Gestalt, geistvolle, schwärmerische Augen, die ganz diesen Zug seines feurigen Gemüths aussprachen, und die rasche Lebhaftigkeit seiner Nation, machten ihn zu einem sehr interessanten Gegenstande. Daß er keiner festen Gesundheit genoß, und das rauhere Klima ihm nicht zusagte, bestimmte seine Mutter, die in Deutschland geboren war, zu einem Aufenthalt in dieser Stadt, wo zugleich ein Zusammenfluß von Gelehrten und Fremden seinem thätigen Geiste Nahrung und Zerstreuung versprach. Bald nach ihrer Ankunft machte Frau von Sollinsky die Runde in der Stadt, und schon bei diesem ersten Besuch neigte sich Adelheids Herz vorzüglich zu ihr hin. Frau von Sollinsky war noch in den Jahren, wo innige Freundschaft mit der Jugend möglich ist; ihr Aeußeres gewann auf den ersten Blick das Herz, und die rührende

Resignation, mit welcher sie nur für ein geliebtes Wesen noch zu wünschen und zu hoffen schien, die unaussprechlich zarte Sorgfalt für den Sohn, der seine Mutter anbetete, war ein erfreuendes Schauspiel. Beide Frauen fanden so viele Berührungspunkte, die Saiten ihres Gefühls tönten so harmonisch, daß bald zwischen beiden Häusern ein enges Freundschaftsbündniß entstand. Auch Rauenstein gefiel sich in der neuen Bekanntschaft. Der gebildete Geist, und die Erfahrungen der Frau von Sollinsky unterhielten ihn angenehm, und der feurige Jüngling, mit der Begeisterung seines heißen Herzens, war für den Beobachter eine seltene Erscheinung. So waren alle Theile zufrieden; nur von Sollinsky haben wir noch nichts gesagt, und doch war eben er, obgleich der glücklichste für diesen Augenblick, in der Folge der einzige, der diesen schönen Verein trennen sollte. Ihm war Adelheids erster Anblick der Aufgang einer schöneren Sonne. So dünkte ihn, und nur so war das Ideal, das so lange in dunkeln Umrissen vor seiner Phantasie geschwebt hatte. Mit der glühenden Bewunderung, mit welcher er alles umfaßte, was ihn einmal ergriff, hing er an ihren Blicken, lauschte er dem Ton ihrer Stimme. Nur sie suchte sein Auge, wenn es einen glänzenden Kreis durchlief; ihren Wagen herbei zu rufen, ihr einsteigen zu helfen, ihren Arbeitsbeutel zu halten, ihren Shawl zu holen, dazu drängte er sich, als wäre Stern und Band zu erhalten. Mit religiöser Schwärmerei pflegte er ihr Andenken in der Stille, in tausend Gestalten ging in seiner Einsamkeit ihr Bild an ihm vorüber, und immer dachte er es in irgend einer Beziehung mit sich. Seine ganze Thätigkeit wendete sich auf die deutsche Sprache,

die er zwar durch seine Mutter verstand, aber doch nicht genug in ihr geübt war, um die Schönheiten ihrer Dichter zu fühlen. So verstrich sein Tag, und nun kam der Abend, der ihn in Adelheids Nähe führte. Man war in beiden Häusern einig geworden, für die kleineren Gesellschaften das Spiel zu verbannen, und so machte Lectüre und Musik die Unterhaltung. Adelheid und Rauenstein waren Beide sehr musikalisch; er begleitete ihr Fortepiano mit der Flöte, oder accompagnirte mit einer schönen Stimme ihren Gesang, der in Italien gebildet war. Frau von Sollinsky war Meisterin auf der Harfe, und ihr Sohn sang zu seiner Guitarre vaterländische Lieder in rührenden Molltönen. Es war eine unvollkommene, aber sehr liebliche kleine Capelle. Ward gelesen, so saß Sollinsky bei der Gräfin Rauenstein, und nahm, wenn die Reihe sie traf, jedes Wort von ihrem schönen Munde mit einer Begeisterung auf, woran der Dichter nur in so fern Theil hatte, als seine Worte ein liebendes Herz malten.

Adelheid ahnete nicht, was in Sollinsky's Busen brannte. Seine Emsigkeit, ihr zu dienen, schrieb sie der feinen Galanterie seiner Landsleute zu, und belächelte seine Schwärmerei, wenn dann und wann in unbewachten Momenten, ein Strahl des mühsam verhehlten Feuers hervorbrach. War doch alles in diesem Jüngling Leidenschaft, selbst die Liebe zu seiner Mutter; sah doch sein Auge eben so zärtlich sinnend in die Wolken, wenn er seine Lieder sang, wie es auf sie fiel, wenn er sie nach kurzer Trennung wiedersah; hing er doch mit wunderbarer Zärtlichkeit an dem kleinen Hermann, Adelheids Sohn. Ach, sie bedachte nicht, daß

alles dies nur Wiederschein der Gluth war, die sein Inneres verzehrte, während sie sich unbefangen des schönen Glanzes erfreute. Adelheid war sehr jung, als sie Gattin ward; lange Uebung ernster Pflichten hatte ihrem Geist eine seltene Reife gegeben, und durch eine natürliche Täuschung fühlte sie sich älter, als sie war, indeß ihr Aeußeres weit jugendlicher erschien. So dachte sie sich in einem ganz gefahrlosen Verhältniß zu diesem Jüngling und verhehlte die Neigung nicht, die seine Liebenswürdigkeit ihr einflößte. Selbst Rauenstein und das besorgte Auge der Mutter drangen nicht in die Tiefe des Geheimnisses: denn die heiligste Scheu der Ehrfurcht bewachte es. Sollinsky war zufrieden, die Gräfin zu sehen, in ihrer Nähe zu athmen; noch streifte selbst der kühnste Wunsch nicht über diese Grenze.

Der erste Winter entfloh. Man hatte ihn sehr angenehm zugebracht. Der kleine Hermann, der fast immer Sollinsky's Gesellschafter gewesen, war an mancher Kenntniß reicher geworden. Er sprach fertig und schön französisch, sang polnisch, spielte Guitarre, und zeichnete recht artig. Alles dies dankte er seinem jungen Lehrer, und Adelheids Freude war für diesen reicher Lohn. Der Frühling kam. Die Knospen entfalteten sich; mit dem jungen Grün, mit der laueren Luft, mit den ersten Blümchen, die schüchtern und anspruchslos der jungen Erde entblühten, drang die Hoffnung einer schöneren Zeit in jede Brust. Aber für Sollinsky begann der Frühling traurig. Denn in den ersten warmen Tagen, als er mit seiner Mutter und der Gräfin spazieren fuhr, und ganz Freude und Gefühl war, äußerte Adelheid zum ersten Mal, daß ihr Gemahl diesen Sommer

auf dem Lande zubringen wolle, und sie also im Anfange des Mai auf ein nahgelegenes Gut gehen würden. Sollinsky war eben beschäftigt, dem fragenden Hermann etwas zu erklären, als diese Worte sein Ohr erreichten. Er stockte; sein Gesicht ward todtenblaß, und ein trüber Blick richtete sich auf Adelheid, der ihr, wie ein schnell vorübereilender Blitzstrahl, die Tiefe seines Herzens zeigte. Ein erschreckender Gedanke drang durch ihre Seele; sie versank in sich, und ermannte sich erst, als Hermann laut genug fragte: „Nun, lieber Sollinsky, warum erzählst Du nicht weiter?" Beschämt sah sie auf, und wagte es kaum, ihren Blick auf ihre Freundin zu richten; doch diese war mit einem Armen beschäftigt, der am Wagen hinlief, und bat sie bald darauf ganz unbefangen, in dieser kleinen Entfernung der Freundschaft nicht untreu zu werden.

So gering dieser Umstand an sich war, so wirkte er doch eine große Veränderung in Sollinsky's Empfindungen. Sein Gefühl, das er immer verborgen hatte, aus Furcht, die zu beleidigen, die er gleich einer Göttin ehrte, hatte ihn überrascht, und nur zu gut bemerkte er, daß Adelheid ihn verstand. Sie wußte nun seine Liebe; das Geheimniß, das so lange in seiner Brust lag, hatte jetzt die Geliebte zur Vertrauten; er hoffte nicht auf Erwiederung, aber er machte Anspruch auf Mitleid und Theilnahme. Zufrieden, die Gräfin zu sehen und zu lieben, hatte er nie an eine Zukunft gedacht, nie das harte seines Looses gefühlt; jetzt, da er sie verlieren, wenigstens ihren täglichen Umgang entbehren sollte, jetzt dachte er mit Entsetzen, daß dies heiße Gefühl ohne Hoffnung sei, daß die Vernunft das Verdammungsurtheil über

eine Regung spreche, die seine ganze Seele füllte. Finstere Schwermuth bemächtigte sich seiner; er haßte das Leben, das ohne sie verfließen sollte. Wie ein Geiziger zählte er die Stunden, die ihre Gegenwart noch belebte, und die er doch nicht mehr genoß. Hinter diesen war alles Nacht, eine lange Nacht ohne Morgensonne! —

Seine Mutter bemerkte seinen Zustand, ohne die Ursache zu errathen. Sie glaubte ihn krank, ließ einen Arzt holen, und drang mit ängstlicher Sorge in ihren Sohn, dessen Vorschriften zu befolgen. Er that es schweigend. Mit Thränen klagte Frau von Sollinsky bei der nächsten Zusammenkunft ihrer Freundin, was sie bekümmerte. „Sehen Sie nur, Liebe, wie er blaß er ist," sagte sie, „und sein Gemüth ist so krank, wie sein Körper." Ein schnelles, glühendes Roth flog über Sollinsky's bleiche Wange; seine Augen erhoben sich ernst und wehmüthig. In der äußersten Verwirrung wollte die Gräfin etwas sagen, als ein Bedienter die Mutter abrief. Schnell trat der Jüngling zu Adelheid. „Sollten auch Sie mich fragen, warum ich unglücklich bin?" sagte er leise und heftig, „was mir entrissen wird, war mir ja tausendmal mehr, als das Leben!" — Seine Mutter trat jetzt wieder herein, und mit mühsamer Fassung sagte ihm Adelheid: „Sorgen Sie für sich, lieber Sollinsky; denken Sie, wie weh Sie Ihren Freunden thun, die Ihr Wohl so innig wünschen. — Versprechen Sie mir, für Ihre Gesundheit zu wachen; wollen Sie?" — „O Alles, was Sie fordern können!" rief er aus, und drückte die Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen. Die Gräfin ging schmerzhaft bewegt nach Hause.

Noch einmal sahen sich beide Familien; es war am letzten Abend vor Rauensteins Abreise. Man beredete sich über Besuche und Zusammenkünfte; der Tag ward festgesetzt, an dem die Gräfin den ersten Besuch ihrer Freunde empfangen sollte. So saßen sie bis Mitternacht beisammen; jetzt tönte die Glocke, und die Gläser klangen auf ein frohes Wiedersehen. Bis dahin hatte Sollinsky gekämpft; nun vermochte er nicht mehr seine Thränen zu bergen, sie fielen in den Wein. Ernst und forschend sah Rauenstein ihn an; lange schon keimte Argwohn in seiner Brust, lange schon konnte er den Schwärmer nicht mehr lieben. Jetzt sprang der Jüngling auf, nahete sich todtenblaß der Gräfin, küßte zitternd ihre Hand, und verbarg seine strömenden Augen an Rauensteins Brust; dann, halb außer sich, umarmte er lange und fest seinen kleinen Freund, und stürzte zur Thür hinaus.

Rauenstein schwieg, aber in seinem Innern entbrannte zum ersten Mal die marterndste Eifersucht. Vergebens suchte er den Schlaf; die Gedanken, die um sein Lager schwebten, verscheuchten diesen Freund der Ruhe. Der Morgen dämmerte; es ward wach im Hause; der schwere Reisewagen ward herausgeschoben, und er erhob sich, ohne die Erquickung des Schlummers genossen zu haben. Auch Adelheid hatte nicht geschlafen. Mitleid mit Sollinsky, und tiefer Schmerz über Rauensteins Stimmung wechselten in ihrer Seele. Zu deutlich hatte sich heute Sollinsky's Leidenschaft gezeigt, ihr Mann hatte sie bemerkt, sein Auge war umwölkt, es floh das ihre — und er schwieg. Zum ersten Mal seit einer zehnjährigen Ehe vermißte sie das Vertrauen, das sie so unaussprechlich beglückt hatte. Nie war in dieser langen

Zeit ein Gedanke in dem Herzen des Einen, den das Andere nicht liebend getheilt hätte. Jetzt hatte Rauenstein Kummer, und entzog ihn ihr; sein Kummer war also Argwohn! Vergebens nahte sie sich ihm am Morgen mit einer zärtlichen Frage nach seinem Befinden; Rauenstein sah ihr verweintes Auge, und ahnete in ihren Thränen Liebe für Sollinsky. Adelheid glaubte jetzt den Anfang zu einer vertraulichen Mittheilung machen zu müssen; sie nannte des Jünglings Namen, aber ein bitterer Scherz über den gestrigen Vorfall verschloß ihren Mund, und scheuchte die Herzlichkeit tief in ihre Brust zurück. Mit einem nagenden Wurm im Herzen kamen Beide an dem Ort ihrer Bestimmung an; umsonst blühte ein Paradies für sie; umsonst sprach dieses Landhaus, wo sie die ersten Monate ihrer Vereinigung lebten, die schönsten Erinnerungen aus; ihre Liebe war rein und unverändert, wie damals, aber ein Hirngespinnst hatte sich trennend zwischen sie gelagert.

Adelheid zitterte vor dem Tage, wo Sollinsky's Erscheinung ihren Mann von neuem verwunden mußte, aber kurz vorher emfing sie von ihrer Freundin diesen Brief:

‚Daß ich nicht selbst zu Ihnen eilen kann, meine geliebte Freundin, um an Ihrem theilnehmenden Herzen meine Thränen zu weinen! Warum ich es nicht kann? — müßte ich Ihnen das erst sagen? Nein, — Sie so gut als ich, haben gewiß bemerkt, daß es nöthig ist, meinen armen Iwan von Ihnen zu entfernen. Der letzte Abend, den wir zusammen lebten, enthüllte mir sein Herz, und seit diesem Augenblicke sehe ich in seinem blassen Gesicht immer die Züge seines unglücklichen Bruders, dem meine Härte das Leben raubte.

O, warum versagt mir das Schicksal den Trost, an diesem gut zu machen, was ich an jenem, wahrlich unwissend, verbrach? Kein Opfer sollte mir zu theuer sein. Aber, ach Gott, es scheint, als sollte hoffnungslose Liebe mir beide Söhne entreißen. Hier kann nur Entfernung heilen. Ich habe nicht mit ihm von seiner Verirrung gesprochen. Zufällig befand ich mich in diesen Tagen nicht wohl; seine Zärtlichkeit für mich ist so groß, daß sie selbst seinen Gram überwog. Ich habe den Arzt vermocht, mir eine Badereise anzurathen, die sogleich angetreten werden muß, und ich bat Iwan, mich zu begleiten. Noch fürchtete ich, er möchte vorher zu Ihnen reisen wollen, aber er schweigt, und unsere Reise ist schon auf übermorgen bestimmt.'

‚Ich denke, drei Monate abwesend zu sein; o, möchten wir froher uns wieder sehen; möchte ich meinen Sohn geheilt und glücklich zurückbringen; möchte er einen Gegenstand finden für die reine Flamme seines Herzens, einen Gegenstand, der es werth wäre, an die Stelle der Frau zu treten, die er ohne Vorwurf nicht lieben darf! Leben Sie wohl, theure Freundin; fahren Sie fort, mich zu lieben, und vergeben Sie dem armen Iwan ein Gefühl, das so natürlich war. Gott schütze Ihr Glück, Ihren würdigen Gatten und unsern Liebling Herrmann!

Chatariena von Sollinska.'

Stillschweigend reichte Adelheid ihrem Manne den Brief; er las ihn ernst und schweigend; dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals, und ruhte lange an seiner Brust. „Laß uns für sein Wohl beten, und unser Glück nicht verkennen! Carl, wir dürfen uns lieben; wie glücklich sind wir;

nie wollen wir durch Mißtrauen die schöne Vereinigung unserer Herzen beflecken!" Ihre Thränen flossen auf seine Wangen, und mischten sich mit den seinigen; ihre Seelen waren wieder eins, und erneuerten den heiligen Bund. O, in solchen Augenblicken fällt ein Strahl aus einer bessern Welt in das dunkle Leben, und giebt uns die Ahnung ungetrübter Seligkeit!

Adelheid erhielt oft Briefe von der Frau von Sollinsky, aber sie brachten wenig Trost. Iwans Gesundheit litt sichtbar, doch nahm er Theil an allen Zerstreuungen; seine Mutter glaubte sein Herz geheilt, nur seinen Körper noch schwach. Sie wußte nicht, daß er in seinen stillen Stunden das selbstgemalte Bild der Gräfin mit eben den Gefühlen betrachtete, wie ehedem das Original; daß er mühsam die schleichende Zeit in den Cirkeln anderer Weiber verlebte, um zu diesem Bilde zurückkehren zu dürfen. Adelheid trauerte aufrichtig um ihn, und mancher Seufzer entfloh ihren Lippen, wenn an heitern Sommerabenden ihr Hermann unter der großen Linde saß, und zu seiner Guitarre Iwans klagende Lieder sang.

Die Zurückkunft der Reisenden verzögerte sich bis zum Herbst. Schon fielen die Blätter; die Abende wurde neblich und kühl; die Sonne spendete ihre belebenden Strahlen nur noch wenige Stunden, und unter den lichten buntgefärbten Bäumen fand man keinen Schatten mehr. Rauenstein sprach jetzt von der Rückreise in die Stadt; da kam ein Brief der Sollinsky, und meldete, daß sie gestern Abend wieder angekommen sei. Sie theilte ihrer Freundin mit, daß Iwan in der letzten Zeit, von seiner Schwermuth fast ganz geheilt,

wieder der frohe, muntere Jüngling geworden wäre, der er sonst war, und daß sie hoffe, ihn nun ohne Gefahr wieder in ihre Nähe führen zu dürfen. Zugleich kündigte sie ihren Besuch für den nächsten Tag an. Geschäftig und heiter machte Adelheid alle Anstalten zum Empfang ihrer Gäste, jubelnd sprang Hermann um sie her, und Rauenstein bemühte sich, eine Regung des Mißvergnügens, die ihn unwillkürlich anwandelte, tief in seiner Brust zu verbergen. — Frau von Sollinsky hatte Recht; ihr Sohn ward in der letzten Zeit seiner Abwesenheit plötzlich ein Anderer, aber warum er es ward, das sah sie nicht. Er hörte die Woche, den Tag der Rückreise bestimmen, und vergebens kämpfte seine Vernunft gegen die Freude des Wiedersehens. Sein Auge glühte wieder, seine Stimme hatte wieder ihre vorige Lebhaftigkeit, seine Rede ihr ehemaliges Feuer. So erschien er vor Adelheid, und beide Frauen freuten sich der glücklichen Verwandlung. Nur Rauenstein sah tiefer. Ihm entging kein Blick, kein Laut, kein schneller Wechsel der Farbe; ihm entging die Bewegung nicht, mit welcher Sollinsky die Hand der Gräfin faßte. Rauensteins Wunde war nicht geheilt, nur leicht bedeckt! Er wollte Adelheid nicht kränken; aber er vermochte es nicht, Sollinsky's Augen voll Gluth auf sie gerichtet zu sehen, und schon am ersten Abend bestellte er heimlich einen Boten, der ihn eines Geschäfts wegen in die Stadt rufen mußte, beurlaubte sich von seinen Gästen, und warf sich, mit tobendem Schmerz im Busen, auf sein Pferd.

Die kleine Gesellschaft trennte sich früh; Adelheid, voll banger Gedanken über des geliebten Mannes Gemüthszustand, den sie errieth, kleidete sich aus, öffnete ein Fenster,

und sah noch lange in die todte Nacht hinaus. Längst war das letzte Licht in den Hütten des Dorfs erloschen; friedlich lag es da, und die Sterne schauten mild in seine Ruhe. Die ganze Natur schlief, nur ein scheuer Nachtvogel flog dicht an der Gräfin vorüber, und stieß klirrend an das nächste Fenster. Mit einem Schauer zog sie sich zurück und legte sich nieder. Der Schlaf breitete seine Flügel über sie aus, aber nicht jener holde Genius, der Stärke und Erquickung bringt, ein schwerer, fesselnder Dämon von einem Heer schwarzer Träume begleitet. Vergebens strebte sie, sich ihm zu entwinden; ein Geschrei tönte in ihr Ohr, immer stärker und durchdringender; sie vernahm den gellenden Ruf: ‚Feuer!‘ — und unbewußt, ob es Wirklichkeit sei, oder Täuschung, sprang sie von ihrem Lager an's Fenster. Welch' ein Anblick! — Dort flammte schon eine der friedlichen Hütten, noch vor wenig Stunden ein Bild der Ruhe. Nur einzelne Menschen kamen nach und nach zusammen, ohne Rath und Klugheit. Traurig hallte der Ruf der Sturmglocke durch die öde Nacht. Die Gräfin ließ ihre Uhr schlagen; es war Eins; sie weckte ihre Leute. Endlich kam auch die Frau von Sollinsky, Iwan und der zitternde Hermann. Die Flamme griff fürchterlich um sich. Prasselnd wälzte sich ein Feuermeer von Dach zu Dach. Das Dorf lag ziemlich einsam; es mußte erst einige Zeit vergehen, ehe Hülfe zu hoffen war. „Helft, o Gott, helft den Unglücklichen!“ rief Adelheid ihren Leuten zu, und begeistert stürzte Sollinsky ihr zu Füßen. Nie war sie ihm so schön erschienen. In einem leichten, weißen Nachtgewande, ihre schönen, schwarzen Haare kunstlos verschlungen, mit dem

edlen Eifer des Mitleids und der Angst, stand sie wie eine Heilige vor ihm. „Ich will helfen," rief er aus; „diese Hand weihe mich zum Retter, und segne mich im Tode!" Er stürzte fort, ohne auf die Bitten der Frauen zu hören, hinein in die fallenden Trümmer; er war überall, wo die Gefahr am größten war. Mit Erstaunen sah man den Jüngling, der alles voll kluger Besonnenheit lenkte und überall selbst Hand anlegte, wenn andere zauderten. Schon lag eine Reihe Häuser in Asche; betäubt standen die unglücklichen Bewohner, und starrten in die hohlen Wände, die sie beschirmten; die Gräfin ging unter ihnen herum, theilte Wein und Speise aus, und nahm die hülflosen Kinder zu sich auf's Schloß. Ein grauses Licht erhellte die schreckliche Scene, bis nun der Morgen anbrach, und die Sonne den fürchterlichen Traum zur drückenden Wahrheit machte. Noch immer war Iwan unter den Arbeitern; noch immer widerstand er den Bitten der zitternden Frauen. — Jetzt fiel krachend eine Hütte zusammen; alles flog aus einander; doch bald drängte die Menge sich um einen Gegenstand; mit schrecklicher Ahnung eilte die Gräfin hinzu, und sah Sollinsky betäubt und blutend in den Armen einiger Männer. Ihre Fassung verließ sie nicht; der Gedanke an die Mutter forderte ihre Kraft auf. Sie selbst machte Anstalt, ihn auf's Schloß zu bringen, und ging dann, ihre Freundin vorzubereiten. Sollinsky war durch einen stürzenden Sparren an Kopf und Arm verwundet, doch gab der Barbier des Dorfs die Hoffnung, daß seine Verletzungen nicht tödtlich wären. Er war ohne Bewußtsein. Nur dann und wann heftete er einen irren Blick auf seine Mutter, die laut jammerte. An

das Feuer dachte nun Niemand im Schlosse mehr, und ohne Freude empfing man die Nachricht, es sei gedämpft, und daß der größte Theil des Dorfes noch stände, sei das Werk des heldenmüthigen Fremdlings. Iwan lag in einem schweren Schlummer; aber auch Adelheids Kräfte waren nun erschöpft. Sie wankte leise zur Thür des Krankenzimmers hinaus, und sank ihrem Gemahl, der eben aus der Stadt ankam, ohnmächtig in die Arme. — Sollinsky konnte nicht fortgeschafft werden, aber der Zustand der Gräfin erforderte, sie eilig in die Stadt zu bringen. Mit dem rückkehrenden Wagen sollten dann Aerzte für Sollinsky eintreffen. Adelheid hatte schon ein heftiges Fieber. Langsam, an die Brust ihres Mannes gelehnt, machte sie den kurzen Weg, um sich zu einer bedeutenden Krankheit niederzulegen. Als sie genas und wieder denken konnte, war Sollinsky ihr erstes Wort. Sie hörte, daß er auf dem Wege der Besserung sei und nächstens ankommen werde. Diese Nachricht nur fehlte noch zu Adelheids Glück. Giebt es wohl ein schöneres Gefühl, als wenn man nach einer tödtlichen Krankheit das neue Leben als ein köstliches Geschenk empfängt? Alle kleineren Wünsche, alle Leidenschaften blieben gleichsam hinter uns; das stürmische Treiben der Welt hat noch nicht wieder Besitz von dem Herzen genommen. Klein und nichtig scheinen uns ehemalige Sorgen; mit Dank und Entzücken sehen wir die Sonne, die Natur, das frohe Auge der Lieben, die um uns zagten, und sich über uns freuen. Rauenstein hatte Adelheid mit unermüdeter Zärtlichkeit gepflegt; ihre Liebe für ihn war durch die Dankbarkeit noch erhöhet, durch die Gefahr, ihm entrissen zu werden, noch inniger geworden.

Sie durfte noch nicht ausgehen; Rauenstein verließ sie nur selten, und Beide lebten einige schöne genußreiche Wochen in häuslicher Stille.

Sollinsky kam, und sein Anblick machte einen sehr rührenden Eindruck auf die schwache Adelheid. Sie war allein, das Licht des Tages begann schon der Dämmerung zu weichen, da öffnete sich ihre Thür, und bleich und verändert trat Iwan auf sie zu. Sein rechter Arm ruhte noch in einer Binde, und ein weißes Tuch umwand seinen Kopf. Sprachlos reichte sie ihre Hand ihm entgegen, der eben so stumm ihre blasse, leidende Gestalt betrachtete. In diesem Augenblick durchzuckte ein Gedanke seine Seele; wie, wenn deine Gefahr in diese Krankheit sie gestürzt hätte, wenn deinetwegen diese schönen Züge den Ausdruck des Leidens trügen? Die Kühnheit dieses entzückenden Gedankens machte ihn schwindeln; er war in einem schönen Traum befangen, aus dem Adelheids Anrede ihn weckte. „Gott sei gelobt, der Sie rettete," sagte sie freundlich, und machte ihm neben sich Platz, — „armer Sollinsky! Aber die Erinnerung an diese Schmerzen wird immer von der Erinnerung einer schönen That begleitet sein, und das Bewußtsein, wie viele Herzen Sie segnen, wird Ihnen durch's Leben folgen."

„Ach, was werden Sie denken, wenn ich Ihnen sagen muß, daß dies Bewußtsein mir nicht genügt, daß, während meiner Leiden, nur der Gedanke von Ihnen beklagt zu werden, Ihres Beifalls gewiß zu sein, mir Trost und Erquickung war? Für Sie stürzte ich mich in den Tod, für Sie würde ich tausend Leben opfern; nichts that ich für

jene Unglücklichen, ich dachte ihrer nur, weil sie Ihres Schutzes sich freuten!"

„Sollinsky," sagte Adelheid leise und von seiner Heftigkeit erschreckt, „sind Sie gekommen, mich diese Sprache hören zu lassen, so muß meine Freundschaft keinen Werth für Sie haben."

„Ich muß, ach, ich muß einmal die Bande sprengen, die dies unglückliche Geheimniß in meiner Brust fesseln, oder ich erliege. Aus Mitleid hören Sie mich; entziehen Sie mir nicht den letzten Trost! Daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, wissen Sie längst; warum wollen Sie grausam genug sein, mich von sich zu stoßen, wenn ich um Mitleid und Nachsicht flehe? Mein Leben ist mir eine Last; o, Gräfin, daß ich gestorben wäre; vielleicht wären dann Ihre Thränen auf mein Grab geflossen!"

„So sehen Sie sie jetzt Ihrer unglücklichen Verirrung fließen! Sollinsky, ich bin Ihre Freundin, ich bin die Freundin Ihrer Mutter; darum will ich Ihnen antworten. Ihre Liebe ist strafbar, und wird uns Alle unglücklich machen. Diese heiße Leidenschaft, die für ein freies Mädchen Ihres Alters Ihr Glück und Stolz sein könnte, wird für mich ein Verbrechen. Dort würde sie zu jeder Tugend Sie begeistern, hier giebt Sie Ihnen Muth, die Rechte eines würdigen und geliebten Gatten kränken zu wollen. Sie könnten es wissen, aber hören Sie es noch einmal von mir, ich liebe Rauenstein mit allen Kräften meiner Seele; mein Herz hat nur noch Freundschaft und Achtung zu vergeben; machen Sie dieser Geschenke sich werth."

„Ich will es; aber warum mußte ich leben, warum

ward mir nicht der süße, schmerzlose Tod, der so oft in Gestalt des Schlummers mich beschlich?"

„Sie wollten tausend Leben für mich opfern? Wohlan, thun Sie mehr, opfern Sie mir das Gefühl, das Ihrer nicht würdig ist. Ach, Iwan, ich kenne die schrecklichen Folgen unrechtmäßiger Leidenschaft; ich weiß, daß ein Augenblick genug ist, ein Leben voll Tugend zu beflecken!"

„Was soll ich thun? Fordern Sie, erleichtern Sie mir das schreckliche Opfer!"

„Wir müssen uns trennen! Ja, Sollinsky, wir müssen uns lange trennen, und nur an der Hand einer Gattin sehe ich Sie wieder. Reisen Sie; besuchen Sie fremde Länder; Ihre vortreffliche Mutter wird sich nicht weigern, Ihre Ruhe zu befördern. Suchen Sie zu vergessen; wollen Sie es nur mit Manneskraft! Wir waren nicht für einander geboren. — Wenn Sie dann wiederkehren, und wir alle glücklich sind, glücklich und ohne Vorwurf, o Iwan, wie werden wir dann uns freuen! Ihre Hand, Sollinsky! Sie reisen!"

„Sie wollen es!" rief er und stürzte vor ihr nieder. Sein Kopf ruhte auf ihrem Gewande, und sein Arm umfaßte ihre Kniee. „So leben Sie denn ewig wohl; ich habe Sie zum letzten Male gesehen. Lebe wohl, schöne Zeit der Liebe, und Du, ihr entzückender Gegenstand; meine Seele ringt mit der letzten Kraft, aber mein Entschluß wankt nicht!"

Gerührt beugte sich Adelheid zu ihm nieder; noch einmal riß er ihre Hand an sein Herz, sprang dann auf und eilte zur Thür, wo er den letzten Blick zurückwandte. So kam er zu seiner Mutter, warf sich in ihre Arme, gestand ihr seine Unbesonnenheit, und Adelheids Ausspruch. Frau von

Sollinsky hatte schon während Iwans Krankheit tausend Beweise, daß seine Leidenschaft heftiger als jemals sei, und manche sorgenvolle Nacht an seinem Lager erfüllte der Gedanke, wie sie den theuern Sohn sich erhalten, und dem Leben wieder gewinnen könne. Da kam auch ihr oft der Ausweg einer gänzlichen Entfernung. Schon früher hatte sie gewünscht, Frankreich und Italien zu besuchen; sonst war dies auch Iwans Jugendtraum gewesen, und es bedurfte also nicht viel, die zärtliche Mutter für den neuen Plan zu gewinnen. Die kurze Zeit, die man zur Einrichtung brauchte, brachte Sollinsky in tiefer Einsamkeit zu; seine Mutter ging noch mehrere Mal zu Adelheid, aber er begehrte nicht, sie zu begleiten. Sehr schmerzhaft war die Trennung beider Frauen; ihre Freundschaft, rein und stark, wie ihre Seelen, war durch manche gemeinschaftliche Sorge bewährt, und das Wiedersehen lag in so ungewisser Ferne. Sprachlos ruhten sie lange Brust an Brust, und mühsam riß sich endlich die ältere Freundin, im dulden geübter, aus Adelheids Armen los. Beruhigt folgte diese den Abreisenden mit ihren besten Wünschen; eine Wolke hatte sich von ihrem Horizont entfernt, aber schon begann auf's neue sich die Sonne ihres Lebens zu trüben. — Ungesehen, und nur durch einen unglücklichen Zufall, war Rauenstein hinter einer Glasthür Zeuge von Iwans Abschied gewesen. Er hörte nicht Adelheids Worte, nur die leidenschaftlichen Blicke, nur die heftige Bewegung des Jünglings sah er, sah, wie er Adelheids Hände faßte, die diese mitleidig ihm nicht entzog, wie er vor ihr niedersank, und sie freundlich und wehmüthig sich zu ihm hinabbeugte. Der tiefste Schmerz drang in Rauensteins Brust.

Adelheid, sie, die er treu und einzig geliebt, die er unendlich geachtet hatte, war also ein ganz gewöhnliches Weib, eitel und gefallsüchtig, falsch und treulos! Das Vertrauen zu ihr, das mit seinem Leben verwachsen war, mußte er zurücknehmen! Er schwieg, und war unglücklich. Leider schwieg auch Adelheid; sie glaubte die letzten Augenblicke mit Sollinsky nicht berühren zu dürfen, und die Kälte ihres Mannes, seine öfteren Abwesenheiten, waren nicht geeignet, eine herzliche Mittheilung an die Stelle dieses, vielleicht falschen, Zartgefühls zu setzen. Langsam lös'ten sich die schönen Bande ihrer Seelen immer mehr und mehr. Adelheid fühlte sich nur noch als Mutter glücklich; Rauenstein suchte Ersatz in dem Geräusch der Welt, und fand nur größeren Schmerz. Ein Wort wäre hinreichend gewesen, den Zauber zu lösen; — es ward nicht gesprochen, und zwei edle Seelen verbluteten an verheimlichten Wunden.

Indessen reis'te Sollinsky der Hauptstadt Frankreichs entgegen, und seine Mutter versäumte nichts, ihn zu zerstreuen. Sie, die schon einmal ein Wesen, ihrem Herzen so nahe, dahinwelken sah, bewachte mit tödtlicher Angst jede Bewegung seiner Seele auf seinen beredten Zügen, und sah nur tieferen Gram, je mehr der Gegenstände von außen sich an den Leidenden drängten. Daß seine Gesundheit in diesem Kummer unterging, konnte sie sich nicht verhehlen; noch waren die Spuren seiner letzten Krankheit nicht verwischt, und diese matten, glanzlosen Augen, diese feine Bläße, sagten ihr täglich, was sie so gern sich selbst verschwiegen hätte. Vorwürfe aller Art zerrissen ihr Herz. Warum hatte sie ihn nicht früher entfernt, warum war sie nicht aufmerk-

samer gewesen; sie, die sein schwärmerisches Gemüth kannte, die schon so lange das Erwachen der Leidenschaft gefürchtet hatte? — So kamen sie nach Paris, wo sie viele Polen trafen, und die Begegnung mehrerer alten Bekannten Sollinsky wohlzuthun schien. In dieser Begleitung sahen sie alles merkwürdige, besuchten die glänzendsten Cirkel, und überall war Frau von Sollinsky auf den Eindruck gespannt, den die schönen, lebhaften Französinnen auf ihren Sohn machen würden, fest entschlossen, die, die ihm Ersatz für das Verlorene sein könnte, mit Freuden Tochter zu nennen. Vergebens; — Iwan blieb kalt! Mit einer unverbrüchlichen Treue, die lebhaften Gemüthern, besonders Männerherzen, nur bei hoffnungsloser Liebe eigen zu sein scheint, hing er an dem Bilde seiner Gedanken, und seine trostlose Mutter sah ihre letzte Hoffnung schon verloren.

Eines Tages wurde beschlossen, das Findelhaus zu sehen. Frau von Sollinsky betrat die Schwelle des ehrwürdigen Gebäudes mit dem Gefühl, das jedes Mutterherz in die Wohnung dieser verlassenen Kleinen begleiten muß. Eine würdige Nonne empfing sie. Sanft und ernst, ein Bild der Wohlthätigkeit, die sie übte, flößte ihr Anblick herzliche Achtung ein. Sie führte die Fremden umher, zeigte ihnen die Kinder, von dem hülflosen Säugling bis zu den schon mehr herangewachsenen, die nicht blos blühende Gesundheit, auch Unterricht und Bildung der Seele dieser menschenfreundlichen Anstalt dankten. Unter mehreren jungen Mädchen fesselte eins auf den ersten Anblick die Aufmerksamkeit der Frau von Sollinsky. Es schien schon an der Grenze des jungfräulichen Alters zu stehen, und zeigte der erstaunten

Beobachterin bekannte, ihr sehr theuere Züge. Nie hatte sie eine so wunderbare Aehnlichkeit gesehen; es schien ihre Freundin Adelheid; nur jünger, blühender und zarter. Sie zog ihre Augen ab, um sie auf Iwan zu richten; er stand in ein Fenster gelehnt, und betrachtete das Mädchen mit einem Erstaunen, das alles um sich her vergaß; kaum ward er seine Mutter gewahr, als er ihr sein Gefühl mittheilte. „Mutter, ist es möglich, kann es eine vollkommnere Gleichheit geben? Sehen Sie diese schwarzen Augen, diesen Blick, diese Stirn, die glänzend schwarzen Haare, den Zug um den Mund, der die Gräfin so unaussprechlich schön macht; — jetzt dies Lächeln, selbst die Haltung, alles, alles ist wie sie —!"

Die Nonne näherte sich jetzt, und Frau von Sollinsky ging ihr entgegen, um nach der interessanten Kleinen sich zu erkundigen. „Es ist nun dreizehn Jahre, Madame," antwortete sie, „daß dieses Mädchen als ein neugebornes Kind zu uns kam. Nach ihrem Wuchs könnte man sie für älter halten. Sie trug sehr feine Wäsche, und an ihrem Hals einen Ring, den sie noch jetzt trägt, — eine zierlich eingefaßte Haarlocke mit Brillanten umgeben, und auf dem Golde der Rückseite die Worte: ‚pour Adèle.' Nach diesen Worten haben wir sie Adele genannt. Es ist ein gutes sanftes Kind, von vorzüglichen Anlagen."

Die Gesellschaft verließ das Haus, aber Adelens Bild begleitete die Mutter und den Sohn. Iwan war still, nur verstohlen zog er Adelheids Portrait hervor, um es mit Adelens Zügen zu vergleichen. Frau von Sollinsky lag in wachen Träumen auf ihrem Lager. Es schien ihr, als ob der Himmel selbst ihr ein Mittel zu Iwans Glück zeige. Dies

Mädchen konnte er besitzen, und wenn ihre Seele gebildet ward, wie ihre schöne Gestalt, so konnte nichts vollkommneres gedacht werden. Wenn sie dann nach jahrelanger Trennung sie ihm zuführen würde, während sie sein Herz zu der Hoffnung dieses Glücks gestärkt hatte, welch' ein Augenblick, welche Belohnung für alle Mutterſorgen! Zwar Adele war ohne Namen, ohne Eltern, von dunkler Abkunft, vielleicht ein Kind des Verbrechens. — Hier regten sich alle langgenährten Vorurtheile, und nur Mutterliebe und Sorge für des besten Sohnes Leben konnten sie niederkämpfen. Entschlossen, Adelen aus dem Findelhause zu nehmen, erhob sie sich am Morgen, und nun blieb nur noch die Sorge, wo Adele die Zeit ihrer Reise zubringen sollte; denn sie schon jetzt vor Iwans Augen zu bringen, schien ihr nicht rathsam. Ein wachsamer Blick mußte vorher das Mädchen prüfen, ob sie des Glückes werth war, das sie ihr bestimmte; auch fehlte ihr wahrscheinlich noch manches, was sie nur im Umgange mit einer fein gebildeten Frau sich zueignen konnte, und Vorliebe für ihr Mutterland ließ Frau von Sollinsky hierzu eine deutsche Frau wählen. Adelheid mit all' ihrer Vortrefflichkeit schwebte ihr vor; sie bestimmte sich, das junge Mädchen dieser Freundin zu übergeben, und ein alter treuer Bedienter sollte es nach Deutschland begleiten.

Der Brief, der Adelheid diesen Plan meldete, goß nach manchem trüben Tage wieder eine frohe Empfindung in ihre Seele. Adelens Ankunft ward ihr für den nahen Frühling angekündigt; sie freute sich ihrer Gesellschaft und der Beschäftigung mit ihr, da sie auf's Land gehen wollte, und Rauensteins Umgang nicht oft dort hoffen durfte. Hermann

und Adele sollten ihre schleichenden Stunden erheitern, und auch der Gedanke, für Sollinsky's Glück zu wirken, war ihr angenehm. Anderer Glück befördern, nur das schien ihr noch zu bleiben; sie selbst lebte in der Vergangenheit, weckte die abgeschiedenen Freuden aus ihrem Grabe, um sich für die leere Gegenwart zu stärken. Sie theilte ihrem Mann den Brief mit; er las ihn kalt und gab ihn gleichgültig zurück; in Adelheids Auge stieg eine Thräne. Hätte sie gewußt, wie viel der Mann litt, den sie ruhig wähnte; wie oft es ihn drängte, die Freundin seiner schönsten Jahre, seine einzige Geliebte, die Mutter seines Kindes an die Brust zu drücken! — Mit dem ersten Lächeln der Frühlingssonne ging sie auf's Land. Freundlich bewillkommten sie die Bauern, die durch ihre Hülfe das Unglück des vorigen Jahres verschmerzt hatten, und hier und da stieg schon eine fester gebaute Hütte aus den Trümmern hervor. „Ach, alles erhebt sich wieder," seufzte Adelheid, „nur mein Glück ist auf ewig dahin." Sie trat in ihr Haus; hier standen überall Erinnerungen der Liebe und Einigkeit vor ihr. Still setzte sie sich nieder, und genoß der lieblichen Täuschung. Rauenstein, wie er sonst war, so zärtlich und liebevoll, so fest und treu in seiner Neigung, so unverändert in langen Jahren, — dieses Bild wurde so lebendig, daß es das spätere ganz verdrängte. Milde Thränen erleichterten ihre Brust, und die Hoffnung erhob sich tröstend. „Er ist noch, was er war," flüsterte sie; „ein unglückliches Geheimniß muß ihn drücken, und machtest Du wohl je einen ernsten Versuch, es ihm zu entreißen?" Sie flog an den Schreibtisch, und was sie in dieser Stimmung schrieb, konnte seinen Zweck nicht verfehlen.

Sie erinnerte Rauenstein, daß in wenigen Tagen der Jahrestag ihrer Verbindung sei, und bat um seine Gegenwart, bat um Enthüllung des Räthsels, das ihre Herzen trenne. Schon der Erfüllung gewiß, sah sie nun mit schnell verwandelten Gefühlen das Leben der erwachenden Natur, und es war ihr ein schönes Vorbild wiederkehrenden Glücks.

Rauenstein hatte nie aufgehört, Adelheid zu lieben; nur mühsam hatte sein treues Herz die Ueberzeugung ihres Unwerthes geduldet; ihr Brief, so ganz die Sprache des Gefühls, zerriß die kalte Rinde, mit der er sich umgab; er fühlte wieder die Harmonie ihrer Seele mit der seinen, und beschloß, sein verwundetes Herz ihr zu öffnen. Mit froher Erwartung trat er am Morgen des bestimmten Tages seinen Weg an. Ein kleines Fest, doch ohne fremde Zeugen, empfing ihn, und Adelheid, schön und liebevoll, wie sie einst als Braut ihm entgegen kam, sank in seine Arme. Wenige Stunden klärten alles auf. Rauensteins Argwohn wich der siegenden Wahrheit und der unwiderstehlichen Liebe. Noch einmal waren sie glücklich! Der volle Schimmer ungetrübter Freude fiel in Adelheids Leben, um eine lange, düstere Nacht zu erhellen, die ihrer wartete. —

Die Familie saß Abends unter der großen Linde, wo gewöhnlich zu Nacht gegessen wurde, als der Wagen in den Hof fuhr, der Adelen brachte. Der alte Bediente meldete sie an, und schüchtern erwartete das junge Mädchen den Empfang der Unbekannten. Adelheid ging ihr freundlich entgegen, und faßte mit ermunternden Worten ihre Hand, ihr aus dem Wagen zu helfen. Sie erstaunte über Adelens Schönheit und Reiz, weit entfernt, hier eine Aehnlichkeit an-

zuerkennen, obgleich es ihr schien, als wären diese Züge ihr nicht ganz fremd. Aber kaum trat sie mit ihrer Begleiterin zu Rauenstein, als dieser, betroffen über die seltsamste Gleichheit, einen Ausruf der Verwunderung nicht zurückhalten konnte. Adelheids erster Anblick, als er in ihrem funfzehnten Jahre sie kennen lernte, vergegenwärtigte sich ihm wunderbar. Er konnte die Vergangenheit kaum von der Gegenwart unterscheiden, sich nicht von der Vergleichung der beiden Gestalten losreißen, die Hand in Hand vor ihm standen. Man setzte sich nieder, und Adelheid suchte ein Gespräch anzuknüpfen, das durch die reizende Lebhaftigkeit der jungen Französin bald zwanglos und unterhaltend ward. Mit einem Feuer, das nur ihren Landsmänninnen eigen ist, erzählte sie von ihrem Vaterlande, von dem Abschiede aus den Umgebungen ihrer Kindheit. Sie schilderte ihre Liebe zu der Frau von Sollinsky, die sie noch oft im Findelhause besucht hatte, und streckte ihre Arme nach Adelheid aus, sie um ihr mütterliches Wohlwollen zu bitten, indem Thränen in ihre Augen stiegen, die sie unendlich verschönerten. Rauenstein war in ihrem Anblick verloren, aber nicht mit Wohlgefallen blickte er sie an, nein, mit dem Gefühl, das uns bei einer wundervollen unbegreiflichen Erscheinung befallen würde. Vergebens strebte er, was er sah, zu erklären, indem er einen grausen Lichtstrahl, der von Zeit zu Zeit in seine Seele fiel, mit Gewalt zurückdrängte. Adelheid war entzückt von Adelens Liebenswürdigkeit; sie schloß sie in ihre Arme und gelobte ihr die Liebe und Sorge einer Mutter; sie führte sie in die Zimmer, die schon lange für sie eingerichtet waren, und half am andern Morgen alles zu ihrer Bequemlichkeit

anordnen. Dann fuhren sie in die Stadt, um verschiedenes einzukaufen, was Adelen fehlte. Rauenstein blieb tiefsinnig zurück.

Mehrere Wochen verstrichen mit Adelens kleiner Einrichtung, und bald war sie in Rauensteins gastfreundlicher Wohnung einheimisch; wer sie sah, gewann sie lieb; selbst die Frauen der Gräfin, mit denen sie nicht sprechen konnte, lächelten ihr freundlich zu, und sahen ihr mit Wohlgefallen nach. Jede ihrer kleinsten Bewegungen hatte Anstand und Grazie; ihr Charakter war feurig, unverdorben und kindlich; ein liebenswürdiger Enthusiasmus für das Gute und Rechte lebte in ihr; so feurig liebte sie bald auch die Gräfin, und diese entdeckte täglich neue Vorzüge an der interessanten Fremden. Bald sprach man in der Stadt von ihr, und es fehlte nicht an Besuchen von dorther. Fast täglich kamen Bekannte des Hauses, und alle sprachen auf den ersten Blick ihre Verwunderung über Adelheids und Adelens Aehnlichkeit aus; jede solche Aeußerung machte Rauenstein tiefsinniger und trüber. Stundenlang konnte er einsam im Garten sitzen, und sich im Nachdenken verlieren; kam er dann zur Gesellschaft, so ruhte sein Auge unverwandt auf Adelen, und er zog es nur von ihr ab, um es mit forschendem Blick auf Adelheid zu richten. Mit Adelen sprach er selten; geschah es einmal, so betraf das Gespräch die Umstände ihrer Geburt, wovon sie nichts zu sagen wußte, und ihm nur mit strömenden Thränen den Ring von ihrem Halse hinreichte. „Das ist alles, was mir von den Urhebern meiner Tage übrig ist!“ rief sie aus, und ihre schönen Augen wandten sich zum Himmel. Traurig eilte sie dann zu Adelheid, warf

sich an ihre Brust, und suchte hier, was die Natur ihr versagte. Adelheid schrieb oft an Frau von Sollinsky, und jeder ihrer Briefe enthielt Adelens Lob. ‚Sie wird Iwans Glück machen und Ihr Alter erfreuen,‘ sagte sie ihr, und alle ihre Sorgfalt war dahin gerichtet, durch Ausbildung von Adelens Vollkommenheiten dies Versprechen zu rechtfertigen. Sie selbst unterrichtete sie in der Musik und in der deutschen Sprache; im Zeichnen hatte sie schon einen guten Anfang gemacht, und übte es mit Hermann, der sie brüderlich liebte. In den Morgenstunden las Adelheid mit ihr, und sprach alsdann über das gelesene. — Von Sollinsky unterhielt sie sie oft; Adele erinnerte sich seiner lebhaft. Adelheid bemühte sich leise und unmerklich, eine Neigung für ihn zu erregen, die einst sein und Adelens Leben verschönern sollte. Der Sommer floh schnell dahin, und die Familie verließ das Land. Rauenstein suchte immer mehr die Einsamkeit, ward immer ernster und verschlossener; nur er allein hielt sich in einer Entfernung von Adelen, die an Widerwillen grenzte. Liebreich fragte ihn einst Adelheid um den Grund dieser seltsamen Abneigung. Er sah sie starr an. „Du fragst mich das?“ — sagte er erstaunt, — „Du? Laß uns davon abbrechen, sie verliert nichts an meiner Liebe; bei Deiner Zärtlichkeit, die der Mutterliebe gleicht, kann sie nichts vermissen.“

Ein fremder Gesandter reis'te um diese Zeit durch, und ihm zu Ehren wurde ein prächtiger Ball veranstaltet. Er und Rauenstein waren in der Jugend genaue Freunde gewesen, und dieser freute sich auf eine Ueberraschung, da der Gesandte nichts von seinem Aufenthalt hier wußte. Als die

Stunde zum Balle kam, ging er in seiner Gemahlin Zimmer. Da stand Adele neben Adelheids Bilde, das in der ersten Zeit ihrer Ehe gemalt war, fast genau so gekleidet; — das schöne Original neben der schönen Copie. Lächelnd rief ihm Adelheid entgegen: „Wenn ich es ohne Eitelkeit sagen darf, — heute finde ich selbst Adelens Aehnlichkeit mit dem was ich ehedem war. Sieh nur her, und lächle dann über mich, wie ich mir in der Vergleichung gefalle.“

„Mir mißfällt dieser Scherz in Deinem Munde,“ sagte Rauenstein bitter und von Adelen abgewandt; — „soll er bedecken, was nur zu offenbar ist, so ist er eine Armseligkeit und eine Falschheit ohne gleichen.“ — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Adelheid blieb vernichtet zurück. Nur mühsam ordnete sie die schrecklichen Gedanken, die in ihr aufstiegen, und in dieser Stimmung mußte sie Adelen begleiten, die nichts von dem Aufruhr ihres Innern ahnen durfte. Das Gefühl der Unschuld gab ihr Kraft. Rauenstein ging, mit einer Hölle im Busen, in das Gewühl der Freude. Es war der nämliche Saal, wo er Adelheid zum ersten Mal sah; hier wurde sein Herz von tausend Erinnerungen durchbohrt; er suchte den finstersten Winkel eines Spielzimmers auf; von der Fensternische verborgen, saß er lange einsam, und sann der grausamen Idee nach, die längst in ihm schlief, und der er heute zum ersten Mal Worte gegeben hatte. Die Thür öffnete sich; zwei seiner Bekannten traten herein, und warfen sich auf ein Sopha dicht bei ihm nieder.

„Haben Sie heute die schöne Französin bemerkt?“ sagte der Eine, „mich deucht, reizender war sie nie; sie verdunkelt

Alles um sich her; ich wenigstens habe noch nichts ähnliches gesehen.“

„Ganz so,“ antwortete der Andere, „war die Gräfin Rauenstein, als sie aus Frankreich zurückkam, nur ist der Teint der sogenannten Demoiselle Duval, nach Art ihres Landes, weniger blendend, da hingegen die Gräfin bei weitem nicht so blühend aussah, was man damals einer Krankheit zuschrieb. Die gute Gräfin mußte uns für sehr vergeßlich halten, als sie den Entschluß faßte, ihr Töchterchen kommen zu lassen.“

„Also glauben Sie wirklich?“ —

„Ob ich es glaube? Niemand ist in der Stadt, der daran zweifelt, Niemand, als vielleicht höchstens der gute Rauenstein. Diese Aehnlichkeit ist zu verrätherisch. Wer könnte beide sehen und da an Wunder glauben, wo Erklärung so nahe liegt? Die Gräfin war ein Jahr lang in Paris, kam krank und schwermüthig zurück Vor kurzem erscheint zum Glück die Polin; mit dieser wird genaue Freundschaft gestiftet; — daß Beide ein Geheimniß hatten, lag am Tage. Sie konnten sich kaum trennen, so groß war ihre Vertraulichkeit. Nun schickt die Freundin das Mädchen, mit dem unverkennbaren Zeichen ihrer Abkunft, die zum Ueberfluß selbst den Namen der Mutter trägt. — Wer da durch ein Mährchen sich täuschen läßt, muß arglos sein, wie — Rauenstein.“

„Sei es, wie es wolle,“ erwiederte der Erste. „Adele ist himmlisch schön. Was ihre Mutter betrifft, so erhalte Gott dem armen Rauenstein seine selige Blindheit. Aber ich höre einen neuen Walzer; kommen Sie, ich muß sehen, ob sie jetzt frei ist.“

Sie gingen in den Saal zurück, während Rauenstein, von allen Martern ergriffen, wie betäubt auf seinem Sitz blieb. Er war also nicht blos unglücklich, er war auch beschimpft und verachtet. Adelheid hatte sein Glück und seine Ehre verrathen, um ihre Tochter zu besitzen. Alles, was jene sagten, hatte er längst gefühlt, längst in qualvollen Stunden der Einsamkeit durchdacht; jetzt, da er es aussprechen hörte, ließ es keinem Zweifel mehr Raum. Er mußte es glauben, daß diese Falschheit möglich war, daß man hinter so lächelnden, unschuldigen Blicken das entehrendste Geheimniß bergen konnte. Sein früherer Verdacht kehrte zurück, und schloß sich bitter an die Reihe der quälenden Gedanken. Schon von dem Zeitpunkt, wo Sollinsky's Liebe sich zeigte, fing er an, an Adelheid zu zweifeln; jetzt war es gewiß, er war betrogen. Ohne zu wissen, was er that, wollte er durch den Tanzsaal in seine Wohnung gehen; der Gesandte hielt ihn auf. „Willkommen, Freund!" rief er ihm zu, „ich höre eben, daß Sie hier sind, und freue mich unendlich. Sie sind verheirathet, stellen Sie mich doch Ihrer Gemahlin vor, die man mir schon von weitem gezeigt hat." Sinnlos ließ sich Rauenstein hinführen. Adelheid stand bei Adelen, der sie eine Tasse Thee reichte. Sie erwiederte die Begrüßung des Gesandten, der Adelen betrachtete, und dann zu der Gräfin sagte: „Nur diese vollkommene Aehnlichkeit, gnädige Frau, läßt mich Ihr Fräulein Tochter erkennen; ohne diese würde man Sie unmöglich für ihre Mutter halten können." Adelheid erröthete, und belehrte den Fremden von seinem Irrthum. Rauenstein stand auf Dornen; das elende Mährchen verwundete sein Ohr, und die Ruhe, mit welcher Adelheid

es vorbrachte, riß sein Herz auf immer von ihr los. Fest entschlossen, diese Qual zu enden, zog er den Gesandten in ein einsames Zimmer, und indem er ihm die geheime Ursache dieses Wunsches zu enthüllen versprach, bat er ihn dringend um eine Stelle in seiner Begleitung.

„Aber, lieber Freund, ich reise schon morgen," entgegnete ihm dieser, „unmöglich würden Sie so bald —"

„Gleichviel, und um so besser!" rief Rauenstein heftig; „ich mahne Sie an unsere Freundschaft, gönnen Sie mir Ihre Gesellschaft, lassen Sie mein gekränktes Herz dem Ihren sich öffnen! — —"

In wenig Augenblicken war alles geschlossen. Rauenstein eilte nach Hause, berichtigte seine Angelegenheiten, brachte alles, selbst für den Fall seines Todes, in Ordnung, schrieb an Adelheid, und wählte zwei Bediente zur Begleitung. Um Mitternacht hörte er den Wagen seiner Frau vorfahren. Er öffnete das Fenster, und sah beim Scheine der Fackeln noch einmal die holde Gestalt, die er nie wiederzusehen entschlossen war. Dann warf er sich auf sein Lager, und verhüllte seine strömenden Augen. Mit Anbruch des Tages kleidete er sich zur Reise, schlich in das Schlafzimmer seines Sohnes, der ruhig schlummernd lag, küßte ihn leise, und verließ mit zerrissenem Herzen sein Haus und die schlummernde Adelheid, die erst jetzt die Ruhe gefunden hatte.

Es war hoch am Tage, als Adelheid erwachte, und die trüben Vorstellungen, mit denen sie entschlummert war, für einen schweren Traum hielt. Aber sie standen am Lager und nahmen sogleich wieder Besitz von ihrer Seele. Sie konnte gestern den Zwang nicht länger tragen; um Mitternacht ver-

ließ sie den Ball, mit der geheimen Hoffnung, Rauenstein noch wachend zu finden. Man sagte ihr auf seinen Befehl, er habe sich schon zur Ruhe begeben. Sie mußte nun den Morgen erwarten, um mit ihm zu sprechen, und, o Gott! was sollte sie ihm sagen, ihm, der aus ihrem besten Freunde ihr Ankläger geworden war? Wo waren die Beweise, die sie seinem Verdacht entgegensetzen konnte, wenn er nicht mehr an sie glaubte? Längst war ihr Oheim todt, der einzige Zeuge, der für sie sprechen konnte! Es giebt nichts kränkenderes für ein edles Gemüth, als ein Wesen zu wissen, das an seiner Reinheit zweifelt; ist es ein würdiges, ein geliebtes Wesen, so wird die Last die schwerste, die die Unschuld tragen kann! Lange sträubte sich Adelheids unbefleckte Seele, den Gedanken aufzunehmen, aber riesengroß und unvertilgbar stand er vor ihr, und verhüllte mit seinen schwarzen Flügeln ihr ganzes vergangenes Glück. Sie zitterte dem Augenblick entgegen, wo sie Rauenstein gegenüberstehen würde, der sie für schuldig hielt. — Wir wissen, was ihr bevorstand, und um den Eindruck zu schildern, den sie empfand, stehe der Brief hier, welchen man ihr von dem Grafen einhändigte.

‚Adelheid, ich muß Dich verlassen, auf lange — auf immer! — O, hätte ich je geglaubt, daß ich einst freiwillig von allem scheiden würde, was mich glücklich machen konnte? Hier bin ich allein in der öden Nacht; ungetröstet empfinde ich den Schmerz der Trennung von Dir und meinem Kinde! Aber es muß sein; neben Dir wird mein Herz von zu grausamen Qualen zerrissen, und gebieterisch dringt nun auch die Ehre den Entschluß mir ab, mit dem ich schon so lange kämpfte.

Seit jenes Wesen unser Haus betrat, das Deinem Herzen zu nahe ist, um von mir gehaßt zu werden, — kam keine Ruhe in meine Seele, ich wollte vergebens meine Augen dem Lichte verschließen, das mich schrecklich umstrahlte; es drang dennoch zu mir, und ward zur Flamme, die das Gebäude meines Glücks verzehrte.'

‚O Adelheid, ich kann eine Schwachheit vergeben. Daß Adele Dir angehört, ist nur zu gewiß, und mein Herz, das Dich einzig liebte, hätte verziehen, was Deine Jugend entschuldigte. Aber — Du konntest dies Kind verstoßen, lange Jahre konntest Du leben, ohne je durch einen trüben Augenblick an die Hülflose erinnert zu werden. Du konntest mich betrügen, und endlich durch Zufall, durch Laune, — denn wahre Mutterliebe konnte so lange nicht schlummern, — mich meiner letzten Güter, — meiner glücklichen Unwissenheit und was mehr als alles ist, meiner Ehre berauben! Mit unbegreiflicher Falschheit erkünsteltest Du Unbefangenheit, wo alles Dein Vergehen laut aussprach; ich ruhte in den Armen der Verrätherin, die mich dem Gespött der Welt unbarmherzig Preis gab. — Ich schaudre, wenn ich die Anklage übersehe, die ich gegen Dich erhebe; ach, sie ist leider schreckliche Wahrheit. Gestern hörte ich Deine Schande aus dem Munde kalter, herzloser Menschen; man nannte meinen Namen mit Verachtung; — ich kann nicht mehr hier athmen, schwer liegt der Himmel auf mir, ich fliehe vor der Schande und vor mir selbst! — Lebe wohl, Adelheid, lebe glücklich, wenn Du kannst! Mit unauslöschlichem Schmerz im Herzen wünsche ich dem Deinen Trost und Frieden. Versuche nicht, mir zu schreiben; es würde vergeblich sein; ich gehe jetzt im Ge-

folge des Gesandten, aber bald werde ich mich von ihm trennen, und Deine Briefe würden mich nicht finden. Meinen Sohn empfehle ich Deinem Mutterherzen; er theile Deine Liebe mit Adelen. In einigen Jahren werde ich ihn zu mir nehmen, um seine Erziehung selbst zu vollenden. Meine Angelegenheiten sind in Ordnung, und Dein Schicksal gesichert. Lebe wohl — o Adelheid, welch' ein Abschied! Aber es mußte so sein!' —

Was Adelheid fühlte, als dieser Brief ihren zitternden Händen entfiel, wage ich nicht zu beschreiben. Ihr Körper erlag den Kämpfen der Seele, und eine Abspannung aller Kräfte ward in diesen Augenblicken Wohlthat für sie. Adele ohne den Grund ihres Kummers zu ahnen, den Adelheid ihr vorsichtig entzog, litt mit ihr, und ward ihr dadurch noch theurer. Ihr Herz war zu edel, die unschuldige Ursache ihres Unglücks zu hassen; nur in tiefer Stille flossen ihre Thränen der seltsamen Verkettung eines grausamen Geschicks. — Ohne Rauenstein zu leben, seine Liebe, seine Achtung verloren zu haben, war ein Schmerz, für den selbst die Unschuld keinen Trost bot. In tiefer Trauer verflossen ihre Tage, in steten Gedanken an ihn, der sie liebte, und verließ! Oft versuchte sie seinen Aufenthalt zu erforschen; ihre Bemühungen waren vergebens, und ihr Leben glich einem finstern, nächtlichen Gewebe, in das keine freundliche Hand einen Faden der Hoffnung mischte! — Von Frau von Sollinsky kamen zu derselben Zeit Briefe an, die Adelens Schicksal der Entwickelung näherten. Sie befand sich mit Iwan in Italien, und hatte schon mehrere Schritte gethan, ihn auf eine Verbindung mit Adelen vorzubereiten. Er wußte, daß

dieses junge Mädchen bei der Gräfin war; er kannte die schönen Zeugnisse, die diese ihr gab, und Frau von Sollinsky schickte ihr jetzt Iwans Bild, indem sie für ihn um das ihrige bat. Der Augenblick war nun gekommen, wo Adelheid ihr ihre Bestimmung sagen, wo sie in diesem jungen Gemüth die Neigung nähren durfte, die ihm lange eingepflanzt war, und die für ein langes Leben ihr Glück, Trost und Hoffnung werden sollte. Adelens Liebe war noch ungefesselt. Keine Sympathie zog sie zu den fremden Jünglingen, die ihre Schönheit ihr unterwarf; sie fühlte mehr Verwandtschaft mit Iwan, von dem sie täglich hörte, und dessen ausdrucksvolle Züge frisch in ihrer Erinnerung lebten. Die glühende Dankbarkeit für seine Mutter. die ihr die unbekannten Urheber ihrer Daseins ersetzen wollte, wurde bald durch Adelheids und Hermanns Erzählungen zu einer leisen, rührenden Neigung für den Sohn, und als sie nun erfuhr, sie sei für ihn bestimmt, ihn zu beglücken sei das Opfer des Dankes, das man von ihr fordere, da gesellte sich das Gefühl einer heiligen Pflicht zu jener romantisch schönen Empfindung, und mit feurigen Gelobungen umfaßte sie Adelheids Kniee. Es war auf der nämlichen Stelle, wo ehemals Sollinsky so vor ihr lag, und sie — mit Trauer über seinen Schmerz — zu ihm sprach. Ein froher Blick suchte den Himmel; denn in dem holden Geschöpf, das ihn jetzt zu lieben gelobte, sah sie sein Glück gerettet und geschützt. „Sei glücklich, meine Adele," sagte sie tief gerührt, „und möge nie eine Stunde kommen, wo die Erinnerung dieses Augenblicks andere als Freudenthränen in Dein Auge lockt! — Hier nimm Iwans Bild, und bleibe des Geschenks

werth, das seine Mutter mit seiner Hand Dir giebt.“ — Erröthend empfing Adele das schöne Bild dessen, der ihr Eigenthum werden sollte, und suchte die Einsamkeit, die freundlichste Gefährtin für die ersten ahnenden Gefühle eines jungfräulichen Herzens.

Auch Adelheid suchte sie, die Vertraute ihrer Thränen. Auch sie betrachtete ein Bild, dessen lächelnde Augen sonst mit Zärtlichkeit auf sie gerichtet waren, und verlor sich in dem Sinnen ihrer schönen Jahre, um bald herzzerreißender zu fühlen, was sie entbehrte! Wie der Glanz der sinkenden Sonne das Ungewitter, das ihr gegenüber steht, noch grausender und schwärzer erscheinen läßt, so wird auch unser Schmerz drückender, wenn unsern Geist die Schatten des Glücks umstehen, das einst uns lachte — ach und das auf ewig unterging.

Der Winter war noch lange nicht von der besseren Jahreszeit verdrängt, als Adelheid mit ihrer kleinen Familie die Stadt verließ, und ein weiter entferntes Landgut bezog, das ihr eigenthümlich gehörte, und wo sie seit ihrer Verheirathung nicht gewesen war. Die Welt, die sie verkannte, war ihr verhaßt, und von einem Aufenthalt, der nie ihre Freuden sah, versprach sie sich den Trost einer traurigen Ruhe. Ein Lehrer für Hermann folgte ihr in die Einsamkeit; denn der Gegenwart des geliebten Sohnes konnte ihr Herz nicht entbehren. Das Gut lag in einer einsamen, aber sehr schönen Gegend, und die Bewohner empfingen ihre Gebieterin mit ungeheuchelter Liebe. Manches fand sich hier einzurichten, manches zu bessern und herzustellen; denn Adelheid wollte hier den Rest ihres Lebens zubringen. Ein Jahr verging ohne Abwechselung; nur die Briefe der Frau von

Sollinsky brachten Nachricht aus der Welt; ihre Rückkehr war nun ganz nahe; sie hatte schon Deutschlands Boden wieder betreten, aber die Flamme des Kriegs, die eben zu wüthen anfing, hemmte ihre Reise. Sie mußte Umwege nehmen, und aus den Wochen, in denen man sie erwarten konnte, wurden eben so viel Monate. Adelens Herz klopfte bei jedem Geräusch auf dem stillen Schloßhofe; auch Adelheid fühlte eine Bewegung, wenn sie an das Wiedersehen ihrer Freundin dachte, und eine sanfte Freude auf diesen Augenblick bemächtigte sich ihres erstorbenen Herzens.

Sollinsky näherte sich dem Wohnort der Gräfin mit den lebhaftesten Gefühlen. Aber sie waren von anderer Art, als die, welche ihn beim Abschiede beherrschten. Einige Jahre Abwesenheit hatten den Sturm der Leidenschaft beruhigt, Zerstreuungen der edelsten Art, und Bemühung, die Eindrücke zu sammeln und zu nützen, die sich ihm überall boten, hatten seinem lebhaften Geist unmerklich eine Beschäftigung untergeschoben, die seiner hoffnungslosen Liebe wohlthätig entgegenwirkte. Er dachte noch oft an Adelheid, aber wenn ihr Bild vor ihn trat, stand die schöne Gestalt Adelens neben ihm, und Beide waren bald so unzertrennlich in seiner Phantasie vereint, daß es der sorgsamen Mutter leicht ward, Adelen nach und nach an Adelheids Stelle zu setzen. — Glücklicher Einfluß der Zeit auf das Menschenherz! — Die Leidenschaft höhnt deiner Kraft, aber das beruhigte Gemüth preis't sie dankend! Es ist kein Kummer ewig, — keiner widersteht der lindernden Hand, die die tief eingeprägten Bilder des Schmerzes langsam mit einem Schleier bedeckt, durch den sie uns nur noch rühren, nicht mehr verwunden!

—Adelheid schrieb ihrer Freundin ihre Trennung von Rauenstein ohne den Grund derselben zu berühren. Ihr Schmerz und ihre heiße Liebe für den Verlorenen, wovon diese Briefe voll waren, vollendeten Sollinsky's Heilung. Er war jetzt nicht mehr der Schwärmer, der ohne Erwiederung lieben wollte; er hoffte auf wechselseitiges Glück in Adelens Armen, und seine Leidenschaft für Adelheid ward ruhige Verehrung und inniges Mitleid.

So fand man sich nach jahrelanger Trennung wieder. Weinend stürzte Adelheid in der Freundin Arme, weinend sah diese der Gräfin blasses, kummervolles Gesicht. Auch in Iwans Auge stieg eine Thräne, als er die theure Hand an seine Lippen drückte. Hermann drängte sich froh zu ihm, und erröthend stand Adele von fern. Wie ihr Anblick Iwan überraschte, wie ihre unnachahmliche Liebenswürdigkeit, von einer stillen Neigung verschönt, sein Herz bewegte, beschreibe ich nicht. Als der Abend herabsank, schlug Hermann einen Spaziergang vor, und führte Iwan und Adelen durch die romantische Wildniß, die das Schloß umgab. Sie folgten ihm gern, und eine unschuldige, vom Schicksal gebilligte Liebe machte diesen ersten gemeinschaftlichen Gang noch in späten Jahren zum schönsten Punkt ihrer Erinnerung. — Indessen waren die Frauen allein. Adelheid schloß ihr Herz der theilnehmenden Freundin auf, und fand hier den festen Glauben, den Rauenstein und die Welt ihr versagten. Schon oft heilte die Freundschaft Wunden, die die Liebe schlug. Sie, — die, unberührt von den Wogen der Leidenschaft, in reinen Seelen ihr Heiligthum gründet, bleibt ruhig und un-

erschüttert, wo jene wankt und, für vergängliche Freuden, Schmerz und Thränen zurückläßt.

Frau von Sollinsky wollte Adelheid bereden, ihr mit Adelen an ihren vorigen Wohnort zu folgen, und die Gefahren des Kriegs, der sich immer mehr näherte, gaben ihren Vorstellungen doppelte Kraft. Dennoch waren sie umsonst. „Nehmen Sie Adelen mit sich, theuere Freundin," sagte die Gräfin, „und auch Hermann mag Ihnen folgen; ich will diese Lieben keiner Gefahr aussetzen; ich aber bleibe hier. Sie sehen, wie entlegen meine Wohnung von der Straße ist; ich fürchte nicht beunruhigt zu werden. In diesen Umgebungen ist mir wohl, die Welt hat mich ausgestoßen!" Frau von Sollinsky wagte noch manche Einwendung, die jungen Leute kamen dazu, und es entstand eine sehr rührende Scene. Adele und Hermann wollten sich nicht von der Gräfin trennen; Hermann schlang seinen Arm um sie, und schwur, eher alles zu dulden, als seine Mutter zu verlassen. — „Nun wohl, liebe Freundin," sagte Adelheid, „so wollen wir theilen, Sie die Tochter, und ich den Sohn." Bei diesen Worten machte sie sich sanft von Adelen los, indem sie Hermann fest und lange an ihre Brust drückte. Still und feierlich gestimmt, saß man bis gegen den Morgen beisammen, und trennte sich endlich, als die Sonne den ersten röthlichen Strahl auf die Gipfel der Berge warf, die Adelheids Wohnung beschirmten. Die beiden Reisenden und Adele wollten nur noch einige Stunden schlafen, und dann ihren Weg fortsetzen; aber noch ehe sie erwachten, gingen Nachrichten ein, die ihre Abreise unmöglich machten. Ein feindliches Streifcorps war in dieser Nacht dem Gute ganz

nahe gewesen, und bedeckte jetzt die Gegend, nach welcher sie reisen mußten. Die Abgelegenheit von Adelheids Wohnort hatte sie vor diesem Besuch geschützt, und ihre Gäste konnten nichts besseres thun, als eine ruhige Zeit hier erwarten. Aber es schien, als ob diese nicht so bald erscheinen sollte. Die ganze Armee kam in kurzem gegen diese Gegenden in Bewegung; ihr eilender Marsch richtete sich dahin, wohin Frau von Sollinsky gedachte; es ward immer unmöglicher, nach dieser Seite durchzukommen, und die Ruhe im Schutz der friedlichen Berge, der Genuß der schönsten Natur, bei den nahen Stürmen eines blutigen Krieges, erfüllten das Herz der Frau von Sollinsky mit Dank gegen den Zufall, der sie hier zurückhielt. Der Abreise ward nun nicht mehr gedacht. Die Mütter fanden ihr Glück in dem Anblick ihrer frohen Kinder, und Sollinsky und Adele genossen die schönsten Tage ihres Lebens in ruhiger Abgeschiedenheit von der Welt, deren sie nicht bedurften. Immer mehr schlossen ihre Herzen sich an einander, es war unmöglich, eine größere Uebereinstimmung zu denken, als in diesen feurigen Gemüthern lebte, und mit wohlgefällig lächelnden Blicken priesen die Väter und Mütter des Dorfs das schöne Paar, wenn sie, an ihren Thüren sitzend, beide Hand in Hand, freundlich grüßend, vorübergehen sahen.

Die kleine Familie war an einem heitern Nachmittage im Garten versammelt, und Iwan las den arbeitenden Frauen vor, als ein ziemlich naher Kanonenschuß sie aus ihrer Ruhe aufschreckte. Alles sprang auf und horchte ängstlich; in kleinen Pausen wiederholte sich der grause Ton. Mehrere Leute aus dem Dorfe kamen herbei; man stritt

über die Nähe und Richtung des Schalles. Adelheid gab voll banger Ahnung einige Befehle, und mit einer Spannung, wie wenn schwarz gethürmte Wolken in schwüler Sommerluft ein Ungewitter verkünden, sah jeder Bewohner dieses friedlichen Thales einem ungewissen Schicksal entgegen. — Aber bald entfernte sich der Ton des Geschützes, — nur noch ein dumpfes Beben vernahm man, und die Angst vor eigener Gefahr wich, um dem Gedanken an die dort gefallenen Unglücklichen Raum zu geben. Boten wurden am andern Morgen ausgeschickt, um den Verlauf und den Ort des Gefechts zu erfahren, und die Nachrichten, die sie brachten, konnten unsere Freunde ihrer Sicherheit wegen völlig beruhigen. Ein kleines deutsches Corps hatte etwa drei Stunden von dem Gute unter einem kühnen Anführer eine überlegene Zahl Franzosen überfallen, und durch Schnelligkeit und Muth einen blutigen Sieg und ziemliche Vortheile errungen. Das Schlachtfeld lag voll Verwundeter, die der flüchtige Feind zurückließ; Alles war wieder ruhig, und die jungen Männer, Iwan und Hermann, konnten dem Verlangen nicht widerstehen, den Kampfplatz zu besuchen, und zu helfen wo noch Hülfe möglich war. Mit einem Begleiter, der Wein und andere Stärkungen, Leinwand und Kleidung trug, machten sie sich auf den Weg, während die Frauen daheim einige Zimmer bereiteten, um selbst Kranke aufnehmen zu können. Die Dämmerung sank während dieser Anstalten herab, und schon sah Adele besorgt den Weg hin, den sie kommen mußten, als sich ein Wagen langsam näherte, und sie den vorauseilenden Hermann erkannte. Sie eilte an die Pforte, um den Jüngling zu begrüßen, der, sie kaum er-

blickend, ihr schon zurief, mehrere Leute herbeizuschicken, die die Verwundeten in's Haus schaffen hälfen. „Ich bringe der Mutter zwei Unglückliche mit," sagte er, „ich weiß, sie wird es mir danken; o Adele!" rief er aus, und drückte heftig ihre Hand, indem Thränen sein Auge netzten, „welch' ein Elend haben wir gesehen! Die Freude, die Unsrigen als Sieger zu wissen, verschloß mein Herz nicht dem Mitleiden gegen Deine armen Landsleute." Während dieser kurzen Rede war der Wagen näher gekommen. Adele rief den Bedienten; auch die Mütter kamen herbei; Iwan und ein junger Arzt sprangen aus dem Wagen, und man war bemüht, die Leidenden so sanft als möglich in die für sie bereiteten Zimmer zu bringen. Adelens Herz bewegte sich bei dem Anblicke ihrer unglücklichen Landsleute, bei dem Ton der vaterländischen Sprache; das unauslöschliche Gefühl der Liebe zu dem Boden der uns gebar, machte die Leidenden ihr zu nahen Verwandten, zu Brüdern, und sie ließ es sich nicht nehmen, ausschließend für ihre Pflege zu sorgen. Der Eine, fast noch Jüngling, starb in derselben Nacht an einer Wunde in der Brust. Der Andere, ein alter Mann und General, war nicht minder gefährlich im Knie und am Kopfe verwundet. Seine erste Bitte war, einen Boten in eine nahe Stadt zu schicken, wo seine Gemahlin zurückblieb, ihr von ihm Nachricht zu geben, und um ihren Besuch zu bitten. Adele übernahm dies traurige Geschäft. Mit einer Bewegung, die ihr sanftes Herz fühlen mußte, wenn sie an die Stelle dieser unbekannten Frau sich dachte, schrieb sie ihr, und kehrte dann an das Lager ihres Pflegebefohlenen zurück, den sie und Iwan nicht verließen, um ihn mit der Hoffnung

auf die baldige Ankunft seiner Gemahlin zu trösten. Der General war ein rauher Soldat, von nicht gar freundlichem Gemüth; dennoch konnte er der Lieblichkeit seiner jungen Landsmännin nicht widerstehen; bald vermißte er sie, wenn sie an seiner Seite fehlte. Die Ankunft der Generalin verzögerte sich, weil der abgeschickte Bote wegen Unsicherheit der Wege mehrere Male umkehren mußte, und der Kranke pries sich glücklich, fern vom Vaterlande wenigstens von einer Französin gepflegt zu werden. Aber diese liebreiche Pflege konnte nur seine letzten Tage erheitern, nicht ihn erhalten. Der Wundarzt sprach das Todesurtheil aus, und ein zerstörendes Fieber gesellte sich zu dem Schmerz der Wunden.

Traurig saß Adele an dem Sterbebette, dem ersten, das ihrer sorglosen Jugend das Bild des Todes vorführte. Adelheid stand am Fenster, das eben ein trüber Schimmer des jungen Tages erhellte, während das Zimmer von Schatten bedeckt war, die dem schauervollen Gemälde seine eigenthümliche Farbe aufdrückten. In ihrer Seele berührte diese ernste Minute so manche schmerzliche Saite. Ihr hatte der Tod schon mehr als ein theures Wesen entrissen; und wo war Rauenstein? Lebte er noch, oder hatte auch sein Herz schon still gestanden, ohne die Ueberzeugung ihrer Unschuld mit hinüber zu nehmen? Die leisen Seufzer vom Krankenbette her, die immer schwächer und in längeren Pausen ertönten, mahnten sie ernst an das Aufhören alles Lebens und hoben ihre Seele im stillen Gebet hinauf zu dem, dem wir näher eilen, wenn diese letzten Fesseln gebrochen sind.

Ein langer, schmerzvoller Athemzug, und Adelens Rufen

erweckte sie; — der Kranke war entschlummert! — In diesem Augenblick öffnete sich das Thor knarrend, und ein Wagen fuhr in den Hof; man meldete die Ankunft der Generalin. Adelheid entfernte Adelen von dem Todten, und rang nach Fassung die Wittwe zu empfangen, die so eben mit einer alten Dienerin in's Haus trat. —

Der Morgen kam herauf. Die Generalin hatte sich von der Leiche ihres Gemahls, wohin Adelheid sie führen mußte, in ein einsames Zimmer begeben. Adele und die Gräfin, von den Scenen dieser Nacht erschöpft, suchten die Ruhe, und Frau von Sollinsky übernahm die Sorgen des Hauses. Hermann saß allein mit einem Buche im Garten, als ein fremder Mann ihm einen Brief übergab, mit der Bitte, ihn allein zu lesen. Er öffnete ihn, und las folgendes:

‚Ich bin Dir nahe, mein Sohn, und mein Herz klopft vor Freude, Dich bald zu umarmen. Daß ein unglückliches Geheimniß mich von Deiner Mutter trennt, kann Dir nicht verborgen sein, und ich fordere daher von Dir das heiligste Stillschweigen über meine Nähe und diesen Brief. Niemand soll mich sehen, als Du, und in Deinem Anblick will ich Ersatz für langentbehrte Freuden suchen. Ich habe, seit ich von Dir schied, vergebens nach Ruhe und Vergessenheit gerungen, vergebens fremde Gegenden durchreis't, wo kein freundliches Auge mir entgegensah, oder meinen Abschied beweinte. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich, durch die Sorge für Dich und Deine Bildung, ein neues Leben zu beginnen hoffe. Unter meiner Aufsicht sollst Du noch einige Jahre eine sehr nützliche Lehranstalt in ** besuchen, und dann werde ich selbst Dich auf die Universität begleiten.

In Deiner Jugend will ich meine eigene noch einmal durchleben; Du sollst an mir einen treuen, zärtlichen Freund auf der Bahn in die Welt haben, und dafür der Trost und die Freude meines Alters sein. Ich werde dies alles in einigen Wochen Deiner Mutter schreiben, und sie wird sich nicht weigern, Dich den Armen des Vaters zu überlassen. Auch will ich Dich nicht ganz von ihr trennen; so oft Deine Studien Dir einige Zeit übrig lassen, magst Du zu ihr eilen; ich weiß, daß man — einmal an ihren freundlichen Umgang gewöhnt, — ohne sie nicht wieder glücklich werden kann.'

‚Ich wollte Dir erst nur diesen Boten schicken, aber die Sehnsucht übermannte mich, ich mußte ihm folgen. Morgen gegen Abend werde ich in der Gegend des Schlosses mich einfinden; Du wirst mich erkennen, und an irgend einem einsamen Orte werde ich das Entzücken genießen, Dich wieder zu sehen.'

Thränen füllten des Jünglings Augen, als er zu Ende gelesen hatte. Jetzt fühlte er die ganze Schwere des Schicksals, das die Kinder getrennter Eltern belastet. Ach! er liebte sie Beide mit gleicher Liebe, und hatte sich nie die Nothwendigkeit gedacht, zwischen ihnen zu wählen. Zwar sagten ihm seiner Mutter Thränen seit jener Zeit ihrer Einsamkeit schon einen Theil der Wahrheit; aber er hoffte immer auf die Rückkehr des Vaters, und Adelheid wagte es nicht, dieser Hoffnung zu widersprechen. Mit gebrochenem Herzen nährte sie die Liebe und Achtung des guten Sohnes für den Mann, den sie so schmerzlich beweinte, und dieser Augenblick, der ihm des Vaters Wiedersehen versprach, wäre also für Hermann der schönste gewesen, hätte er ihm nicht die heiß-

Spuren von Gram, die ihnen unverkennbar aufgedrückt waren, entgingen Rauenstein nicht; sie lehnte ihren Arm auf Hermann, der blühend und mit dem vollen Ausdruck unschuldiger Kindlichkeit sie zu unterstützen schien; — welch' ein Gemälde für den Gatten und Vater! Seine zitternde Hand faßte das Eisen des Gitterwerks, seine Seele vergaß die Umgebungen, und hing mit schwärmendem Entzücken an dem langentbehrten Anblick. Jetzt erhob man den Sarg, ihn in den Hintergrund zu tragen, wo Adelheids Ahnen friedlich schlummerten; die Wittwe allein folgte ihm, von ihrer alten Dienerin begleitet. Sie beugte sich betend über ihn; dann erhob sie sich, und ging langsam an der Reihe von Särgen vorüber, neben welchen man ihren Gemahl gebettet hatte. Die glänzenden Schilder mit dem Namen der Schlummernden schienen ihren Blick anzuziehen; aber kaum hatte sie ihn hingewandt, als sie mit einem durchdringenden Schrei in die Arme der Alten sank, die ihr zur Seite geblieben war. Ein allgemeiner Aufruhr entstand. Man brachte die Ohnmächtige aus der Kirche; alles drängte sich ihr nach, und Rauenstein ergriff den Augenblick, Hermann einen Wink zu geben; unbemerkt verließ dieser die Uebrigen, und ging mit klopfendem Herzen, an der Hand seines Vaters, hinter den Hütten weg, in eine stille unbesuchte Gegend.

Als die Generalin sich erholte, forderte sie mit matter Stimme, die Gräfin allein zu sprechen, und Adelheid bat also ihre Freundin, die nebst ihr und der alten Französin bei der Kranken gewesen war, sich für einige Zeit zu entfernen. Blaß und zitternd erhob sich jetzt die Wittwe, und als Adel-

heid sie zu einem Sitz geleitet hatte, sah jene ihr lange forschend in's Gesicht und begann endlich:

„Der Zufall, der mich so eben traf, war nicht, wie Sie vielleicht glauben, eine Folge von Erschöpfung und heftigem Schmerz, — nein, eine tief verborgene Saite meines verwundeten Herzens ward in jenem Moment berührt, ein theurer, nie vergessener Name stürzte mich in Bewußtlosigkeit. Sie sollen alles wissen; ich fühle das innigste Zutrauen zu Ihnen, aber vorher lassen Sie mich fragen: sind die Willbergs, deren Namen ich dort las, Ihre Ahnen? Giebt es noch mehrere Zweige dieser Familie, und liegen alle hier beisammen in einer Gruft?"

„Es sind meine Väter, die hier schlummern," antwortete Adelheid tief gerührt, „und so viel ich weiß, lebt Niemand mehr von diesem Geschlecht, seit mein Oheim vor kurzem auch hier die Ruhe fand. Hier erwartet sie alle der große Morgen der Hoffnung; nur ein Bruder von mir starb fern; ein Zweikampf machte seinem Leben ein Ende, seine Asche ruht in Ihrem Vaterland."

„O Gott!" rief die Generalin, und ihr Haupt sank auf Adelheids fromm gefaltete Hände, „so ist es dennoch wahr, was ich ahnete; so bin ich bei seiner Schwester, und kann von dem Geliebten mit einem theilnehmenden Wesen sprechen. Lassen Sie mich jetzt dies Herz Ihnen ganz öffnen; ach, es mußte so lange schweigen!"

Ein trübes, schreckliches Bild aus ihrem früheren Leben stieg in diesem Augenblick vor Adelheids Seele auf, und ergriff mit aller Täuschung der Gegenwart noch einmal ihr

geliebte Mutter entrissen, und seiner offenen Seele die Last der Verheimlichung aufgebürdet. Armer Hermann, zum ersten Mal blickte Dein Auge fürchtend in die Zukunft, der süße Traum lächelnder Kindheit zerrann, und eine ernste Sorge führte Dich schnell über ihre glückliche Grenze.

Der nächste Nachmittag, an welchem Hermann den Vater erwarten sollte, war auch zum Begräbniß des Generals bestimmt. Die Generalin brachte die Zeit bis dahin ganz einsam zu, und Niemand von der Familie wagte sie zu stören. Die Schloßuhr schlug eben fünf, als Rauenstein, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, von einem der nächsten Berge in's Thal herabblickte, wo Adelheid und sein Sohn wohnten. Er hatte diese Gegend nie besucht; ihr stiller Reiz bezauberte ihn, und stimmte sein erweichtes Herz zu den sanftesten Gefühlen. Oft hatte ihm Adelheid diesen Aufenthalt geschildert; das Schloß im Schatten dichter Bäume, die hohen Berge ihm gegenüber, die nur eben so viel Aussicht ließen, in geringer Ferne ein klares, rauschendes Wasser, und einen schmalen Steg über seine silbernen Wellen zu erblicken, das Dorf, dessen Hütten sich an den schirmenden Fels lehnten, die kleinen Gärten mit niederer Umzäunung, — alles erkannte er wieder, wie sie es malte, und doppelt einsam fühlte er sich auf heimathlichem Boden, so nahe bei ihr, und ihr doch so fern. Er stieg den Berg hinab, und näherte sich dem Schlosse. Landleute gingen eilend an ihm vorüber in die offene Kirche, und ein feierliches Geläut begann. Er blickte an die Fenster des Schlosses; Alles war still und todt; ihn überlief ein kalter Schauer. Schon suchte sein Auge nach Einem, der seine

Fragen beantworten könnte, da öffnete sich die Pforte, und ein Leichenzug bewegte sich langsam nach der Kirche hin. Hinter dem Sarge ging eine unbekannte Frau in tiefer Trauerkleidung; ihre Gestalt war majestätisch, ihr Gesicht ernst und kummervoll. Neben ihr erblickte er Adelheid, und sein Herz flog ihr entgegen; sein Auge suchte und fand nun Hermann, und die Seele fühlte sich frei von den zermalmenden Gedanken eines Verlustes, die ihn einen Augenblick lang drückten. Seine Lieben lebten! Er sah sie, und es war ihm als wäre er aus einem bangen Traume erwacht, der ihn jahrelang gefangen hielt, als müßte er hin in ihre Umarmung. Aber bald trat die Wirklichkeit in ihre Rechte; Sollinsky und Adele gingen langsam an ihm vorüber. Adelens Aehnlichkeit, jetzt täuschender, als je vorher, rief seinen Argwohn zurück; er hüllte sich dichter in den Mantel und folgte dem Zuge von weitem, fest entschlossen, sich Niemand, als seinem Sohne zu zeigen.

Die Gitter des Familienbegräbnisses waren geöffnet, und das stille Haus der Todten that sich dem neuen Bewohner und seinen ernsten Begleitern auf. Die Landleute nahmen außerhalb des Gewölbes Platz; Rauenstein mischte sich unter sie, und drängte sich ganz nahe an die Thür. Der Sarg stand in der Mitte der Gruft, und der würdige alte Prediger hielt eine kurze Rede über den Gebeinen des gefallenen Kriegers. Die fremde Frau war an dem Sarge niedergesunken; Adelens Blicke ruhten voll Mitleid auf ihr, während Adelheid, in tiefes Sinnen verloren, ihr schönes Gesicht nach der Seite wandte, wo Rauenstein, sie betrachtend, stand. Die tiefe Rührung auf ihren Zügen, und die

Herz. Sie verhüllte des Gesicht in ihr Tuch, und bat die Generalin leise, ihr alles zu sagen, was sie nun schon ahnen konnte.

„Daß ich den Mann, den wir heute zur Ruhe geleiteten, nie wahrhaft liebte, wird meine Erzählung Ihnen sagen. Ich weihe ihm Thränen des Mitleids, und der Reue ihm nicht mehr gewesen zu sein. Die Thränen der Liebe sind längst auf ein anderes Grab geflossen. — Ich ward früh zur Waise; man übergab mich einer Verwandtin meiner Mutter, ehe ich den größten Verlust meines Lebens fühlen konnte. Kaum in ihr Haus aufgenommen, entwarf die Marquise schon den Plan, mein beträchtliches Vermögen durch eine Heirath für ihre Familie zu gewinnen. Sie hatte zwei Söhne, wovon der älteste schon verheirathet war, und der große Unterschied der Jahre zwischen mir und dem jüngsten hinderte sie nicht, diese Idee zu fassen und standhaft zu verfolgen. Ich spielte auf dem Teppich am Boden, als mein Gemahl mich zum ersten Mal sah; er war damals schon im Kriegsdienste, und sein ziemlich rauhes Wesen hatte nichts anziehendes für ein Kind; aber es war das unausgesetzte Bestreben der Marquise, mich für ihn einzunehmen, und damals gelang es ihr. Er mußte mir immer etwas angenehmes mitbringen; alles, was mir Freude machte, ward mir in seinem Namen gegeben; wenn mir eine Strafe drohte, so befreite man mich mit dem Zusatz davon, der Capitain habe für mich gebeten; wenn man eine Tugend pries, so war es der Capitain, der sie besaß. Ich freute mich endlich wirklich, ihn zu sehen; ich betrachtete seine glänzende Kleidung gern, sein muthiges Pferd gewann ich lieb, und meine Schwieger-

mutter glaubte in diesen natürlichen kindischen Aeußerungen die Grundlage eines dauernden Gefühls zu finden. Kaum war ich den Jahren der Kindheit entwachsen, als sie mir ihre Wünsche eröffnete. Mein Gemahl war gegenwärtig, und vereinigte seine Bitten mit den ihrigen. Mir war seltsam zu Muthe. Noch nie hatte man etwas von mir erbeten; ich verstand nicht, eine Bitte zu versagen. Mir schwindelte, ich sank in der Mutter Arme, die mir die zärtlichsten Namen gab; man drang auf mein ‚Ja;' ich gab es fast unbewußt, und ward noch an dem nämlichen Abend einer großen Gesellschaft als Braut vorgestellt. Als diese Ceremonie vorüber war, blieb alles, wie sonst; der Capitain war oft abwesend, ich dachte kaum mehr an das vorgefallene, und lebte ruhig bis zu dem Augenblicke, wo die Liebe mir die Augen für mein Unglück öffnete. Ich lernte einen jungen Deutschen kennen, Ludwig von Willberg — —"

„O Gott! mein unglücklicher Bruder!" rief Adelheid schmerzlich, und beide Frauen fielen einander weinend in die Arme.

„Wir liebten uns, gestanden uns unsere Liebe, und waren glücklich, ohne der Zukunft zu denken. Die Marquise bemerkte, was ich nicht verbarg; sie beobachtete mich streng, nahm mir jede Möglichkeit Willberg zu sehen, und mahnte mich mit Härte an mein Verhältniß zu ihrem Sohn. Unsere Liebe hüllte sich nun in das tiefste Geheimniß. Eine von den Frauen der Marquise, eben die Madelon, die Sie noch jetzt bei mir sehen, war mir immer vorzüglich ergeben; wir gewannen sie für uns, und entwarfen den Plan, uns heimlich zu vereinigen und nach Deutschland zu fliehen. Mit Madelons Hülfe ward das erste vollbracht;

wir waren durch Priesterhand verbunden; aber unserer Flucht setzte sich ein Hinderniß entgegen. Willberg konnte Paris erst in einigen Monaten verlassen, und bis dahin genügte uns das Gemälde der schönsten Zukunft, das wir wechselseitig bildeten. Jeden Abend, wenn alles im Hause zur Ruhe war, öffnete Madelon meinem Gemahl die Thür, und wir durchplauderten einige glückliche Stunden, die mich für den Zwang des langen Tages entschädigten. O wie glücklich waren wir damals, und wie kurz war dies Glück! Der Capitain war schon fast so lange, als ich Willberg kannte, nicht in Paris; desto sorgloser traf uns der schrecklichste Schlag. Ein unglücklicher Zufall ließ seinen Bruder einst Willbergs heimlichen Eintritt in unser einsames Haus belauschen. Er drängte sich ihm nach, und forderte wüthend eine Erklärung dieses Abenteuers. Die zitternde Madelon entfloh; der Streit ward immer lauter; mein Willberg, der Verläugnung unfähig, entdeckte unsere Verbindung, und jener schwur, nur Blut könne seines Bruders Beschimpfung abwaschen. Halb entseelt stürzte ich mich zwischen sie, aber meine Bitten verhallten an dem Zorn der aufgebrachten Männer; sie stürzten fort, und ich hatte Willberg zum letzten Mal gesehen."

„O nie," rief hier die Gräfin, „nie vergesse ich den Augenblick, wo er blutend, ohne Bewußtsein, in unser Haus getragen ward. Er starb, und wir haben nicht erfahren, wer sein Mörder war; nur das konnte seine stammelnde Zunge noch sagen, daß eine unglückliche Liebe diesen Augenblick herbeigeführt habe; den Namen seines Gegners verweigerte uns sein Edelmuth. Sein Tod brachte mich an den Rand des Grabes, und vernichtete meine Ruhe auf lange."

„Wie ich die ersten Stunden nach diesem Vorfall zugebracht habe," fuhr die Generalin fort, „das bedarf keiner Beschreibung. Willbergs Tod und des Marquis Flucht waren die Nachrichten, die ich ohne Schonung erhielt. Eine Krankheit nahm mir das Gefühl meines Unglücks. Während dieser Zeit hatte man von der armen Madelon alles erfahren; sie bereuete mit heißen Thränen ihr Unrecht, warf sich mein Unglück vor, und ward in der Folge, um ihre Gebieterin zu versöhnen, des Capitains eifrigste Vorsprecherin. Ich genas, aber mein Schmerz war unauslöschlich. Die Marquise drang in mich, ihrem Sohn meine Hand zu geben; selbst meine treue Madelon trat ihr bei, doch vergebens; denn — ich war Mutter. Für mein Kind, für das theure Andenken einer kurzen unglücklichen Ehe, wollte ich leben; — dies war meine Erklärung auf alle Vorstellungen. Schwach und leidend brachte ich den Zeitpunkt heran, und gebar einen Sohn, der nur wenig Augenblicke lebte. Ich sah seine starren Züge, und sehnte mich mit ihm hinüber zu gehen, — aber ich mußte leben. — Lange marternde Bitten, Reue und Wunsch, meine Schuld zu vergüten, machten mich endlich zur Gemahlin des Mannes, den ich nicht liebte. Er lebte fast nur im Felde, ich an der Seite seiner Mutter, im Genuß vergangener Freuden. Vor einem Jahr starb die Marquise; mir war es nun einsam, und ich begleitete meinen Gemahl in's Feld, da er es wünschte. Sein Tod rief alles, — meine Schicksale und Vergehungen in mein Gedächtniß zurück, und der Name Willberg, als ich ihn an jenen Särgen erblickte, machte die Wirkung auf mich, von der Sie Zeuge waren." — —

von ihr, daß meine Muthmaßungen mich nicht betrogen. Schon ein Jahr lang forschte ich nach einem jungen Mädchen, das, wie ich wußte, in Paris im Findelhause erzogen ward. Man konnte mir dort nichts weiter von ihr sagen, als daß eine vornehme Polin, deren Namen man aufgezeichnet hatte, sie mit nach Deutschland genommen habe. Ich bemühte mich, seit ich dies Land betrat, vergebens um Nachricht von ihr, bis mir heute der Zufall zuführte, was meinen Wünschen so lange mißlang; alles, was mir Fran von Sollinsky von Ihnen sagt, stimmt mit meinen Hoffnungen überein; nur muß ich noch ein Kleinod sehen, das Ihnen, wie ich höre, aus dem elterlichen Hause mitgegeben wurde. Geschwind zeigen Sie mir den Ring, daß ich ihn erkenne, und Ihre Mutter durch den langentbehrten Anblick ihres Kindes erfreue!"

„O Himmel!" rief Adele, und hob Augen und Hände empor; „so kann ich also noch glücklicher werden, so bin ich nicht verwaiſ't, und die Arme einer Mutter werden mich umfangen." Hastig, mit bebender Hand lös'te sie das Band von ihrem Halse, woran der geheimnißvolle Ring hing, und reichte ihn der Alten. —

„Er ist's," schrie diese, „ja, er ist's; wie oft sah ich ihn bei meiner Dame, wie war er ihr so über Alles werth, und wie ward sein Verlust betrauert! Die Locke ist von den Haaren Ihres unglücklichen Vaters, — ach, ich sehe ihn noch, wie er den Ring an den Finger seiner jungen Gemahlin steckte! Ihre Mutter, Mademoiselle, ist die Generalin, meine Gebieterin." —

In diesem Augenblick, unfähig sich länger zu verbergen,

stürzte Rauenstein aus seinem Versteck hervor. Voll Entzücken enträthselte er sein Dasein der betäubten Adele, der die Ueberraschungen dieses Tages fast zu mächtig waren. Beide bestürmten nun die gute Madelon mit Fragen, die sie auf dem Wege nach dem Schloß umständlich befriedigte.

Die Generalin hatte den festen Entschluß erklärt, nur für ihr Kind zu leben, und es blieb daher der Marquise nichts übrig, um ihre Pläne zu verfolgen, als dies unschuldige Geschöpf schon vor der Geburt der Dunkelheit und dem Unglücke zu weihen. Als die Zeit der Entbindung heranrückte, wurde alles, selbst die treue Madelon, von dem Bett der unglücklichen Frau entfernt; die Marquise empfing das Kind nur, um es in die Hände einer vertrauten Dienerin zu liefern, die ganz ihr Geschöpf war, und ihre Befehle streng befolgen mußte. Der Mutter zeigte man, nach langem Weigern, ein todtes Knäbchen, das sie weinend an ihr zerrissenes Herz drückte. Mit dem unaussprechlichen Zauber der hülflosen Unschuld, lag indeß im Nebengemach die kleine Adele in den Armen der Frau, der ihr Schicksal anvertraut war, und ihr rührender Anblick bewegte die mitleidige Dienerin einer grausamen Herrschaft. Doch konnte sie nichts für das Kind thun; sie mußte es, wie ihr geboten war, unbekannt in das wohlthätige Haus bringen, wo die Unschuld Aufnahme fand; nur ein Andenken wollte sie ihr mitgeben, woran vielleicht einst bei veränderten Umständen die Mutter ihr Kind erkennen möchte. Sie sah umher, und fand den Ring, der der Mutter Namen trug, und ihr kenntlich genug schien; mit einem Segenswunsch knüpfte sie ihn um den Hals der weinenden Kleinen, und eilte zu thun,

Während die beiden Einsamen hier eine Stunde der schmerzlichen Erinnerung feierten, und einen Bund der Freundschaft schlossen, den der geliebte Vorangegangene weihete, hielt Rauenstein seinen Hermann in den Armen. Vergebens hatte der gute Sohn gebeten, die Mutter durch seinen Anblick zu erfreuen; Rauensteins Herz war mit ihm einverstanden, aber sein grausamer Verdacht widersprach zu mächtig. Voll Schmerz trennten sich endlich beide; der Jüngling schlich leise dem Dorfe zu, und Rauenstein schlug den entgegengesetzten Weg nach der Straße ein, wohin er seine Pferde bestellt hatte. Langsam, in tiefen Schmerz verloren, ging er weiter; sein Fuß zögerte, den Ort zu verlassen, wo sein Glück wohnte. Immer am Fuß eines Berges, im dichten Gebüsch ging sein Pfad; auf einmal öffnete sich die Aussicht, und das Schloß lag ziemlich nahe vor ihm. Er verweilte bei diesem Anblick; seine schwärmende Phantasie wähnte Adelheids Gestalt am Fenster zu erblicken. Heiße Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Liebe bemächtigte sich seines Herzens; es war ihm, als könne er von diesem Boden nicht scheiden, und nach manchem Kampf beschloß er, sich den süßen Trost nicht zu versagen, die Geliebte wieder an sein Herz zu drücken. Einsam wollte er ihr erscheinen, alle trennenden Verhältnisse, den Spott der Welt, vergessen, und noch einmal glücklich sein. Da öffnete sich die Pforte des Schlosses, und eine schlanke Gestalt trat in's Dunkel der umgebenden Bäume. Mit leichtem Schritte schlug sie den Weg ein, der zu Rauenstein führte; sein Herz klopfte ungestüm. Sie kam näher; jetzt betrat ihr Fuß die Brücke, die ihn von ihr schied; schon wollte er ihr entgegeneilen, als eine zweite Gestalt, hastig auf einem Nebenweg herkommend, sie

aufhielt. Es war die alte Madelon; sie gesellte sich zu der ersten, und Beide gingen mit raschen Schritten einer Bank zu, über welche die Bäume, hinter denen Rauenstein sich barg, ein schattiges Dach wölbten. Verstohlen betrachtete er sie, und erkannte nicht Adelheid, wie er von weitem wähnte, sondern Adelen. Besorgt, durch das kleinste Geräusch sich zu verrathen, blieb er auf seinem Platz, bis das Gespräch, welches er hörte, ihn daran fesselte.

„Hier sind wir ganz ungestört," begann Adele, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Lassen Sie mich einen Augenblick ruhen," antwortete die Alte; „ich erfuhr im Schlosse, daß Sie diesen Weg genommen hätten, und bin Ihnen hastiger nachgelaufen, als ich vielleicht seit Jahren ging. Wenn mich nicht alles trügt, so habe ich Ihnen etwas sehr wichtiges zu entdecken."

„Sie? mir? und was könnte das sein? Ich weiß nicht, warum der Gedanke mich beklemmt. Ich bin so glücklich, daß jedes neue Ereigniß mich schreckt."

„Und wenn es nun Nachricht von ihrer unbekannten Geburt wäre? Wenn ich Sie in die Arme einer Mutter führen könnte? Wenn das Schicksal mich zu dieser Entdeckung hierher gebracht hätte?"

Ein heftiges Zittern überfiel hier den Lauscher; seine Seele war im Gehör, und die Alte fuhr fort:

„Als meine Dame von ihrer Ohnmacht erwachte und mit der Gräfin allein zu sein verlangte, entfernte man mich und die gnädige Frau, deren Namen ich bis jetzt nicht gehört hatte. Die Gräfin nannte sie Sollinsky. Mir war der Name nicht unbekannt; ich folgte der Dame, und erfuhr

wie ihr Befehl lautete. Jahre vergingen; Niemand dachte des Kindes; selbst die alte Kammerfrau hatte es fast vergessen, als die Marquise starb, und sie nun, ohne Nachtheil für sich zu fürchten, das Geheimniß entdecken konnte. Vorsichtig genug, um der Generalin nicht mit falscher Hoffnung zu schmeicheln, machte sie nur Madelon zur Vertrauten; man fragte nach Adelen, aber sie war verschwunden, und nur der Name, nicht der Aufenthalt der Frau von Sollinsky, war den gutmüthigen Pflegern der Kindheit bekannt. Madelon schwieg und hoffte. Die Reise nach Deutschland schien ihr ein Wink des Himmels, und Adelens erster Anblick brachte eine Ahnung in ihr Herz, die der Name Sollinsky, von Adelheid genannt, schnell in Wirklichkeit verwandelte.

Man langte nach Beendigung dieser Erzählung im Schlosse an; das Zimmer der trauernden Frauen öffnete sich, und, alles vergessend, lag Adelheid in Rauensteins Armen, während Adele die Kniee ihrer Mutter umfaßte, und diese aus dem Munde der beredten Alten das Wunder ihres Glücks nur halb vernahm. Hermann und Iwan vermehrten bald die Gruppe; knieend umschlang dieser seine Adele, und erflehte ihrer Mutter Segen; Hermann schloß sich mit heißen Freudenthränen an die vereinten Eltern. Erst spät kam es zu Erklärungen, erst spät umarmte Adelheid ihres verlornen Bruders Tochter, und suchte in ihren schönen Augen seinen Blick. — Hell und wolkenlos senkte sich die Sonne dieses Tages; nie ist sie glücklicheren Menschen untergegangen.

Das Landmädchen.

„Denn Lieben heißt es, wenn sie lacht,
Die Thräne, die sie weint, heißt Lieben,
Und hat sie sinnend nachgedacht;
Was stand auf ihrer Stirn geschrieben,
Was sprach ihr stumm beredter Mund,
Und was des Auges feuchtes Strahlen?
Sprach's nicht von jenem Seelenbund,
Dem Born der Wonne und der Qualen,
Aus dem des Lebens Nektar quillt,
Dem Worte, das, wenn nichts mehr bliebe,
Doch schnell des Schmerzes Thräne stillt,
Sprach's nicht von heil'ger, ew'ger Liebe?"

Die Sonne war schon tief hinter schwarze Gewitterwolken versunken, immer näher jagte ein Wirbelwind das drohende Wetter, und der dichte Kiefernbusch, in den jetzt der Weg führte, lag in nächtliches Dunkel gehüllt. Rosine stand einen Augenblick still, als fürchte sie den Eintritt. Sie hatte noch mehrere Stunden bis zu ihrem Ziele, und wußte auch keine Herberge in der Nähe. Doch bot der Busch wenigstens einen Schirm gegen den Regen, und so trat sie muthig raschen Schritts in seine Schatten. Die hohen Stämme wiegten sich knarrend vom Sturm gebeugt, einzelne große Tropfen fielen schwer aus den tiefhangenden Wolken, es ward dem Mädchen recht schauerlich und bange; sie knüpfte ein großes Tuch über, das den Sonntagsstaat, Mütze und Mieder bedeckte, und lief hastiger, um wenigstens den Ausgang aus dieser Dunkelheid zu erblicken. Da rasselte ein Wagen neben ihr aus dem Fahrwege heran, ein junger Mann lehnte sich, sie betrachtend, heraus, und befahl seinem Jäger, zu halten. „Willst Du mit, Mädchen?" rief er Rosinen an, „in dem Wetter kömmst Du zu Fuß nicht fort; Du machst doch wohl

den Weg nach B...?" — Rosine hob dankend die Augen nach dem Sprecher auf, und ergriff die dargebotene Hand des schöngeschmückten Jägers, um sich neben ihn auf den Kutscherſitz zu schwingen, aber der Herr öffnete die Wagenthür, und ehe Rosine daran denken mochte, die seltene Ehre abzulehnen, saß sie bei ihm im wohlverwahrten Wagen, der rasch wie der Sturmwind dahin flog. Es regnete jetzt heftiger, feurige Blitze zuckten durch des Waldes Düsternheit, die Aeste der Kiefern troffen von Regen, und der Weg ward so schlüpfrig, daß die Pferde nur mühsam weiter gingen. Dennoch dünkte es Rosinen, als wolle sie viel lieber draußen neben dem Jäger sitzen, der sich in einen dichten Mantel gehüllt hatte, als hier, der Sicherheit im Schooße, den musternden Augen des fremden Mannes begegnen, der ihr vom ersten Moment, da sie es wagte ihn anzublicken, so gar nicht gefiel. Noch nie hatte das Mädchen in ihrer ländlichen Einsamkeit die freien Blicke des Leichtsinns auf sich gerichtet gesehen; ihre seltene Schönheit war vor den Augen ihrer Nachbarn und Gespielen unbeachtet aufgeblüht, und gewann sie ihr auch alle Herzen, so erregte sie doch weder Verwunderung noch beschämendes Lob. Hier sollte sie beides zum ersten Mal hören; denn hatte ihr schönes unschuldiges Gesicht, wie es aus der Umhüllung des Tuches hervor zu ihm aufsah, den jungen Mann im Wagen mit lebhaftem Staunen erfüllt, so gab er sich auch keineswegs Mühe, dieses Staunen zu verbergen, und unterhielt das schüchterne Mädchen mit kühnen Schmeicheleien, vor deren Anhörung sie sich herzlich gern in den Sturm des Gewitters hinaus geflüchtet hätte. Aengstlich drückte sie sich in die Ecke zurück, schlug

die funkelnden Augen in den Schooß nieder, und spielte zitternd mit den rosigen Schleifen des Latzes. Nur auf die Frage: ‚woher und wohin?‘ glaubte sie doch antworten zu müssen, und gab den Bescheid, wie sie aus der Magdeburger Gegend sei, und zu einer Muhme wandern wolle, um ihr beim morgenden Kindtaufschmause hülfreiche Hand zu leisten; sie nannte das Dorf, und sagte, daß es nicht weit von der Straße abliege. Die Art, mit welcher sie diese wenigen Worte sprach, so ganz verschieden von der Sprache und Mundart anderer Bäuerinnen, und doch so natürlich und ungekünstelt, steigerte die Bewunderung ihres Nachbars, auch der Jäger sah sich nach ihr um, und sie sah ihm in ein so edles redliches Gesicht, daß sie einigen Trost aus seiner Nähe schöpfte; auch versäumte er nie, einen fast strafenden Blick in den Wagen zu richten, so oft sein Herr mit unzarten Worten das bange Mädchen ängstigte, wofür sie ihm im Herzen recht gewogen ward, und ihr Auge, das den andern floh, ihm freundlich dankend zuwandte.

Die Verwirrung eines unschuldigen, in der Welt ganz neuen Wesens, macht in der Regel Schönheit nur schöner, und das kleine ungesuchte Abenteuer beschäftigte den jungen Reisenden so ausschließend, daß er alles um sich her vergaß, und der Empörung in der Natur sich gar nicht mehr bewußt war. Er ward nicht müde, das Mädchen zu betrachten. Die steife, ganz eigenthümliche Tracht ihrer Landsmänninnen schadete ihren Reizen nicht; ja er konnte sich nicht denken, daß eine andere ihr schöner stehen könne. Denn das schwarze Mützchen, mit tief hereingehenden Backen, hob die feine Weiße ihrer Haut wunderbar, und der zarte Wuchs wäre, wie es

ihm dünkte, durch nichts so hervorgehoben worden, als durch das lange knapp geschnürte Mieder mit glattem Latz, über dem weitfaltigen, reich bebänderten Rock, der den schönsten Fuß mit rothgezwickeltem Strumpfe sehen ließ. Um den Hals schloß sich ein schwarzes Tuch, das die rothen Schleifen des Mieders mit einbanden; lange schwarze Bänder, breit und schwer, hingen von der Mütze in den schneeweißen Nacken herab. Er hatte nie ein schöneres Mädchen gesehen.

Der Ausgang des Waldes war indessen erreicht, aber das Gewitter kehrte nach kurzer Pause mit erneuter Wuth wieder. Der triefende Jäger hielt die Pferde an, und bemühte sich vergebens, einige Schritte vorwärts durch den Regenschleier zu blicken. „Ich fürchte," sagte er endlich, „ich habe am letzten Kreuzwege die falsche Straße eingeschlagen, denn hier müßten wir ein Dorf sehen, und ich werde nichts gewahr, als ein einsames Wirthshaus, das mir ganz unbekannt ist. Doch werden wir dort einkehren müssen; das Wetter wird mit jedem Augenblicke schlimmer, ich getraue mich nicht weiter zu fahren."

„Es thut mir leid um Dich," antwortete der andere, „Du bist ganz durchnäßt, und ich wünsche Deinetwegen je eher je lieber unter Dach zu kommen. Was mich betrifft, so befand ich mich noch nie besser, und auch unser schöner Gast mag es mir immer in der Herberge mit einem freiwilligen Kusse danken, daß ich ihn aus dem Walde erlös't habe."

Rosine war durch diese Rede und den Gedanken, mit diesem fremden unholden Manne in ein unbekanntes Haus einzukehren, auf's heftigste erschreckt. Sie suchte die Augen

des Jägers, der sich wieder nach dem Sprecher umgewandt hatte, und meinte, er nicke ihr verstohlen und beruhigend zu. Fort ging es nun im raschen Trabe nach dem Hause, aus dessen weiter Unterstube lautes Gespräch ihnen entgegenschallte. Der ganze Raum war mit rastenden Fuhrleuten erfüllt, und der dicke Wirth wies unsere Drei in ein Nebenzimmer, wo mehrere Herren bei einem kleinen Mahle und mitgebrachten Chumpagner-Flaschen sehr lärmend froh waren. Rosinens Begleiter begrüßte sie als alte Bekannte, und mischte sich bald in ihren Kreis. Ihr ward es immer unheimlicher in solcher Umgebung. Sie setzte sich, Speise und Trank hartnäckig verschmähend, auf eine Bank am Fenster, sah in die zuckenden Blitze hinaus und weinte verstohlen, während der junge Mann seinen Gesellschaftern ihr Zusammentreffen erzählte, und die Halbberauschten mit manchem rohen Scherze sein Glück priesen. Der Jäger war hinausgegangen die Pferde zu besorgen, sein Herr kam jetzt mit einem Glase auf Rosinen zu, wollte sie zu trinken nöthigen, und forderte den bedungenen Kuß. Die andern alle redeten lachend auf sie ein; sie konnte ihrem beängstigten Herzen nicht mehr wehren, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Laßt sie jetzt gehen," sagte einer von ihnen, „sie ist ein Kind. Mir ist nichts mehr zuwider, als das Weinen der Weiber." Er ließ einen Stöpsel mit lautem Knall an die niedere Decke springen, und schenkte alle Gläser voll. Rosine schlich zitternd zur Thür hinaus.

Der Jäger stand draußen bei dem Wagen, es war schon Dämmerung geworden, aber ein heller Blitz erleuchtete ihre

Gestalt. „Wo willst Du hin?“ fragte er sie mit einer so milden Stimme, daß ihre Thränen noch reichlicher, aber erleichternder flossen. „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, „aber da drinnen kann ich nicht bleiben.“ „Hast Du Vertrauen zu mir?“ fragte er wieder, und sie sagte leise ‚ja,‘ indem sie, wie zur Bestätigung, seine Hand faßte. „Nun so komm, armes Kind,“ fuhr er fort, „ich will Dir ein Plätzchen anweisen, bis das Wetter vorbei ist, dann führe ich Dich, wohin Du gedenkst; wir sind dem Orte ganz nahe, ich habe schon darnach gefragt. Wir werden nun wohl diese Nacht hier bleiben, und während mein Herr mit seinen Freunden fröhlich ist, kann ich Dich unbemerkt geleiten. Er öffnete eine Thür, und Rosine trat in ein Kämmerchen, dessen Stille sie jetzt mit keinem Prunkgemach vertauscht hätte. „Es ist meine Wohnung,“ sagte der Jäger, „verschließe sie, bis ich Dich abzuholen komme.“

Er ging, es war düster um Rosinen, aber vor ihr stand hell und freundlich das Bild des guten Menschen, der ihr in dieser ersten Noth ihres einfachen Lebens, ein so treuer Helfer geworden war. Ihre Thränen versiegten, sie lehnte sich an die Wand, und der leiser tröpfelnde Regen vor dem Fenster wiegte sie in Schlummer. Ein Klopfen an der Thüre rief sie, wie aus einer andern Welt zurück, ihr Name ward genannt, sie erkannte die Stimme und ermunterte sich völlig. Wie sie sich erhob zu öffnen, war die Kammer vom Mondglanz erhellt; dieser Anblick gab ihr frischen Muth. Der Jäger brachte etwas zu essen mit, erzählte, wie sein Herr sie vermißt, wie alle, vom Wein erhitzt, sie stürmend gesucht, und endlich geschlossen hätten, sie müsse den Weg in

Regen und Unwetter angetreten haben. „Komm jetzt," sagte er, „es ist zehn Uhr, der Mond scheint hell, und Dein Dorf ist nur eine Stunde weit entfernt." Sie reichte ihm schweigend die Hand; so gern hätte sie ein dankendes Wort gesagt, es fiel ihr nichts ein, was ihrer Empfindung genügte.

Wie sie zur Hausthür hinaustraten, schwamm der Mond klar und unbewölkt am Himmel, das Gewitter hatte sich fern an den Horizont hingezogen, wo es im scharfen Abschnitt gegen den reinen Nachthimmel, wie eine dichte Wand stand. Ihr Begleiter legte ihren Arm in den seinigen, es war still um sie her, und sie ging so gern an seiner Seite. Es dünkte ihr, als möchte sie ihm wohl zum Geleit für einen langen Weg, ja für das ganze Leben. Er fragte sie mancherlei, und sie antwortete ihm ohne Schüchternheit, erzählte mehr als sie gefragt ward, so daß er bald alles wußte, was ihre stillen Jugendtage auszeichnete. Wie freundlich hörte er ihr zu, wie liebreich blickte er sie an, sie fühlte es, diese ruhigen schönen Züge, diese dunkeln, herrlichen Augen würden ihr ewig unvergeßlich bleiben. Jetzt hatten sie die letzten Bäume eines kleinen Gebüsches erreicht, Rosine sah sich nun schon lange in bekannter Gegend, und da lag das Haus der Muhme in geringer Entfernung vor ihr. Es ward ihr weh um's Herz wegen der nahen Trennung, und sie sagte zitternd: „Da sind wir! dort ist schon das Haus, wohin ich gedenke. Ich werde Sie nun wohl in diesem Leben nicht wiedersehen," setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, „aber denken werde ich immer an Sie, wie Sie so gut waren, und mit meiner wohl kindischen Angst so viel

Nachsicht hatten. Leben Sie recht, recht wohl, und wenn Sie einmal durch unser Dörfchen fahren, so fragen Sie nach Rosinen; versprechen Sie mir das.“ „Gutes, liebes Mädchen,“ sagte er gerührt, und umfaßte sie sanft, „wenn ich wieder hierher komme, bist Du vielleicht lange eine glückliche Frau und bewohnst einen andern Ort.“

„Ach nein, nein,“ antwortete sie, „ich heirathe nicht, ich habe eine kranke Mutter, die könnte ich ja auch gar nicht verlassen!“ Er sah ihr in das klare Auge, es glänzte von Thränen; er drückte sie fest an sich, und einen Kuß auf ihre weiße Stirn. Sie aber wandte sich ab, und trocknete ihre Augen, während ihre Rechte noch in seiner ruhte. Endlich riß sie sich los, und ging langsam dem Hause zu, immer nach ihm umschauend, der am Rande des Gebüsches stand, bis sie eingelassen ward.

Das Andenken dieses Abends begleitete Rosinen nun auf jedem ihrer Schritte. Sie erzählte der kränkelnden Mutter nach der Rückkehr alles mit der unschuldigen Offenheit ihrer sechszehn Jahre, und wußte immer wieder davon zu sprechen, hatte immer noch etwas nachzuholen. Bei ihren ländlichen Freuden und Beschäftigungen war er um sie, und bald sollte sein Bild noch allein ihr in trüben Stunden Erheiterung gewähren. Denn der Mutter Zustand ward schlimmer, und sie mußte nun dem Gedanken an eine Zukunft Raum geben, wo sie hülflos und allein, ohne diese treue Freundin, in einer unbekannten Welt zurückblieb. Wie viele heiße Thränen flossen da im Stillen, nur der dunkeln Nacht geweint. Am Tage bemühte sie sich, der Mutter ein heiteres Gesicht zu zeigen, doch es gelang der unerfahrenen Seele nicht, das

Innere zu verschleiern. — „Sei getrost, Rosine," redete die Sterbende sie an, „Du wirst nicht ganz verlassen sein. Zwei Brüder leben mir noch in der Fremde, und hat gleich Geld und Gut und höherer Stand sie von mir abgewendet, so werden sie Dir doch ihre Arme willig öffnen. Bis hierher bedurften wir ihrer nicht, genügsam und fleißig hatten wir reichlich genug, auch strebten wir ja nie aus unserm Stande hinaus. Nun aber möchte ich Dich am liebsten unter ihrer Huth wissen. Wenn sich meine Augen schließen, wird Nachricht und Bitte an sie abgehen, und ich bin gewiß, sie werden Dich aufnehmen."

Die dunkelste Zeit in Rosinens Leben traf mit der freudenleeren Jahreszeit zusammen, wo die Natur sich zum langen Schlaf anschickt. Die welkenden Blätter breiteten sich über der Mutter Grabhügel aus, den das trauernde Mädchen aus einem Fenster der Schulmeister-Wohnung, wohin sie zu der Jugendfreundin ihre Zuflucht genommen hatte, mit wehmüthigem Blick bewachte. Der alte Schulmeister hatte an ihre Oheime geschrieben, und sie konnte einer großen wichtigen Veränderung ihres stillen Lebens täglich entgegen sehen. Auch traf wirklich, bald genug für die weite Entfernung, ein Brief ein, worin sie nach L... beschieden ward, etwa die Hälftes des Weges, wo ihr ältester Oheim sie erwarten wollte. Dem Briefe war eine Summe Geld zur Reise beigefügt, und sprach der Ton desselben Rosinen auch nicht väterlich oder traulich an, so mußte sie sich doch gestehen, daß er gütig war, und das fremde darin mehr auf Rechnung des Abstandes kam, in dem sie zeither von vornehmen begüterten Leuten gelebt hatte. Ach

sie sollte und mußte sich nun an vieles gewöhnen. Ihr Grauen vor der einsamen Reise war die erste bange Empfindung, die überwunden werden mußte. Sie gedachte oft heimlich an die Abenteuer der kurzen Wanderung im Sommer, und seufzte bei dem Gedanken, nun so bald den Ort zu verlassen, den sie, mit leiser Hoffnung, ihrem Freunde für das einstige Wiederfinden genannt hatte. Doch, wie in jedem jungen Gemüth, es sei auch noch so einfach gebildet, ein Zug von romantischer Schwärmerei liegt, so gab es etwas in ihr, das der Erwartung glich, dem Manne, der so lebendig in ihrem Gedächtnisse fortlebte, wieder einmal zu begegnen. Da erblickte sie auf der bunt belebten, immer ändernden Straße, keinen eleganten Reisewagen ohne lauteres Herzklopfen, und oft hingen ihre Blicke lange an einer schlanken Jägergestalt, bis ein unbekanntes Gesicht sich zu ihr wandte, und die liebe Täuschung vernichtete.

Rosine kam in L... an. Der neue Anblick der volkreichen Stadt zerstreute sie angenehm, und eben so verwundert staunte sie jeden Gegenstand an, als sie selbst in der ganz fremden Tracht von den Bewohnern angestaunt wurde. Erst in der Nähe des Gasthauses, wo sie den Oheim finden sollte, fiel das bange dieser ersten Begegnung lastend auf ihr Herz; und hatte sie unterwegs sich durch öfteres Lesen des freundlichen Briefes auf den Augenblick gestärkt, der nun da war, so wollte jetzt alles nicht mehr so tröstlich scheinen, und die lange Absonderung ihres Verwandten von ihr und der Mutter, so wie sein höherer Stand, der ihrer Beschränktheit sehr bedeutend vorkam, erfüllten sie mit Furcht und Bangigkeit. Zitternd stand sie vor ihm, und wagte

kaum die Augen zu erheben. Doch wie sie seine Hand an ihre Lippen zog, und sich zu wenigen Worten ein Herz faßte, die um Schutz und Liebe baten, begegnete sie einem so beifälligen Blick, daß sie Muth und Unbefangenheit wieder gewann. Der Oheim war ein kleiner wohlbeleibter Mann, aus dessen noch gut erhaltenem Gesicht Frohsinn und Selbstgenügsamkeit unverkennbar hervorsahen. Seine Kleidung zeigte mehr von Reichthum als von Geschmack, an seinem Finger glänzte ein großer Brillantring, der Rosinens höchstes Staunen erregte. Sie glaubte bisweilen zu träumen, wenn sie sich in der Nähe dieses Mannes, ihn als ihren Verwandten und Schützer dachte, und halb träumend war es, daß sie die vielen Fragen beantwortete, mit denen er sich an die Niegesehene wandte.

Ein Kellner deckte den Tisch und besetzte ihn reich, sie mußte sich dem Oheim gegenüber setzen und die Speisen vorlegen. Lächelnd sah er ihr zu; es war so gar nichts bäurisches oder linkisches in ihrem Benehmen, er hatte sich auf ein ganz anderes Wesen gefaßt gemacht, und beinahe war er entschlossen, seinen Plan zu ändern. „Sage mir, Rosinchen," hob er bei'm Nachtisch an, „bist Du zuweilen in der Stadt gewesen, hast Du Umgang mit vornehmen Leuten gehabt, oder einen bessern Unterricht genossen, als sonst in Deinem Stande gewöhnlich ist? Mich dünkt, man könnte Dich kühnlich für etwas anderes gelten lassen, als Du bist, und das ist mir eben recht."

Rosine erröthete heiß, sie hatte noch nie über die Vorzüge nachgedacht, die sie vor ihren Gespielinnen auszeichneten, und die Art, wie der Oheim sie anerkannte, machte ihr

„Wie ich die ersten Stunden nach diesem Vorfall zugebracht habe," fuhr die Generalin fort, „das bedarf keiner Beschreibung. Willbergs Tod und des Marquis Flucht waren die Nachrichten, die ich ohne Schonung erhielt. Eine Krankheit nahm mir das Gefühl meines Unglücks. Während dieser Zeit hatte man von der armen Madelon alles erfahren; sie bereuete mit heißen Thränen ihr Unrecht, warf sich mein Unglück vor, und ward in der Folge, um ihre Gebieterin zu versöhnen, des Capitains eifrigste Vorsprecherin. Ich genas, aber mein Schmerz war unauslöschlich. Die Marquise drang in mich, ihrem Sohn meine Hand zu geben; selbst meine treue Madelon trat ihr bei, doch vergebens; denn — ich war Mutter. Für mein Kind, für das theure Andenken einer kurzen unglücklichen Ehe, wollte ich leben; — dies war meine Erklärung auf alle Vorstellungen. Schwach und leidend brachte ich den Zeitpunkt heran, und gebar einen Sohn, der nur wenig Augenblicke lebte. Ich sah seine starren Züge, und sehnte mich mit ihm hinüber zu gehen, — aber ich mußte leben. — Lange marternde Bitten, Reue und Wunsch, meine Schuld zu vergüten, machten mich endlich zur Gemahlin des Mannes, den ich nicht liebte. Er lebte fast nur im Felde, ich an der Seite seiner Mutter, im Genuß vergangener Freuden. Vor einem Jahr starb die Marquise; mir war es nun einsam, und ich begleitete meinen Gemahl in's Feld, da er es wünschte. Sein Tod rief alles, — meine Schicksale und Vergehungen in mein Gedächtniß zurück, und der Name Willberg, als ich ihn an jenen Särgen erblickte, machte die Wirkung auf mich, von der Sie Zeuge waren." — —

von ihr, daß meine Muthmaßungen mich nicht betrogen. Schon ein Jahr lang forschte ich nach einem jungen Mädchen, das, wie ich wußte, in Paris im Findelhause erzogen ward. Man konnte mir dort nichts weiter von ihr sagen, als daß eine vornehme Polin, deren Namen man aufgezeichnet hatte, sie mit nach Deutschland genommen habe. Ich bemühte mich, seit ich dies Land betrat, vergebens um Nachricht von ihr, bis mir heute der Zufall zuführte, was meinen Wünschen so lange mißlang; alles, was mir Fran von Sollinsky von Ihnen sagt, stimmt mit meinen Hoffnungen überein; nur muß ich noch ein Kleinod sehen, das Ihnen, wie ich höre, aus dem elterlichen Hause mitgegeben wurde. Geschwind zeigen Sie mir den Ring, daß ich ihn erkenne, und Ihre Mutter durch den langentbehrten Anblick ihres Kindes erfreue!"

„O Himmel!" rief Adele, und hob Augen und Hände empor; „so kann ich also noch glücklicher werden, so bin ich nicht verwaiſ't, und die Arme einer Mutter werden mich umfangen." Hastig, mit bebender Hand lös'te sie das Band von ihrem Halse, woran der geheimnißvolle Ring hing, und reichte ihn der Alten. —

„Er ist's," schrie diese, „ja, er ist's; wie oft sah ich ihn bei meiner Dame, wie war er ihr so über Alles werth, und wie ward sein Verlust betrauert! Die Locke ist von den Haaren Ihres unglücklichen Vaters, — ach, ich sehe ihn noch, wie er den Ring an den Finger seiner jungen Gemahlin steckte! Ihre Mutter, Mademoiselle, ist die Generalin, meine Gebieterin." —

In diesem Augenblick, unfähig sich länger zu verbergen,

stürzte Rauenstein aus seinem Versteck hervor. Voll Entzücken enträthselte er sein Dasein der betäubten Adele, der die Ueberraschungen dieses Tages fast zu mächtig waren. Beide bestürmten nun die gute Madelon mit Fragen, die sie auf dem Wege nach dem Schloß umständlich befriedigte.

Die Generalin hatte den festen Entschluß erklärt, nur für ihr Kind zu leben, und es blieb daher der Marquise nichts übrig, um ihre Pläne zu verfolgen, als dies unschuldige Geschöpf schon vor der Geburt der Dunkelheit und dem Unglücke zu weihen. Als die Zeit der Entbindung heranrückte, wurde alles, selbst die treue Madelon, von dem Bett der unglücklichen Frau entfernt; die Marquise empfing das Kind nur, um es in die Hände einer vertrauten Dienerin zu liefern, die ganz ihr Geschöpf war, und ihre Befehle streng befolgen mußte. Der Mutter zeigte man, nach langem Weigern, ein todtes Knäbchen, das sie weinend an ihr zerrissenes Herz drückte. Mit dem unaussprechlichen Zauber der hülflosen Unschuld, lag indeß im Nebengemach die kleine Adele in den Armen der Frau, der ihr Schicksal anvertraut war, und ihr rührender Anblick bewegte die mitleidige Dienerin einer grausamen Herrschaft. Doch konnte sie nichts für das Kind thun; sie mußte es, wie ihr geboten war, unbekannt in das wohlthätige Haus bringen, wo die Unschuld Aufnahme fand; nur ein Andenken wollte sie ihr mitgeben, woran vielleicht einst bei veränderten Umständen die Mutter ihr Kind erkennen möchte. Sie sah umher, und fand den Ring, der der Mutter Namen trug, und ihr kenntlich genug schien; mit einem Segenswunsch knüpfte sie ihn um den Hals der weinenden Kleinen, und eilte zu thun,

Während die beiden Einsamen hier eine Stunde der schmerzlichen Erinnerung feierten, und einen Bund der Freundschaft schlossen, den der geliebte Vorangegangene weihete, hielt Rauenstein seinen Hermann in den Armen. Vergebens hatte der gute Sohn gebeten, die Mutter durch seinen Anblick zu erfreuen; Rauensteins Herz war mit ihm einverstanden, aber sein grausamer Verdacht widersprach zu mächtig. Voll Schmerz trennten sich endlich beide; der Jüngliug schlich leise dem Dorfe zu, und Rauenstein schlug den entgegengesetzten Weg nach der Straße ein, wohin er seine Pferde bestellt hatte. Langsam, in tiefen Schmerz verloren, ging er weiter; sein Fuß zögerte, den Ort zu verlassen, wo sein Glück wohnte. Immer am Fuß eines Berges, im dichten Gebüsch ging sein Pfad; auf einmal öffnete sich die Aussicht, und das Schloß lag ziemlich nahe vor ihm. Er verweilte bei diesem Anblick; seine schwärmende Phantasie wähnte Adelheids Gestalt am Fenster zu erblicken. Heiße Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Liebe bemächtigte sich seines Herzens; es war ihm, als könne er von diesem Boden nicht scheiden, und nach manchem Kampf beschloß er, sich den süßen Trost nicht zu versagen, die Geliebte wieder an sein Herz zu drücken. Einsam wollte er ihr erscheinen, alle trennenden Verhältnisse, den Spott der Welt, vergessen, und noch einmal glücklich sein. Da öffnete sich die Pforte des Schlosses, und eine schlanke Gestalt trat in's Dunkel der umgebenden Bäume. Mit leichtem Schritte schlug sie den Weg ein, der zu Rauenstein führte; sein Herz klopfte ungestüm. Sie kam näher; jetzt betrat ihr Fuß die Brücke, die ihn von ihr schied; schon wollte er ihr entgegeneilen, als eine zweite Gestalt, hastig auf einem Nebenweg herkommend, sie

aufhielt. Es war die alte Madelon; sie gesellte sich zu der ersten, und Beide gingen mit raschen Schritten einer Bank zu, über welche die Bäume, hinter denen Rauenstein sich barg, ein schattiges Dach wölbten. Verstohlen betrachtete er sie, und erkannte nicht Adelheid, wie er von weitem wähnte, sondern Adelen. Besorgt, durch das kleinste Geräusch sich zu verrathen, blieb er auf seinem Platz, bis das Gespräch, welches er hörte, ihn daran fesselte.

„Hier sind wir ganz ungestört," begann Adele, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Lassen Sie mich einen Augenblick ruhen," antwortete die Alte; „ich erfuhr im Schlosse, daß Sie diesen Weg genommen hätten, und bin Ihnen hastiger nachgelaufen, als ich vielleicht seit Jahren ging. Wenn mich nicht alles trügt, so habe ich Ihnen etwas sehr wichtiges zu entdecken."

„Sie? mir? und was könnte das sein? Ich weiß nicht, warum der Gedanke mich beklemmt. Ich bin so glücklich, daß jedes neue Ereigniß mich schreckt."

„Und wenn es nun Nachricht von ihrer unbekannten Geburt wäre? Wenn ich Sie in die Arme einer Mutter führen könnte? Wenn das Schicksal mich zu dieser Entdeckung hierher gebracht hätte?"

Ein heftiges Zittern überfiel hier den Lauscher; seine Seele war im Gehör, und die Alte fuhr fort:

„Als meine Dame von ihrer Ohnmacht erwachte und mit der Gräfin allein zu sein verlangte, entfernte man mich und die gnädige Frau, deren Namen ich bis jetzt nicht gehört hatte. Die Gräfin nannte sie Sollinsky. Mir war der Name nicht unbekannt; ich folgte der Dame, und erfuhr

wie ihr Befehl lautete. Jahre vergingen; Niemand dachte des Kindes; selbst die alte Kammerfrau hatte es fast vergessen, als die Marquise starb, und sie nun, ohne Nachtheil für sich zu fürchten, das Geheimniß entdecken konnte. Vorsichtig genug, um der Generalin nicht mit falscher Hoffnung zu schmeicheln, machte sie nur Madelon zur Vertrauten; man fragte nach Adelen, aber sie war verschwunden, und nur der Name, nicht der Aufenthalt der Frau von Sollinsky, war den gutmüthigen Pflegern der Kindheit bekannt. Madelon schwieg und hoffte. Die Reise nach Deutschland schien ihr ein Wink des Himmels, und Adelens erster Anblick brachte eine Ahnung in ihr Herz, die der Name Sollinsky, von Adelheid genannt, schnell in Wirklichkeit verwandelte.

Man langte nach Beendigung dieser Erzählung im Schlosse an; das Zimmer der trauernden Frauen öffnete sich, und, alles vergessend, lag Adelheid in Rauensteins Armen, während Adele die Kniee ihrer Mutter umfaßte, und diese aus dem Munde der beredten Alten das Wunder ihres Glücks nur halb vernahm. Hermann und Iwan vermehrten bald die Gruppe; knieend umschlang dieser seine Adele, und erflehte ihrer Mutter Segen; Hermann schloß sich mit heißen Freudenthränen an die vereinten Eltern. Erst spät kam es zu Erklärungen, erst spät umarmte Adelheid ihres verlornen Bruders Tochter, und suchte in ihren schönen Augen seinen Blick. — Hell und wolkenlos senkte sich die Sonne dieses Tages; nie ist sie glücklicheren Menschen untergegangen.

Das Landmädchen.

„Denn Lieben heißt es, wenn sie lacht,
Die Thräne, die sie weint, heißt Lieben,
Und hat sie sinnend nachgedacht;
Was stand auf ihrer Stirn geschrieben,
Was sprach ihr stumm beredter Mund,
Und was des Auges feuchtes Strahlen?
Sprach's nicht von jenem Seelenbund,
Dem Born der Wonne und der Qualen,
Aus dem des Lebens Nektar quillt,
Dem Worte, das, wenn nichts mehr bliebe,
Doch schnell des Schmerzes Thräne stillt,
Sprach's nicht von heil'ger, ew'ger Liebe?"

Die Sonne war schon tief hinter schwarze Gewitterwolken versunken, immer näher jagte ein Wirbelwind das drohende Wetter, und der dichte Kiefernbusch, in den jetzt der Weg führte, lag in nächtliches Dunkel gehüllt. Rosine stand einen Augenblick still, als fürchte sie den Eintritt. Sie hatte noch mehrere Stunden bis zu ihrem Ziele, und wußte auch keine Herberge in der Nähe. Doch bot der Busch wenigstens einen Schirm gegen den Regen, und so trat sie muthig raschen Schritts in seine Schatten. Die hohen Stämme wiegten sich knarrend vom Sturm gebeugt, einzelne große Tropfen fielen schwer aus den tiefhangenden Wolken, es ward dem Mädchen recht schauerlich und bange; sie knüpfte ein großes Tuch über, das den Sonntagsstaat, Mütze und Mieder bedeckte, und lief hastiger, um wenigstens den Ausgang aus dieser Dunkelheid zu erblicken. Da rasselte ein Wagen neben ihr aus dem Fahrwege heran, ein junger Mann lehnte sich, sie betrachtend, heraus, und befahl seinem Jäger, zu halten. „Willst Du mit, Mädchen?" rief er Rosinen an, „in dem Wetter kömmst Du zu Fuß nicht fort; Du machst doch wohl

den Weg nach B...?" — Rosine hob dankend die Augen nach dem Sprecher auf, und ergriff die dargebotene Hand des schöngeschmückten Jägers, um sich neben ihn auf den Kutscherſitz zu schwingen, aber der Herr öffnete die Wagenthür, und ehe Rosine daran denken mochte, die seltene Ehre abzulehnen, saß sie bei ihm im wohlverwahrten Wagen, der rasch wie der Sturmwind dahin flog. Es regnete jetzt heftiger, feurige Blitze zuckten durch des Waldes Düsternheit, die Aeste der Kiefern troffen von Regen, und der Weg ward so schlüpfrig, daß die Pferde nur mühsam weiter gingen. Dennoch dünkte es Rosinen, als wolle sie viel lieber draußen neben dem Jäger sitzen, der sich in einen dichten Mantel gehüllt hatte, als hier, der Sicherheit im Schooße, den musternden Augen des fremden Mannes begegnen, der ihr vom ersten Moment, da sie es wagte ihn anzublicken, so gar nicht gefiel. Noch nie hatte das Mädchen in ihrer ländlichen Einsamkeit die freien Blicke des Leichtsinns auf sich gerichtet gesehen; ihre seltene Schönheit war vor den Augen ihrer Nachbarn und Gespielen unbeachtet aufgeblüht, und gewann sie ihr auch alle Herzen, so erregte sie doch weder Verwunderung noch beschämendes Lob. Hier sollte sie beides zum ersten Mal hören; denn hatte ihr schönes unschuldiges Gesicht, wie es aus der Umhüllung des Tuches hervor zu ihm aufsah, den jungen Mann im Wagen mit lebhaftem Staunen erfüllt, so gab er sich auch keineswegs Mühe, dieses Staunen zu verbergen, und unterhielt das schüchterne Mädchen mit kühnen Schmeicheleien, vor deren Anhörung sie sich herzlich gern in den Sturm des Gewitters hinaus geflüchtet hätte. Aengstlich drückte sie sich in die Ecke zurück, schlug

die funkelnden Augen in den Schooß nieder, und spielte zitternd mit den rosigen Schleifen des Latzes. Nur auf die Frage: ‚woher und wohin?‘ glaubte sie doch antworten zu müssen, und gab den Bescheid, wie sie aus der Magdeburger Gegend sei, und zu einer Muhme wandern wolle, um ihr beim morgenden Kindtaufschmause hülfreiche Hand zu leisten; sie nannte das Dorf, und sagte, daß es nicht weit von der Straße abliege. Die Art, mit welcher sie diese wenigen Worte sprach, so ganz verschieden von der Sprache und Mundart anderer Bäuerinnen, und doch so natürlich und ungekünstelt, steigerte die Bewunderung ihres Nachbars, auch der Jäger sah sich nach ihr um, und sie sah ihm in ein so edles redliches Gesicht, daß sie einigen Trost aus seiner Nähe schöpfte; auch versäumte er nie, einen fast strafenden Blick in den Wagen zu richten, so oft sein Herr mit unzarten Worten das bange Mädchen ängstigte, wofür sie ihm im Herzen recht gewogen ward, und ihr Auge, das den andern floh, ihm freundlich dankend zuwandte.

Die Verwirrung eines unschuldigen, in der Welt ganz neuen Wesens, macht in der Regel Schönheit nur schöner, und das kleine ungesuchte Abenteuer beschäftigte den jungen Reisenden so ausschließend, daß er alles um sich her vergaß, und der Empörung in der Natur sich gar nicht mehr bewußt war. Er ward nicht müde, das Mädchen zu betrachten. Die steife, ganz eigenthümliche Tracht ihrer Landsmänninnen schadete ihren Reizen nicht; ja er konnte sich nicht denken, daß eine andere ihr schöner stehen könne. Denn das schwarze Mützchen, mit tief hereingehenden Backen, hob die feine Weiße ihrer Haut wunderbar, und der zarte Wuchs wäre, wie es

ihm dünkte, durch nichts so hervorgehoben worden, als durch das lange knapp geschnürte Mieder mit glattem Latz, über dem weitfaltigen, reich bebänderten Rock, der den schönsten Fuß mit rothgezwickeltem Strumpfe sehen ließ. Um den Hals schloß sich ein schwarzes Tuch, das die rothen Schleifen des Mieders mit einbanden; lange schwarze Bänder, breit und schwer, hingen von der Mütze in den schneeweißen Nacken herab. Er hatte nie ein schöneres Mädchen gesehen.

Der Ausgang des Waldes war indessen erreicht, aber das Gewitter kehrte nach kurzer Pause mit erneuter Wuth wieder. Der triefende Jäger hielt die Pferde an, und bemühte sich vergebens, einige Schritte vorwärts durch den Regenschleier zu blicken. „Ich fürchte," sagte er endlich, „ich habe am letzten Kreuzwege die falsche Straße eingeschlagen, denn hier müßten wir ein Dorf sehen, und ich werde nichts gewahr, als ein einsames Wirthshaus, das mir ganz unbekannt ist. Doch werden wir dort einkehren müssen; das Wetter wird mit jedem Augenblicke schlimmer, ich getraue mich nicht weiter zu fahren."

„Es thut mir leid um Dich," antwortete der andere, „Du bist ganz durchnäßt, und ich wünsche Deinetwegen je eher je lieber unter Dach zu kommen. Was mich betrifft, so befand ich mich noch nie besser, und auch unser schöner Gast mag es mir immer in der Herberge mit einem freiwilligen Kusse danken, daß ich ihn aus dem Walde erlös't habe."

Rosine war durch diese Rede und den Gedanken, mit diesem fremden unholden Manne in ein unbekanntes Haus einzukehren, auf's heftigste erschreckt. Sie suchte die Augen

des Jägers, der sich wieder nach dem Sprecher umgewandt hatte, und meinte, er nicke ihr verstohlen und beruhigend zu. Fort ging es nun im raschen Trabe nach dem Hause, aus dessen weiter Unterstube lautes Gespräch ihnen entgegenschallte. Der ganze Raum war mit rastenden Fuhrleuten erfüllt, und der dicke Wirth wies unsere Drei in ein Nebenzimmer, wo mehrere Herren bei einem kleinen Mahle und mitgebrachten Chumpagner-Flaschen sehr lärmend froh waren. Rosinens Begleiter begrüßte sie als alte Bekannte, und mischte sich bald in ihren Kreis. Ihr ward es immer unheimlicher in solcher Umgebung. Sie setzte sich, Speise und Trank hartnäckig verschmähend, auf eine Bank am Fenster, sah in die zuckenden Blitze hinaus und weinte verstohlen, während der junge Mann seinen Gesellschaftern ihr Zusammentreffen erzählte, und die Halbberauschten mit manchem rohen Scherze sein Glück priesen. Der Jäger war hinausgegangen die Pferde zu besorgen, sein Herr kam jetzt mit einem Glase auf Rosinen zu, wollte sie zu trinken nöthigen, und forderte den bedungenen Kuß. Die andern alle redeten lachend auf sie ein; sie konnte ihrem beängstigten Herzen nicht mehr wehren, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Laßt sie jetzt gehen," sagte einer von ihnen, „sie ist ein Kind. Mir ist nichts mehr zuwider, als das Weinen der Weiber." Er ließ einen Stöpsel mit lautem Knall an die niedere Decke springen, und schenkte alle Gläser voll. Rosine schlich zitternd zur Thür hinaus.

Der Jäger stand draußen bei dem Wagen, es war schon Dämmerung geworden, aber ein heller Blitz erleuchtete ihre

Gestalt. „Wo willst Du hin?“ fragte er sie mit einer so milden Stimme, daß ihre Thränen noch reichlicher, aber erleichternder flossen. „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, „aber da drinnen kann ich nicht bleiben.“ „Hast Du Vertrauen zu mir?“ fragte er wieder, und sie sagte leise ‚ja,‘ indem sie, wie zur Bestätigung, seine Hand faßte. „Nun so komm, armes Kind,“ fuhr er fort, „ich will Dir ein Plätzchen anweisen, bis das Wetter vorbei ist, dann führe ich Dich, wohin Du gedenkst; wir sind dem Orte ganz nahe, ich habe schon darnach gefragt. Wir werden nun wohl diese Nacht hier bleiben, und während mein Herr mit seinen Freunden fröhlich ist, kann ich Dich unbemerkt geleiten. Er öffnete eine Thür, und Rosine trat in ein Kämmerchen, dessen Stille sie jetzt mit keinem Prunkgemach vertauscht hätte. „Es ist meine Wohnung,“ sagte der Jäger, „verschließe sie, bis ich Dich abzuholen komme.“

Er ging, es war düster um Rosinen, aber vor ihr stand hell und freundlich das Bild des guten Menschen, der ihr in dieser ersten Noth ihres einfachen Lebens, ein so treuer Helfer geworden war. Ihre Thränen versiegten, sie lehnte sich an die Wand, und der leiser tröpfelnde Regen vor dem Fenster wiegte sie in Schlummer. Ein Klopfen an der Thüre rief sie, wie aus einer andern Welt zurück, ihr Name ward genannt, sie erkannte die Stimme und ermunterte sich völlig. Wie sie sich erhob zu öffnen, war die Kammer vom Mondglanz erhellt; dieser Anblick gab ihr frischen Muth. Der Jäger brachte etwas zu essen mit, erzählte, wie sein Herr sie vermißt, wie alle, vom Wein erhitzt, sie stürmend gesucht, und endlich geschlossen hätten, sie müsse den Weg in

Regen und Unwetter angetreten haben. „Komm jetzt," sagte er, „es ist zehn Uhr, der Mond scheint hell, und Dein Dorf ist nur eine Stunde weit entfernt." Sie reichte ihm schweigend die Hand; so gern hätte sie ein dankendes Wort gesagt, es fiel ihr nichts ein, was ihrer Empfindung genügte.

Wie sie zur Hausthür hinaustraten, schwamm der Mond klar und unbewölkt am Himmel, das Gewitter hatte sich fern an den Horizont hingezogen, wo es im scharfen Abschnitt gegen den reinen Nachthimmel, wie eine dichte Wand stand. Ihr Begleiter legte ihren Arm in den seinigen, es war still um sie her, und sie ging so gern an seiner Seite. Es dünkte ihr, als möchte sie ihm wohl zum Geleit für einen langen Weg, ja für das ganze Leben. Er fragte sie mancherlei, und sie antwortete ihm ohne Schüchternheit, erzählte mehr als sie gefragt ward, so daß er bald alles wußte, was ihre stillen Jugendtage auszeichnete. Wie freundlich hörte er ihr zu, wie liebreich blickte er sie an, sie fühlte es, diese ruhigen schönen Züge, diese dunkeln, herrlichen Augen würden ihr ewig unvergeßlich bleiben. Jetzt hatten sie die letzten Bäume eines kleinen Gebüsches erreicht, Rosine sah sich nun schon lange in bekannter Gegend, und da lag das Haus der Muhme in geringer Entfernung vor ihr. Es ward ihr weh um's Herz wegen der nahen Trennung, und sie sagte zitternd: „Da sind wir! dort ist schon das Haus, wohin ich gedenke. Ich werde Sie nun wohl in diesem Leben nicht wiedersehen," setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, „aber denken werde ich immer an Sie, wie Sie so gut waren, und mit meiner wohl kindischen Angst so viel

Nachsicht hatten. Leben Sie recht, recht wohl, und wenn Sie einmal durch unser Dörfchen fahren, so fragen Sie nach Rosinen; versprechen Sie mir das.“ „Gutes, liebes Mädchen,“ sagte er gerührt, und umfaßte sie sanft, „wenn ich wieder hierher komme, bist Du vielleicht lange eine glückliche Frau und bewohnst einen andern Ort.“

„Ach nein, nein,“ antwortete sie, „ich heirathe nicht, ich habe eine kranke Mutter, die könnte ich ja auch gar nicht verlassen!“ Er sah ihr in das klare Auge, es glänzte von Thränen; er drückte sie fest an sich, und einen Kuß auf ihre weiße Stirn. Sie aber wandte sich ab, und trocknete ihre Augen, während ihre Rechte noch in seiner ruhte. Endlich riß sie sich los, und ging langsam dem Hause zu, immer nach ihm umschauend, der am Rande des Gebüsches stand, bis sie eingelassen ward.

Das Andenken dieses Abends begleitete Rosinen nun auf jedem ihrer Schritte. Sie erzählte der kränkelnden Mutter nach der Rückkehr alles mit der unschuldigen Offenheit ihrer sechszehn Jahre, und wußte immer wieder davon zu sprechen, hatte immer noch etwas nachzuholen. Bei ihren ländlichen Freuden und Beschäftigungen war er um sie, und bald sollte sein Bild noch allein ihr in trüben Stunden Erheiterung gewähren. Denn der Mutter Zustand ward schlimmer, und sie mußte nun dem Gedanken an eine Zukunft Raum geben, wo sie hülflos und allein, ohne diese treue Freundin, in einer unbekannten Welt zurückblieb. Wie viele heiße Thränen flossen da im Stillen, nur der dunkeln Nacht geweint. Am Tage bemühte sie sich, der Mutter ein heiteres Gesicht zu zeigen, doch es gelang der unerfahrenen Seele nicht, das

Innere zu verschleiern. — „Sei getrost, Rosine," redete die Sterbende sie an, „Du wirst nicht ganz verlassen sein. Zwei Brüder leben mir noch in der Fremde, und hat gleich Geld und Gut und höherer Stand sie von mir abgewendet, so werden sie Dir doch ihre Arme willig öffnen. Bis hierher bedurften wir ihrer nicht, genügsam und fleißig hatten wir reichlich genug, auch strebten wir ja nie aus unserm Stande hinaus. Nun aber möchte ich Dich am liebsten unter ihrer Huth wissen. Wenn sich meine Augen schließen, wird Nachricht und Bitte an sie abgehen, und ich bin gewiß, sie werden Dich aufnehmen."

Die dunkelste Zeit in Rosinens Leben traf mit der freudenleeren Jahreszeit zusammen, wo die Natur sich zum langen Schlaf anschickt. Die welkenden Blätter breiteten sich über der Mutter Grabhügel aus, den das trauernde Mädchen aus einem Fenster der Schulmeister-Wohnung, wohin sie zu der Jugendfreundin ihre Zuflucht genommen hatte, mit wehmüthigem Blick bewachte. Der alte Schulmeister hatte an ihre Oheime geschrieben, und sie konnte einer großen wichtigen Veränderung ihres stillen Lebens täglich entgegen sehen. Auch traf wirklich, bald genug für die weite Entfernung, ein Brief ein, worin sie nach L... beschieden ward, etwa die Hälftes des Weges, wo ihr ältester Oheim sie erwarten wollte. Dem Briefe war eine Summe Geld zur Reise beigefügt, und sprach der Ton desselben Rosinen auch nicht väterlich oder traulich an, so mußte sie sich doch gestehen, daß er gütig war, und das fremde darin mehr auf Rechnung des Abstandes kam, in dem sie zeither von vornehmen begüterten Leuten gelebt hatte. Ach

sie sollte und mußte sich nun an vieles gewöhnen. Ihr Grauen vor der einsamen Reise war die erste bange Empfindung, die überwunden werden mußte. Sie gedachte oft heimlich an die Abenteuer der kurzen Wanderung im Sommer, und seufzte bei dem Gedanken, nun so bald den Ort zu verlassen, den sie, mit leiser Hoffnung, ihrem Freunde für das einstige Wiederfinden genannt hatte. Doch, wie in jedem jungen Gemüth, es sei auch noch so einfach gebildet, ein Zug von romantischer Schwärmerei liegt, so gab es etwas in ihr, das der Erwartung glich, dem Manne, der so lebendig in ihrem Gedächtnisse fortlebte, wieder einmal zu begegnen. Da erblickte sie auf der bunt belebten, immer ändernden Straße, keinen eleganten Reisewagen ohne lauteres Herzklopfen, und oft hingen ihre Blicke lange an einer schlanken Jägergestalt, bis ein unbekanntes Gesicht sich zu ihr wandte, und die liebe Täuschung vernichtete.

Rosine kam in L... an. Der neue Anblick der volkreichen Stadt zerstreute sie angenehm, und eben so verwundert staunte sie jeden Gegenstand an, als sie selbst in der ganz fremden Tracht von den Bewohnern angestaunt wurde. Erst in der Nähe des Gasthauses, wo sie den Oheim finden sollte, fiel das bange dieser ersten Begegnung lastend auf ihr Herz; und hatte sie unterwegs sich durch öfteres Lesen des freundlichen Briefes auf den Augenblick gestärkt, der nun da war, so wollte jetzt alles nicht mehr so tröstlich scheinen, und die lange Absonderung ihres Verwandten von ihr und der Mutter, so wie sein höherer Stand, der ihrer Beschränktheit sehr bedeutend vorkam, erfüllten sie mit Furcht und Bangigkeit. Zitternd stand sie vor ihm, und wagte

kaum die Augen zu erheben. Doch wie sie seine Hand an ihre Lippen zog, und sich zu wenigen Worten ein Herz faßte, die um Schutz und Liebe baten, begegnete sie einem so beifälligen Blick, daß sie Muth und Unbefangenheit wieder gewann. Der Oheim war ein kleiner wohlbeleibter Mann, aus dessen noch gut erhaltenem Gesicht Frohsinn und Selbstgenügsamkeit unverkennbar hervorsahen. Seine Kleidung zeigte mehr von Reichthum als von Geschmack, an seinem Finger glänzte ein großer Brillantring, der Rosinens höchstes Staunen erregte. Sie glaubte bisweilen zu träumen, wenn sie sich in der Nähe dieses Mannes, ihn als ihren Verwandten und Schützer dachte, und halb träumend war es, daß sie die vielen Fragen beantwortete, mit denen er sich an die Niegesehene wandte.

Ein Kellner deckte den Tisch und besetzte ihn reich, sie mußte sich dem Oheim gegenüber setzen und die Speisen vorlegen. Lächelnd sah er ihr zu; es war so gar nichts bäurisches oder linkisches in ihrem Benehmen, er hatte sich auf ein ganz anderes Wesen gefaßt gemacht, und beinahe war er entschlossen, seinen Plan zu ändern. „Sage mir, Rosinchen," hob er bei'm Nachtisch an, „bist Du zuweilen in der Stadt gewesen, hast Du Umgang mit vornehmen Leuten gehabt, oder einen bessern Unterricht genossen, als sonst in Deinem Stande gewöhnlich ist? Mich dünkt, man könnte Dich kühnlich für etwas anderes gelten lassen, als Du bist, und das ist mir eben recht."

Rosine erröthete heiß, sie hatte noch nie über die Vorzüge nachgedacht, die sie vor ihren Gespielinnen auszeichneten, und die Art, wie der Oheim sie anerkannte, machte ihr

auch keine Freude. „Ich war von Kindheit an," gab sie ihm zur Antwort, „der Liebling unserer kinderlosen Pfarrfrau. Die Gute hatte ihre Lust daran, mich vieles nützliche zu lehren, mir Geschichten zu erzählen, meine bäurische Sprache zu verbessern, und mich in ihrem Hause von den Sitten anderer Kinder meines Standes zu entwöhnen. Ich liebte sie denn auch kindlich, und that alles gern, um ihr zu gefallen. Nun ist sie schon zwei Jahre todt, aber ich werde sie nie vergessen. Wenn ich nähe oder stricke, oder etwas schreiben muß, denke ich immer dankbar an sie zurück, die mich dies alles lehrte, und bei jeder solcher Beschäftigung, habe ich eine stille angenehme Erinnerung an ihre Worte und Ermahnungen."

„Nun siehst Du, mein Kind," redete der Onkel weiter, „da hat der Himmel schon früh recht wunderbar für Dich gesorgt, und uns beide mancher Mühe überhoben. Das will ich Dir jetzt gleich weitläufig erklären. Trink' erst einmal, Kind, aber mit Verstand, es ist Rheinwein! Ja, ja, so etwas ist Dir noch nicht vorgekommen. Wirst noch manches erfahren und kennen lernen bei mir, wirst ein ganz anderes Leben anfangen. Ich bin, Gott sei Dank, ein reicher Mann, habe mein Schäfchen in's trockene gebracht, und gelte etwas an meinem Wohnort. So wenig ich mich nun auch meiner Verwandten schäme, und so bereitwillig ich bin, Dich wie ein Vater aufzunehmen, so begreifst Du doch wohl, daß es Aufsehen machen würde, wenn Du als ein Bauermädchen den angesehenen Kaufmann Schmidt Onkel nenntest. Das würde ein Fragen, ein Nachforschen, ein Erklären werden, vor dem sich meine sel'ge Frau im Grabe

umwenden könnte; denn sie war etwas stolz, und konnte es auch sein, weil sie eine sehr reiche Frau war. Da hatte ich mir nun ausgedacht, Dich erst ein halbes Jährchen hier in Pension zu lassen, denn ich dachte an ein Mädchen, wie vormals Deine Mutter, meine gute Schwester war, — und Dich dann in Gottes Namen als Mamsell Lenz kommen zu lassen. Aber siehe einmal, nun ist das alles gar nicht nöthig, wir brauchen keinen Menschen als den Schneider. Der verwandelt Dich in vierundzwanzig Stunden total, und Du kommst aus Berlin oder Potsdam, oder woher Du sonst willst. Französisch, tanzen, singen und spielen lernst Du bald, für Geld ist alles zu haben, und Deinem Onkel zu Liebe, wirst Du schon auf Dich achten, und alles Vergangene lieber selbst vergessen."

Wer fühlt nicht etwas bitteres in diesen Worten, die gleichfalls nicht böse gemeint, nur gerade so aus dem Wesen und Charakter des Mannes, der sie sprach, hervorgingen. Doch Rosine empfand es tief, aber im Stillen. Sie nickte ein stummes „Ja;" sagen hätte sie es um die Welt nicht gekonnt, daß sie ihren Stand, ihre frohe Kindheit, alle ihre Umgebungen und Geschäfte verleugnen wolle. Sehnte sie sich doch eben jetzt recht schmerzlich in ihr liebes Dorf zurück, denn die Welt, in die sie treten sollte, wies ihr gleich zuerst die abschreckendste Seite. Der Onkel war indessen zufrieden, stieß sein Glas an das ihre, und brachte lachend die Gesundheit der Demoiselle Rosamunde Lenz aus. „So wirst Du bei mir heißen," sagte er, „und was gilt's, Du wirst die Rosine nicht zurückwünschen."

Am andern Morgen füllte sich Rosinens Zimmer mit

Leuten, die für ihre neuen Bedürfnisse Sorge trugen. Fertige schöne Kleider, artige Negligées, Häubchen und Hüte, Bänder, Schuhe und Handschuhe, alles bedeckte im bunten Gemisch ihr Sopha, und des An- und Ausziehens war kein Ende, um all' diese Sachen zu versuchen. Das Mädchen glaubte sich in einem Traum befangen, denn wie es wohl zuweilen geht, daß man da voll Angst sich immer kleidet, ohne je fertig zu sein, so war ihr heute fast der ganze Tag vergangen. Ihr schönes schwarzes Haar mußte sich unter die Scheere fügen, es ward geringelt und kunstreich aufgeflochten. Sie kannte sich selbst nicht mehr, und der fremde Name, mit welchem der Oheim sie Abends bei Tische empfing, vollendete ihre seltsame Verwirrung. Da es mit dem nächsten Frühroth fortgehen sollte, so packte sie alles vor dem Schlafengehen ein, auch den Sonntagsstaat, mit dem sie gekommen war, derselbe, den sie bei ihrem Zusammentreffen mit dem Jäger trug, fand ganz unten im Kofferchen seinen Platz. Sie legte ihn mit einem Seufzer zusammen, und saß lange, ihn still beschauend da. — „Werde ich nun glücklicher sein?" fragte sie sich, und schüttelte fast unwillkürlich zur Antwort den Kopf. „In dieser Kleidung hatte ich manche frohe Stunde, und eine vor allen, die mir ewig unvergeßlich bleibt. Wenigstens sollst Du, gutes bescheidenes Kleid, mich immer erinnern, was ich war, wenn alles um mich her bemüht ist, es mich vergessen zu lassen."

Die Sonne malte eben mit den ersten Strahlen die beschneiten Dächer der Stadt, als Onkel und Nichte in den Wagen stiegen und durch die todten Straßen zum Thore hinausrasselten. Herr Schmidt betrachtete Rosinen lächelnd,

er ward immer gewisser, daß es keinem Menschen einfallen könne, die junge Dame neben ihm im eleganten Atlaspelze für eine Bäuerin zu halten. Doch fand er nicht unnöthig, ihr noch den ganzen Weg über allerlei Regeln zu geben, und sie von diesem und jenem zu unterrichten. Rosinen war das schon recht, ihrer Wißbegierde war hier überall ein weites Feld eröffnet, und sie wünschte lebhaft, den Erwartungen ihres Oheims, den ihr ja die Mutter an ihrer Statt zum Führer gegeben hatte, auf alle Weise zu entsprechen. So fehlte es auf der Reise um so weniger an Unterhaltung, als auch Rosinens Fragen nach ihrem zweiten Onkel einen neuen Stoff dazu darboten.

„Dein Oheim Daniel ist ein bedauernswerther Mensch," sagte Schmidt, und legte sich behaglich in eine Ecke des Wagens. „Du wirst denken, er hat kein Geld, aber mit nichten, und da steckt eben das unbegreifliche. Er hat sich als Advokat ein artiges Vermögen erworben, und könnte herrlich leben. Er bewohnt ein nettes Landhaus, etwa funfzehn Meilen von mir, kann sich alles verschaffen, was sein Herz wünscht, hat gar nichts zu thun, und ist doch nicht zufrieden. An jeder Sache hat er zu tadeln, die ganze Welt ist ihm nicht recht, und was er selbst hat und besitzt am wenigsten. Sein Geld nennt er eine Last, die ihm nichts als Sorge und Noth mache. Hast Du je in Deinem Leben solche Verkehrtheit gesehen? Sieht man ihn an, das blasse unzufriedene Gesicht, den gebückten Gang, das träumerische Wesen, hört man seine schüchterne kleinlaute Stimme, so sollte man schwören, der Mensch hätte keinen Heller in der Tasche. So gut er ist, so herzlich kannst Du dem Himmel

danken, daß Du zu mir und nicht zu ihm gekommen bist. Da ist des Lamentirens kein Ende, und Gottes Segen wird recht verstockt mit Füßen getreten. Bei mir gerade das Gegentheil. Alle Tage fröhlich und guter Dinge. Ein schönes Haus, herrliche Meubles, ein Garten, der keinem in der Stadt zu vergleichen ist! Nun Du wirst es sehen. Ein ganz vorzüglicher Tisch, darauf halte ich was, und kann es Gottlob! ausführen; ein wohlgefülltes Weinkellerchen, das zieht Freunde an, wie ein Magnet. Will ich Gesellschaft haben, da kommt alles herzlich gern; will ich in's Theater gehen, ich kann's haben! Aber das macht mir nicht viel Spaß. Ich liebe die Ruhe, und das weinerliche Zeug, das jetzt da herumspukt, macht mir Langeweile. Aber Du, Rosamunde, Du wirst die Augen aufthun, das weiß ich voraus. Kannst hingehen, so oft Du willst, das genirt des Onkels Beutel nicht. Laß Dir nur Deine Verwunderung nicht merken über all' die neuen Herrlichkeiten, und sage immer: ‚Du hättest das alles schon besser gesehen.'" — —

Der Onkel hatte nicht zu viel gesagt. Sein artiges, geräumiges Haus erfreute auf den ersten Anblick, und lag der Garten auch jetzt öde, und Schnee auf den Beeten und Blumenstücken, so ahnete doch Rosine in ihm den Schauplatz ihrer frohesten Stunden. Sie erhielt ein hübsches Zimmer, und begann ihr neues Leben gleich mit ernster Thätigkeit, denn kaum war die Ermüdung der Reise vorüber, als ihre Unterrichtsstunden anfingen, und von dem Tage nur eben so viel übrig blieb, um entweder dem Onkel allein Gesellschaft zu leisten, oder bei seinen kleinen Zirkeln gegenwärtig zu sein, wo sie nunmehr die Wirthin machte. Nichts

läßt sich aber der Freude, dem Eifer vergleichen, mit welchem sie lernte. Es war ihr so von Herzen Ernst damit, daß sie in jeder einzelnen Kunst oder Wissenschaft bald gute Fortschritte machte, und wie sie sich allmählig neuer Kenntnisse und Geschicklichkeiten bewußt ward, schien es ihr zum ersten Mal ein Glück, der Dunkelheit entrissen zu sein, und wie innig dankte sie dem Urheber dieses Glücks. Jeder Wunsch des Oheims ward von ihr erlauscht, jeder kleinen Unzufriedenheit geschickt gewehrt, jede Eigenheit berücksichtigt. Rosamunde fühlte sich glücklich, und beglückte alles um sich, und hätte nicht zuweilen in stillen Augenblicken, wo es Träumen der Vergangenheit gelang, sich an ihr Herz zu drängen, ein freundlich bekanntes Bild sie wehmüthig begrüßt, — Rosine wäre vergessen gewesen.

Den Winter über war das Theater ihre liebste Erholung; jetzt fing der Frühling an ihn zu verdrängen, und sie besuchte es seltner. Eine neue Oper jedoch, von der man sich viel versprach, drängte die halbe Stadt in das düstere Haus zusammen, und auch Rosine war mit einer Bekannten hingegangen. Sie besaß noch immer jene glückliche Gabe, sich vollkommen täuschen zu lassen, und von dem Augenblicke, da der Vorhang aufrollte, nahm die Zauberwelt auf der Bühne mit ihrer Pracht und ihren Himmelstönen sie so ganz gefangen, daß nichts anderes ihre Sinne berührte. — „Kennen Sie den Herrn, liebe Rosamunde," sagte ihre Begleiterin im Zwischenakte, „der Sie dort aus der letzten Loge so auffallend betrachtet?" Erröthend wagte Rosine einen halben Blick, der sogleich niedersank, als sie ein Glas auf sich gerichtet sah. Sie konnte die Züge des Mannes

nicht erkennen, und zog sich, als nun die Musik wieder begann, etwas weiter in den Hintergrund der Loge zurück. Doch war ihr Vergnügen gestört, sie fühlte sich befangen, ängstlich, beschämt, und wünschte das Ende des Stücks. Ihre Begleiterin lächelte zu ihrer Verwirrung und beinahe mußte sie mit einstimmen. „Wie wenig," sagte sie sich selbst, „verstehe ich mich noch auf die Sitten der großen Welt! Ach! Rosamunde ist noch immer Rosine, und möchte dem schlauen Beobachter ihr Dörfchen schwerlich verleugnen können!"

Der Vorhang fiel, die Menge drängte sich hinaus. Rosinens Begleiterin hatte Eile, sie ergriff den Arm des bangen Mädchens, dem Ausgange zueilend. Doch nur wenig Schritte, so waren sie getrennt, und vergebens sah sich Rosine nach ihr um. Nur bemüht, mit dem Strome nach der Thür zu gelangen, wo sie ihren Bedienten vermuthete, fühlte sie sich auf einmal festgehalten, und mit der vertraulichen Weise einer alten Bekanntschaft begrüßt. Wie groß war ihr Schreck, als sie einen Mann neben sich sah, und in ihm auf den ersten Blick jenen jungen Fremden erkannte, der sie vor einiger Zeit in seinen Wagen aufnahm. Sie zitterte heftig, doch blieb ihr so viel Besinnung, ihm als einen ganz Unbekannten zu begegnen, und alle seine Fragen mit verstelltem Erstaunen zu erwiedern. So langten sie vor dem Hause auf einem großen dunkeln Platze an, wo der gedrängte Haufe auseinander strömte, und ihr lästiger Verfolger, nun nicht mehr besorgt, Aufsehen zu erregen, sich kühner an sie anschloß, und ihr betheuerte, sie werde ihn nicht überzeugen,

weilen vor dem gewaltigeren Drange der Gefühle und Gedanken, so mußten doch jene noch öfter der wohlthätigen Zerstreuung weichen. So kam der Tag heran; der Onkel durchstrich sehr befriedigt alle Gemächer, führte den General überall selbst herum, erklärte ihm jeden Vorzug der Geräthe, ihre Entstehung, ihre Kostbarkeit, und freute sich des feinen Lobes, das der geschmeidige Franzose nicht sparte. Der Tisch war in einem weiten kühlen Saale bereitet, aus dessen geöffneten Fenstern man den Garten übersah; ein Kranz von Blumen goß seine Wohlgerüche darüber aus, und mischte zarten ätherischen Genuß zu den feinen Annehmlichkeiten der verschwenderischen Tafel. Edler Wein strahlte wie glänzendes Gold in hellgeschliffenen Gläsern, und sein Feuer blitzte in tausend Funken aus der lebendigen Fröhlichkeit der Gäste wieder. Schon begann die Sonne den abendlichen Heimgang, als man die Stühle rückte, und Alle nach freundlicher Begrüßung sich in den Garten vertheilten. Der General hatte sich zu Rosinen gesellt. Sie war die einzige in dem lauten Kreise, die bisweilen still in sich versank, und auf Momente sich weit hinweg, wie in unbekannte Fernen verlor. Er hatte dies wohl beobachtet, und mit scharfem Blick ziemlich richtig gedeutet. Jetzt sah sie sich von ihm so traulich angeredet, und bald genug so angenehm in's Gespräch verflochten, daß sie zum ersten Male an diesem lärmenden Tage etwas dem Vergnügen ähnliches fühlte. Der nahende Abend mit seinen schmeichelnden Lüften, die süßen berauschenden Düfte der Pflanzen und Blumen, die auf seinen Schwingen verschwebten, die stillen Eindrücke der ruhenden Natur — schmiegten sich dabei leise und allmählig an ihr Herz, sie

fühlte einen Abglanz ihrer Kinderfreuden, in dem die späteren Sorgen untergingen.

Die reiche Farbenpracht der Blumen, wie sie an den Seiten der Gänge und hie und da auf hohen Gestellen kunstreich geordnet blühten, zogen die Blicke der Wandelnden an. Rosine wußte ihrem Gaste alle zu nennen; denn unter den Kindern der Natur aufgeblüht, war sie auch hier mit ihnen, wie mit harmlosen Gespielen vertraut geblieben.

„Wir gehen," sagte er, „in der Regel viel zu gleichgültig an diesen holden Gestalten vorüber, deren nähere Betrachtung eben so viel Freude als Belehrung gewähren würde. Wie mannigfaltig sind sie an Gestalt und Farbe, an Duft und Blüthe, wie verschieden sind ihre Eigenschaften, ihr Nutzen, und wie erfreulich die Bedeutungen, die sinnvolle Dichter ihnen gegeben haben. Das zarte Geheimniß des Orients, durch Blumen zu sprechen, und Gefühle, die keine Sprache ausdrückt, in den verschwiegenen Kelch der Blüthen zu hüllen, hat für mich immer etwas unendlich reizendes gehabt. Sie ist die eigentliche Sprache der Jugend und der Liebe!" —

„Ha ha," unterbrach ihn hier der herbeieilende Onkel, „ich sehe, Sie sind wie Rosamunde. Die ist auch, wie man zu sagen pflegt, ein wahrer Blumennarr. Ich kann mir eigentlich nicht sogar viel daraus machen, aber ich habe alle theure und seltne Pflanzen; suchen Sie, was Sie wollen, es ist da. Freilich eine kostbare Spielerei; wer kein Geld hat, muß es bleiben lassen. Hören Sie, manchmal macht es mir Spaß, wenn ich so Abends meine Pfeife rauche, so recht zu betrachten, was das Geld alles vermag. Da denke ich denn oft, das Geld macht wahrhaftig den Menschen fast allmäch-

daß er im Irrthum sei, und nichts solle ihn hindern, sie diesmal besser als jenesmal im Auge zu behalten.

Ein zweiter hochgebildeter Mann, im dunkeln Oberrocke, stand jetzt vor Beiden still. Er mochte Rosinens dringende Bitte, sie zu verlassen, gehört haben, und mit wenigen, aber sehr ernsten Worten, forderte er den andern auf, die Dame, in der er sich nur zu gewiß irre, nicht weiter zu beunruhigen. Zugleich bot er selbst Rosinen mit Ehrerbietung seinen Arm, und gerade als jener, noch unschlüssig, was er thun sollte, ihn genau zu betrachten schien, schritt Herrn Schmidts Bedienter in kostbarer Livree auf seine Herrschaft zu. Bei diesem Anblick brummte der junge Mann einen Fluch in sich hinein, gestand mit leichtsinnigem Lachen die Möglichkeit eines Irrthums ein, und bat in diesem Fall, die Schuld einer unbegreiflichen Aehnlichkeit zuzuschreiben.

Rosine athmete freier, als sie seine raschen Schritte sich mehr und mehr entfernen hörte. Aber ihr Herz klopfte noch immer ungestüm, sie war keines Wortes mächtig, und wagte auch nicht, ihrem unbekannten Führer in's Gesicht zu sehen. Stumm gingen sie eine Weile neben einander her, doch entging es Rosinen nicht, daß seine Augen auf ihr ruhten, und dies mehrte ihre Verlegenheit. Die Seltsamkeit dieser Begegnung, der Gedanke, daß der Fremde vielleicht an ihr zweifeln könne, trieb das Blut in ihre Wangen, und sie beschloß, ihn noch diesen Abend ihrem Oheim vorzustellen, um dem verdrüßlichen Abenteuer einen schicklichen Schluß zu geben. Jetzt, dem Hause ganz nahe, faßt sie zu dieser Bitte Muth, eine stumme Verbeugung gesteht sie zu, der Bediente zieht die Klingel, die Laterne beleuchtet des Frem-

den Gesicht. Rosine glaubte ihren Sinnen nicht; denn das sind die Züge des Mannes, der schon einmal sie freundlich in seinen Schutz nahm, das ist die Gestalt jenes Jägers, das sind seine Augen, die eben jetzt, wie fragend, in die ihrigen schauen! — „Habe ich einen sichtbaren Schutzengel?" fragte sie sich, „oder ist dies Bild meiner Phantasie so lebendig eingeprägt, daß ich es auch außer mir sehe?"

Doch auch oben, im hellen Glanze mehrerer Lichter, als ihr Begleiter vom Oheim freundlich empfangen, sich ihm gewandt und fein vorstellte, schwand die Täuschung nicht, ja seine Stimme verstärkte sie noch. Wie vertraut sprach sie ihr an's Herz, wie zauberisch schuf sie Gegenwart in Vergangenheit, Jetzt in Vormals um! In staunender Verwunderung überließ sie es ihm fast allein, ihr Zusammentreffen zu schildern, und gab es gern zu, daß der gehabte Schrecken sie noch in diesem Augenblick verwirre. Aber hätten ihr die bekannten Laute nur gar zu gern den Glauben an ein heimlich gewünschtes Wiederfinden aufgedrungen, so wies doch die feine, höchst gebildete Rede, der freie ungezwungene Anstand, und das ganze All seines Wesens, den aufkeimenden Gedanken in das Reich der Unmöglichkeiten. Herr Schmidt lud ihn höflich zum Abendessen, und bat um seinen Namen. Rosine sah ihn erwartungsvoll an. Unbefangen erwiederte er: „Ich heiße Hubert, und bin ein Maler. Erst vorgestern kam ich hier an, nachdem ich einige Jahre in Italien und den letzten Winter in der Schweiz verlebt habe. Aus so herrlichen Umgebungen geschieden, gestehe ich gern, daß dieser Ort, der erste wo ich verweilte, nicht den freundlichsten Eindruck auf mich machte; aber wie ich zuweilen

etwas auf Zeichen gebe, so glaube ich, nach dem glücklichen Ereignisse des heutigen Abends, es wird mir hier wohl gehen, und ich werde mich selbst für eine längere Zeit hier heimisch fühlen können."

Ein fest auf sie gehefteter Blick eignete Rosinen die letzten Worte zu. Ihr ward wunderbar zu Muthe, denn es dünkte ihr nicht anders, als stände sie wieder am Ausgange des Wäldchens, das Haus ihrer Frau Muhme im Gesicht, und begegnete den letzten Abschiedsblicken des Mannes, der ihr damals so theuer ward. Er selbst war es freilich nicht, aber sein Ebenbild, und seine Nähe that ihr wohl. Munterkeit und Frohsinn nahmen mit dem kleinen Zirkel am Tische Platz, der Maler erzählte viel angenehmes, Herr Schmidt schien von ihm bezaubert, und bei einem guten Glase Wein, das ihm die rechte Würze aller Freude war, kam Mitternacht überraschend herauf. Auch Rosine war zuletzt rech heiter geworden, der Onkel streichelte ihr vergnügt die rothen Wangen, und bemerkte, daß er sich nun des Vorfalls wahrhaft freue, da der Schrecken des armen Kindes vorüber sei.

„Der junge Mann," sagte Hubert, „wollte in Ihnen, freilich leichtsinnig genug, eine Andere wiederfinden, wozu vielleicht, wie er selbst sagte, eine seltene Aehnlichkeit, vielleicht auch Ihr Dialekt, der von dem hiesigen abweicht — beigetragen haben mag."

„Rosamundchen ist aus Berlin," sagte der Onkel so wichtig, als ob er es beschwören wolle. „Von da habe ich sie nach ihrer Aeltern Tode zu mir geholt. Freilich sehen sich manchmal zwei Leute so ähnlich, wie zwei Wassertropfen. Die Beispiele sind da gewesen."

Rosine nickte unwillkürlich Beifall, und ihre Augen wandten sich schüchtern auf Hubert, der sie starr anblickte. Der Onkel fuhr fort: „Das ist aber keine Entschuldigung, Damen von Stande auf der Straße anzuhalten und zu erschrecken. Haben Sie nochmals tausend Dank, bester Herr Hubert, und so lange Sie hier sind, sehen Sie das Schmidtsche Haus wie das Ihrige an. Kann ich auch sonst in etwas dienen, so befehlen Sie frei, ich habe, Gott sei Dank, das Eine, womit alles andere möglich wird.“

Hubert ging, aber er kam oft wieder, und ward, je länger bekannt, je willkommener im Hause. Daß ihm Rosine nicht gleichgültig war, sah Jeder, der beide beobachtete, und sie selbst sah es am ersten. Nur Herrn Schmidt blieb es verborgen, denn wie hätte er denken können, daß ein Maler seine Augen zu des reichsten Mannes Nichte erheben würde. Er ahnete nicht, daß er einer Flamme Nahrung gab, als er dem jungen Manne auftrug, sein Rosamundchen zu malen, und so sichtbar auch die Verwirrung war, mit welcher Hubert das Geschäft begann, und das bebende Mädchen sich seinen Blicken gegenüber setzte, der Onkel, obgleich jedesmal gegenwärtig, wurde nichts davon gewahr.

Der schönste, heiterste Maimonat war indessen erschienen. Rosine begrüßte ihn mit den verwandten Gefühlen einer heißen jugendlichen Liebe. Hubert vereinigte alles, was ihre Phantasie und ihr Herz ansprach, eine längst geliebte Gestalt, mit den seltensten Vorzügen des Geistes und einer Fülle und Wärme des Gefühls, die sich bei jedem Anlaß frei und herzlich zeigte. Wie es nun aber diesem Herzenszustande nur allein eigen ist, unsern Blick, der sonst in Zukunft und

Vergangenheit sich verliert, an die Gegenwart zu fesseln, — so dachte auch Rosine gar nicht an das Künftige, und freute sich kindlich des Mai's mit seinen Blüthen, die sie in doppelter Seligkeit genoß. Auch aus Huberts Munde war noch kein Wort über seine Gefühle, Wünsche und Hoffnungen gegangen, doch Rosinen dünkte es, als habe er gesprochen, sie geantwortet, und ein heiliger Bund bestehe, unsterblich wie die Seelen, die ihn geschlossen.

Eines Abends, in halber Dämmerung, als Rosine, ihre Arbeit im Schooße, süß träumend neben dem Onkel saß, der behaglich sein Pfeifchen rauchte, trat Hubert zu Beiden herein. Rosine sprang fröhlich auf, aber sein Gesicht, obgleich nur unvollkommen in der Dämmerung sichtbar, erschreckte sie. Er war sehr blaß, und seine Augen hatten einen Ausdruck von Wehmuth, der ihr neu war. Er brachte das fertige Bild; Herr Schmidt nahm es vergnügt aus seiner Hand, klingelte, ungeduldig es zu sehen, nach Licht, und entfernte sich einen Augenblick aus dem Zimmer. Jetzt trat Hubert zu Rosinen und faßte ihre Hand. „Rosamunde," sagte er bewegt, — „wenn ich morgen nicht mehr hier wäre, würden Sie mich nicht vergessen?"

„Sie wollen fort!" rief sie aus, ohne die Kraft ja ohne den Willen, ihren Schmerz zu verhehlen.

„Ich muß fort," antwortete er. „Ein schriftliches Abschiedswort an Ihren Onkel wird mich entschuldigen, wenn ich heute hier weggehe, als würde ich morgen wiederkommen. Ich kann Ihnen kein Lebewohl in seiner Gegenwart sagen, mein Herz würde zerspringen! Aber, Rosamunde, wann es

auch sein mag, haben Sie Vertrauen zu mir, so sehen wir uns wieder.“ —

Da trat der Onkel herein, und Rosine stand erstarrt, froh, daß die Dämmerung ihren Mantel über sie wob. Wie der Bediente das Licht brachte, fiel ihr Huberts verstörtes Aussehen erst recht schwer auf's Herz. Herr Schmidt achtete nicht auf sie; er hielt das Bild an's Licht, und rief einmal über das andere: „Zug für Zug, alles getroffen, jedes Löckchen, und alles so fein und zart, daß man seine Lust daran sieht.“ Rosine aber war indessen zu Hubert getreten, und in seinen Augen den tiefen Seelenschmerz lesend, flüsterte sie ihm leise die Worte zu: „ist denn diese Trennung, die Sie zu betrüben scheint, unvermeidlich, kann nichts Sie zu bleiben bewegen?“

„Zu allem in der Welt,“ antwortete er, „könnte die Gewißheit mich bewegen, Rosamunden lieb zu sein, von ihr vermißt zu werden!“

„Das muß wahr sein,“ sagte der Onkel, und wandte sich rasch gegen die Bestürzten, —„frisiren können Sie, wie der beste Friseur aus Paris. Sie müssen mir den Gefallen thun, und meinem Bilde drüben eine modische Frisur machen. Das giebt gleich ein ganz anderes Ansehen. — Apropos! was sagen Sie, daß wir französische Besatzung in die Stadt bekommen? Einquartirung und allerlei ungewohnte Lasten! Davon wißt Ihr Künstler freilich nichts. Aber wer Geld hat, der ist schlimm daran. Das klingt zwar sehr unvernünftig, aber in diesem einzigen Falle ist es wahr.“

Hubert hatte von allem nichts gehört. Er verbeugte sich, stammelte auf Herrn Schmidts Bitte, zu bleiben, eine fast

unverständliche Entschuldigung, und ging, von Rosinens Blicken begleitet, der mit ihm Ruhe und Freude entschwand. Wie peinlich war ihr nun der lange Abend, dem Onkel gegenüber, seine Gespräche, seine Fragen, seine Vergleichungen ihres Bildes mit dem tief betrübten Original. Sie nannte sich krank, und glaubte damit nicht gegen die Wahrheit zu sündigen. Denn ist nicht Hoffnung die Gesundheit der Seele, und war sie ihr nicht gestorben? Ach, von all' den dunkeln Tagen der Zukunft, die ihr jetzt einförmig und trübe naheten, welches war der lichte, strahlende, der ihn ihr wiedergab, und die finstern Brüder mit rosigem Schimmer erhellte!

Die nächsten Tage vergingen in Zerstreuungen, wie sie allgemein bedeutende Ereignisse zu bieten pflegen. Man sah die französischen Truppen in schöner Ordnung mit klingendem Spiel einziehen; man erzählte sich Gutes und Uebles von den neuen Gästen, und des Onkels gewöhnliche Gesellschaften waren so voll politischer Neuigkeiten, daß Rosine Muße genug behielt, ihren Gedanken im Stillen nachzuhängen. Herr Schmidt selbst hatte die unmittelbare Einquartirung von sich abzuwenden gewußt, doch sah er es gern, daß der General, der die Truppen befehligte, in seinem Hause eingeführt ward, und sich darin so sehr zu gefallen schien, daß er in wenig Tagen schon mehr als einmal Besuch gemacht hatte. Der feine Mann, der auch der deutschen Sprache mächtig war, besaß das Talent, sich überall angenehm zu machen, im hohen Grade, und mit der gewandten Artigkeit seiner Nation, vereinigte er ein offenes gerades Wesen, das ihm die deutschen Herzen gewann. Seine mannigfachen Erfahrungen, so angenehm eingekleidet, als anspruchslos erzählt,

die vielen Länder, die er gesehen, die bedeutenden Menschen, die er gekannt hatte; seine leichte scherzende Fröhlichkeit, und sein scharfer, gutmüthiger Witz, alles dies gab der Zeit Flügel, und vermochte selbst Rosinens Sorgen augenblicklich zu zerstreuen. Doch kaum waren diese Augenblicke entschwunden, als jene sie von neuem lastend überfielen. Es war kein Abschiedswort von Hubert erschienen, sie wußte nichts von ihm, und mußte das wenige, was er ihr am letzten Abend sagte, vor dem Onkel verheimlichen, den sein Außenbleiben befremdete. Noch waren es andere Gedanken, die ihre Seele beschäftigten, und wenn auch nicht mit gleicher Unruhe, doch wie ein unauflösliches Räthsel, sie immer auf's neue anregten. Ihr war nämlich, so oft sie sich die trübe Stunde des Abschieds zurückrief, so oft sie an Hubert dachte, als müsse er unwidersprechlich mit jenem Jäger eine Person sein; war es sein Blick, seine Stimme, war es ein Wort, das gerade so wie damals, an ihr Ohr klang, und in ihrem Gedächtniß blieb, war es seine Kleidung an jenem Abend, was die große Aehnlichkeit zur vollkommnen Gleichheit umschuf; — sie wußte es nicht, — aber sie vermochte beide Wesen in ihrem Andenken weder zu trennen noch zu vereinen, und verlor sich in ein Labyrinth von Vermuthungen.

Ganz anders, aber nicht minder lebhaft, war Herr Schmidt beschäftigt. Er bereitete ein großes Gastmahl vor, das dem General alle Pracht seines Hauses auf einmal zeigen sollte. Koch und Conditor wurden in Bewegung gesetzt, Gäste gebeten, alle Zimmer geschmückt, und der Garten auf's beste und zierlichste aufgeputzt. Auch Rosine bekam dabei mancherlei Geschäfte, und ruhete auch die Hand zu-

tig. Wenn der Kaiser kein Geld hätte, was meinen Sie wohl? Das bringt alle Hände in Bewegung, schafft alle Hinderniſſe weg, vereinigt die Herrlichkeiten aller vier Welttheile an einem Orte, macht selbst das Unmögliche möglich. Die Hüte fliegen, die Rücken bücken sich, selbst die Gedanken versteht es zu beherrschen. Alles andere in der Welt gilt wohl nur in dem oder jenem Lande, bei dem oder jenem Volke, das Geld aber wird überall geehrt, wo vernünftige Menschen wohnen.“ — Herr Schmidt hätte wohl noch lange fortgesprochen, wäre nicht so eben eine Person erschienen, deren Anblick alle drei überraschend anzog. Denn wie sie jetzt sich der Gartenthür naheten, stand auf einmal Hubert vor ihnen, der, ohne Gesellschaft zu vermuthen, seine Freunde im Garten aufsuchen wollte. Wer beschreibt Rosinens freudigen Schrecken! Sie sah dem Freund eine Weile stumm in's Gesicht, als wolle sie ein liebliches Traumbild fest halten; sie mußte sich bezwingen, ihm nicht die Arme liebend entgegenzubreiten. Der Onkel überhäufte ihn indessen mit Fragen, und der General schien in Rosinens Augen zu lesen, was ihre Seele bewegte. Sie war ihm vom ersten Anblick werth gewesen; nichts was sie betraf, blieb ihm gleichgültig, und jetzt glaubte er in ihrem Erröthen, in der Bewegung ihrer seelenvollen Züge, die Spur eines süßen Geheimnisses gefunden zu haben. Auch an dem jungen Manne, den er mit festem Blicke maß, war eine große Befangenheit nicht zu verkennen. Es war gewiß, er liebte das Mädchen, sah sie nach einer Trennung wieder, und fand sie nun, statt in freundlicher Einsamkeit seiner gedenkend, von fremden Zeugen umgeben. Aehnliche Scenen, gleiche Gefühle einer früheren

Jugendzeit erwachten recht angenehm in dem General, und nicht sobald hatte er deutlich begriffen, wie peinlich des Mädchens Verwirrung sein müsse, als er sich des Onkels bemächtigte, und ihn mit feiner Wendung in einen Nebengang zu ziehen wußte, wo beide der übrigen Gesellschaft entgegen gingen.

Die Liebenden waren nun allein, und durften die Gefühle ihres Herzens durch Blick und Händedruck aussprechen. Lange labten sie sich nur still an der Gewißheit, einander zu haben, sich ganz anzugehören, Eines in des Andern Auge zu lesen. Worte, Fragen, wie das möglich sei? Erzählungen, kamen erst spät an die Reihe. Der Abendwind säuselte lind in den leichten Akazienzweigen über ihren Häuptern, der Stern der Liebe blickte mit reinem Lichte feiernd auf sie nieder. Rosine war unendlich selig, sie glaubte in der ganzen Natur eine heilige Weihe ihrer Liebe zu fühlen, und bemerkte in ihrem Entzücken nicht, daß eine Wolke auf der Stirn des Freundes lag, die nur zuweilen von dem Sonnenschein des Glücks mächtig durchbrochen ward. Hubert erzählte ihr, wie es ihm unmöglich geworden, von ihr zu scheiden, nachdem er gesehen, daß es sie betrübe; wie er schon auf der nächsten Station, der heißen Sehnsucht nachgebend, zurückgeblieben sei, und nach manchem Kampfe mit widerstrebenden Umständen endlich die Rückkehr zu ihr beschlossen habe. „Wie lang' wurde mir nun nach diesem Entschluß der kurze Weg," sagte er, „ich hätte den Pferden Flügel gewünscht, um einen Augenblick früher hier zu sein. Ich bemerkte kaum das fremde, mir so widrige Gewühl der unwillkommnen kriegerischen Gäste; alle meine Gedanken waren bei Ihnen. Urtheilen

Sie nun selbst, wie schmerzlich es mich überraschen mußte, Sie gerade nicht allein, Sie in solcher Gesellschaft zu finden. Doch Sie können es nicht ahnen, was alles in meiner Brust dabei neu und lebendig wurde. Auch soll es mich selbst nicht mehr stören! Ganz ungetheilt will ich das Glück genießen, das mir zu erringen so schwer geworden ist.“

Es war Rosinen fremd, den milden, immer gemäßigten Hubert, von irgend etwas mit Bitterkeit sprechen zu hören. Es that ihr weh, daß diese Bitterkeit gegen einen Mann gerichtet war, den sie schätzte, der ihre Neigung gewonnen hatte. Vergebens mühte sie sich ihm das Wort zu reden, Hubert schwieg finster, und nicht blos diesen Abend, auch bei jedem späteren Zusammentreffen mied er sichtlich den General, sprach nur gezwungen und abgebrochen mit ihm, ja es schien oft, als kämpfe er mit der Sehnsucht nach Rosinens Umgang und dem Widerwillen gegen den Ausländer, der des Hauses täglicher Gast war. „Ist dies nur das Gefühl des deutschen Mannes gegen einen seiner Unterdrücker, oder mißtraut er meiner Liebe und schweigt?“ so fragte sich das Mädchen oft zweifelnd, und ihr Betragen gegen den General ward in Huberts Gegenwart gespannt und ängstlich, während dieser fortfuhr, sie wie ein unbefangener Freund zu behandeln, und den Gang ihrer Gefühle theilnehmend zu verfolgen.

Nun war der Sommer vergangen und es nahete der Herbst. Immer stiller und unthätiger erschien die Natur, immer enger zog sich der Kreis der Geselligkeit, und der Geist, von den heitern Freuden der Außenwelt verlassen, kehrte, nachdenkend und nachgenießend, in sich selbst ein. Der Garten war verlassen, die Blumen waren verblüht, man saß

im Zimmer eng beisammen um den runden Theetisch, wo Hubert und der General selten fehlten. An einem solchen Abend, da der Kriegsmann schon manche Schlachtscene erzählt hatte, und eben die Beschreibung eines kleinen Gefechtes begann, nannte er als dessen Schauplatz das Dorf, wo Rosinens Muhme wohnte. Er zeichnete mit dem Finger die Gegend flüchtig ab, die Häuser des Dorfes, den Teich am Ende, und endlich ein Kiefernbüschchen, an dessen Seite er die Reiterei postirte. Die lebhafteste Erinnerung ergriff Rosinen, sie kannte ja das Gebüsch, es war ihr lieb, alles stand wie mit einem Zauberschlage vor ihrer Seele. Ihr Antheil an der Erzählung wuchs mit jeder neuen Bezeichnung, sie folgte dem wandernden Finger, sie sah, sie begriff alles, und vergaß sich endlich bis zu einer Frage, die ihre Bekanntschaft mit der Gegend völlig enthüllte. Erschrocken wandte sie die Augen im Kreise umher. Der General und Herr Schmidt hatten ihre Worte nicht beachtet, aber Hubert sah sie mit einem seltsamen Blicke an. „Sie kennen das Wäldchen?" fragte er leise, dringender als der Anlaß es erklärte, und in ihrer Seele erklang es: „Kannst Du mich fragen, ob ich es kenne?" — aber sie faßte sich, und sagte: „Ich glaube einmal dort vorbeigekommen zu sein, und die angenehme Gegend im Gedächtniß behalten zu haben."

„Er ist es," sagte in der Einsamkeit zu sich selbst, „er muß es sein!" Sie kleidete sich träumend aus, suchte ihr Lager, und konnte nicht schlafen. Tausend Möglichkeiten gingen an ihr vorüber, die kalte Vernunft verwarf sie alle. Und hatte er nicht noch gestern, mit großer Unbefangenheit, auf des Generals Fragen einen Theil seiner Lebensgeschichte

erzählt? Hatte er nicht gerade in der Zeit, wo sie ihn gesehen haben wollte, unter Roms Alterthümern geweilt? Wollte sie ihn fragen, so verrieth sie sich selbst, und die Dankbarkeit gegen den Onkel, der ihr die Enthüllung ihrer früheren Verhältnisse nie vergeben hätte. Ein anderes Mittel fiel ihr ein; es war untrüglich, und sie hatte bald Gelegenheit, es auszuführen. Freudig schlug sie die Hände zusammen, es ward bedacht, überlegt, ausgemalt, bis zum möglichen Erfolg, und die Sonne spielte schon an den Fenstern, als diese Gedanken allmählig zu Träumen wurden.

Auf Veranstaltung der französischen Offiziers war eine große Redoute im Werke, an der alles Theil nahm, was in der Stadt Ton und Bedeutung hatte. Auch Rosine arbeitete schon ganz heimlich an ihrem Anzuge, einem altdeutschen Frauengewande, wozu Hubert die Zeichnung gemacht hatte. Sie wußte, er werde eine ähnliche Kleidung tragen, und freute sich der neuen niegekannten Lust deshalb um so mehr. Wie nun aber der Tag kam, und alles zum Anzuge bereit lag, zog sie mit still gerührtem Herzen aus einem Winkel ihrer Garderobe, den ehemaligen Sonntagsstaat hervor, musterte ihn genau, und gab sich dabei den süßen Bildern der Vergangenheit mit ganzer Seele hin. Dann ließ sie sich ankleiden, und fuhr mit dem Onkel, der sich zum türkischen Großherrn umgeschaffen hatte, in das glänzende zauberhafte Gewühl, wo ihr Hubert sogleich entgegenkam, mit ihr den Saal auf- und abging, manchen ergötzlichen Scherz trieb, und in Liebe und Lust, wie in einem heitern Elemente, sich ohne Rückhalt erfreute. Rosine hingegen blieb nachdenkend, beschäftigt mit dem, was sie vor hatte; ihr Herz klopfte, sie

konnte den Augenblick nicht erwarten, und entschlüpfte ihm um Mitternacht in ein bestelltes Ankleidezimmer, wo ihr Mädchen ihrer harrte. Mit welchen Gefühlen warf sie hier, bei schwachem Lichtschimmer, die langen prächtigen Gewänder von sich, um die Glieder in den ländlichen Putz zu hüllen. Thränen standen in ihren Augen, während sie dem Mädchen von einem Scherz mit dem Onkel vorsprach, und wie sie den Blick auf die Gestalt im Spiegel richtete, kam ihr alles Erlebte wie ein bunter Traum vor. Zagend tritt sie endlich wieder hinaus. Das Gewühl nimmt sie auf, mit seinen Wogen wird sie fortgerissen, aber sie hat mit der Kleidung alle Schüchternheit des Landmädchens wieder angelegt, denn als jetzt jeder Blick ihre Gestalt zu mustern scheint, befällt sie ein Bangen, und vergebens sieht sie sich nach dem Einzigen um, den diese Erscheinung prüfen soll. Da kömmt eine bekannte Gestalt ihr entgegen, aber kaum kann sie glauben, was sie sieht! Vor ihr steht der Jäger im grünen Kleide, glänzend mit Silber verziert, das Gewehr um die Schulter gehangen, ein blitzendes Jagdmesser an der Seite. Staunend betrachtet er sie, — sie ihn; — „Rosine!" sagte er dann, und sie erkennt die vertraute Stimme, ihr Mund spricht unwillkührlich ein leises ‚Ja,' ihre Hand liegt in der seinen. Ohne über die Räthsel zu denken, fassen beide die doppelte Seligkeit mit einem Händedruck zusammen!

Arm in Arm, wie an jenem Sommerabend, gingen sie eine Weile durch das Gedränge, aber Worte hatten sie nicht, so voll die Herzen auch waren. Rosine hatte alles vergessen, und erst als sie den Onkel in einiger Entfernung gewahrte, fiel ihr die Nothwendigkeit ein, die verrätherische Kleidung

wieder abzulegen. „Morgen soll sich alles lösen," flüsterte ihr Hubert zu; sie trennten sich, und in kurzem war Rosine wieder, wie vorher gekleidet, im Saale. Aber wie sehr war ihr Inneres geändert, ihr Herz beruhigt, und mit stiller Freude erfüllt. Ein Zwiespalt, ein wunderlich entzweiendes Gefühl war gleichsam aufgehoben, ein getheiltes Sehnen hatte sich einem Gegenstande liebend angeschmiegt. Wie das alles möglich ward, bekümmerte sie wenig, morgen sollte sie es ja erfahren. Sie glaubte an Hubert, sie mußte an ihn glauben, wenn sie in seine treuen Augen blickte. Auf einer Bank unter den Logen sitzend, sah sie nur ihre heitern Träume an sich vorüber gehen, während sie fast nichts von dem bemerkte, was sich bunt und abenteuerlich um sie her drängte. Lange schon mochte sie nicht mehr allein gewesen sein, ehe ihr, dicht neben sich, eine geharnischte Männergestalt auffiel, die jetzt, den Eisenhandschuh abziehend, ihre Hand ergriff, und die Anfangszeichen ihres Namens schrieb, mit den tief unter dem geschlossenen Visir hervorblickenden Augen gespannt auf ihre Antwort wartend. Rosine bejahete, und der Unbekannte rückte näher hinzu, eine hohle geistermäßig tönende Stimme bat sie um Gehör in einer wichtigen Angelegenheit. Rosinens Herz schlug ängstlich, sie wußte nicht warum, und sie horchte still, mit leiser Vorahnung, eines bittern Augenblicks. „Sie kennen einen jungen Maler, Namens Hubert," sagte der Ritter, „warnen Sie ihn, ihm droht Gefahr. In diesem Augenblick erhält der französische Commandant den Befehl, ihn zu verhaften, er wird schwerlich bis zum Morgen säumen."

„Um Gotteswillen, was hat er verbrochen!" rief Rosine

aus. Der Fremde unterbrach sie schnell: „Keine Frage," fuhr er fort, „retten Sie Ihren Freund. Suchen Sie ihn auf, er muß diesen Augenblick fort, jede Minute, die er verweilt, setzt sein Leben auf's Spiel. Vor dem ***er Thor wird er alles Nöthige finden. Heilige Verschwiegenheit gegen den General brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen; ein Verdacht Ihrer Mitwissenschaft würde Sie, Ihren Onkel und Hubert verderben."

Die Gestalt erhob sich zu gehen, Rosine faßte zitternd den stählernen Arm. „Ihren Namen!" stammelte sie mit wankender Stimme, „daß mein Dank Sie zu finden weiß!" Er legte die Hand an den Mund, und enteilte ihr schnell. Ein schwerer Traum schien vor ihr zu zerrinnen, sie starrte fast bewußtlos dem hoch wehenden Helmbusche nach, der sich in der Menge verlor. Auf einmal schreckte die Wirklichkeit sie auf; sie mußte Hubert suchen, ihn benachrichtigen, ihn vielleicht auf immer von sich weisen. Es ward schrecklich klar in ihrer Seele. — Da fiel ihr Blick auf etwas glänzendes, das neben ihr lag. Es war ein schmaler, zartgearbeiteter Goldring, mit vier blitzenden Steinen, den ihr Warner verloren haben mußte, als er den Waffenhandschuh ablegte. Sie nahm ihn zu sich, ein theures Andenken an die bitterste Stunde, und ehe sie ihn noch an den Finger geschoben hatte, trat Hubert mit freundlicher Rede vor sie hin. Sie sah ihn einen Moment schweigend an, sie wollte noch einmal seine Gestalt ruhig in ihre Erinnerung einprägen. Dann aber belehrte sie ihn mit geflügelter Hast von seiner Gefahr, und beschwor ihn zu fliehen. Noch hatte ein schwacher Hoffnungsschimmer in ihr gelebt: es könnte alles ein Irrthum,

eine Verwechselung sein, es könnte sich alles noch leicht und freundlich lösen. Aber seine Bestürzung, seine raschen Fragen, die Klarheit, mit der er die Sache gleich übersah, gaben dieser Hoffnung den Tod. „Ja, Rosine," sagte er, „ich muß fliehen, die Gefahr, der ich um Ihretwillen trotzte, hat mich ereilt. Mich belastet keine Schuld, nur gegen die fremden Unterdrücker bin ich strafbar, glauben Sie das, auch wenn wir lange getrennt sein sollten."

Diese Worte tönten noch immer in Rosinens Ohr, als sie schon wieder einsam auf dem vorigen Platze saß, und mit einer Art von fieberischer Angst mußte sie sie immer und immer in's Gedächtniß zurückrufen. Ihre Bitten, ihr Flehen hatten den Freund fortgetrieben, nun konnte er schon das Thor erreicht haben; weiter dachte sie nichts. Sie ließ sich von Bekannten, die ihr jetzt naheten, mechanisch wegführen, sie antwortete, sie sprach auch, aber ohne Seele. Das Getümmel war ihr unbeschreiblich widrig, sie kam sich wie eine Abgeschiedene vor, die noch einmal den Kreis der Lebenden zu durchwandeln verdammt ist, so wenig berührte diese Luft ihre Sinne. Auch der General gesellte sich zu ihr, er schien finster, und erwähnte ein unangenehmes Geschäft, das ihn mitten aus der Freude weggerufen habe. Rosine schauderte vor diesem Manne, der nach solchen Anordnungen sich auf den Maskenball zurück sehnen, der unter harmlose Menschen sich mischen konnte, während er das Verderben eines Bekannten beschlossen hatte. Zum ersten Male fand sie in seinen Zügen etwas lauerndes, ja etwas falsches, und erklärte sich ihr nun Huberts Scheu vor ihm, so war es ihr auch,

als müsse sie sie theilen, und alles Wohlwollen zurücknehmen, das sie ihm so übereilt geschenkt hatte.

Der Ball ging zu Ende, berauscht von Freude, Tanz und Scherz, eilte alles in die harrenden Wagen, und schon ergraute der Morgen in Osten, als auch Rosine an des Onkels Hand den ihrigen bestieg. Sie drückte sich in die Ecke und ließ ihre Thränen fließen; eine Last sank mit diesen Tropfen von der Beängsteten Brust. Liebend blickte sie hinauf zu dem dämmernden Morgenhimmel, er wölbte sich ja auch über dem theuern Flüchtling, und die bleichen Sterne schienen ihr Boten der Liebe, die von seiner Sicherheit, seinem Wohlsein Kunde gäben. Ihr Herz genas in dieser stillen Umgebung, denn, wenn schimmernde Pracht von Menschen erfunden und zum Genuß aufgehäuft, die gebeugte Seele durch den schneidendsten Gegensatz zerreißt, so heilt und besänftigt die erhabene Pracht der Natur, weil sie uns glauben und hoffen lehrt.

Sie warf sich auf ihr Lager, aber kein Schlaf besuchte ihre müden Augen. Sorge für Hubert, tödtliche Angst, man werde ihm nachsetzen, ihn ereilen, zum Tode führen, tausend Gedanken und Vermuthungen, von der Ueberzeugung in ihm den früheren Bekannten wiedergefunden zu haben, bis zu seiner Gefahr und seinem Vergehen, bestürmten wechselnd ihr bewegtes Gemüth. Sie erkannte nun, warum er bei dem ersten Erscheinen der fremden Truppen geflohen war, sie fühlte, daß die Liebe ihn zurückgeführt hatte; aber war er, der er schien, durfte sie ihn noch lieben, konnte sie hoffen? und wer war sein räthselhafter Retter? Die Gestalt war ihr höher vorgekommen, als irgend eine ihrer Bekanntschaft,

die Stimme durch die Umhüllung des Visirs zu verstellt, um auf eine Spur zu leiten. Hier war eine endlose Kette von Zweifeln! Bei jedem Geräusch auf der Straße sprang sie auf, sie glaubte die Soldaten nie so unruhig gesehen zu haben, ihr Herz bebte, wenn der Hufschlag eines Reiters erklang. Endlich war es völlig Tag, und ihrer Unruhe war es eine Linderung, daß nun alles sich regte, tummelte und umhertrieb. Sie zitterte, etwas von Hubert zu hören, und wünschte es doch sehnlich, und als gegen Mittag der General mit seinem Adjutanten auf das Haus zuschritt, erschütterte sein Anblick sie so sehr, daß sie sich an einen Stuhl lehnen mußte, um nicht zu Boden zu sinken. Er grüßte sie nur flüchtig, und wandte sich zu dem Oheim, den er sogleich nach Hubert fragte, und ihn recht mit Auge und Ohr vernahm, ob er etwas von dem Aufenthalte des Malers wisse, ihn gestern gesehen, von einer bevorstehenden Reise gehört habe. Herr Schmidt verneinte alles sehr unbefangen, er war verwundert, und gab dem General seine Fragen doppelt zurück. „Man hat mir ihn," antwortete dieser, „als einen gefährlichen Menschen kenntlich gemacht, dem wir längst auf der Spur waren, ihn schon einmal in unserer Gewalt zu haben glaubten, und plötzlich wieder aus dem Gesicht verloren. Vom Balle abgerufen, fand ich gestern den Befehl, ihn in seiner jetzigen Maske zu arretiren, ich gab sogleich meine Ordres, aber er war verschwunden, und alle Nachforschungen sind bis jetzt vergeblich gewesen."

Rosine athmete frei, doch sie vermochte es nicht, ihrer Bitterkeit gegen den Commandanten zu gebieten. „Ich wünsche Ihnen Glück, Herr General," sagte sie, „daß der

Angeschuldigte entkommen ist, denn wahrlich es müßte Ihrem Herzen einen Kampf gekostet haben, den Gefährten mancher frohen Stunde dem Verderben zu überliefern."

„Es giebt Pflichten, Mademoisell," erwiederte er, „bei denen des Herzens Stimme nicht gehört werden darf. Der Soldat kennt leider fast nur solche auf seiner Bahn. Auch mein heutiger Besuch ist eine schwere Dienstpflicht. Hubert ist höchst wahrscheinlich noch in der Stadt, vor diesem Morgen kann er von seiner Gefahr keine Nachricht gehabt haben, und seitdem waren meine Maßregeln zu streng, als daß ihm die Flucht möglich gewesen wäre. Man will mich überreden, er könne durch Herrn Schmidts Mitleid hier im Hause Zuflucht gefunden haben; ich sollte vielleicht eine Untersuchung anstellen, allein ich begnüge mich Ihr Ehrenwort zu fordern, daß Sie beide seinen Aufenthalt nicht kennen. Ich fürchte keine Verheimlichung, alle Thore sind scharf bewacht, er kann nicht mehr entkommen, und Sie würden sich der schwersten Ahndung aussetzen."

Der Onkel, beinahe beleidigt von solcher Voraussetzung, und im höchsten Grade ängstlich vor aller Einmischung in militärische Händel, bestand auf der Untersuchung; des Generals Höflichkeit sträubte sich vergebens dagegen, er konnte es nicht hindern, daß Herr Schmidt, nachdem er feierlich betheuert hatte, von dem Abenteurer nichts zu wissen, ihm und dem Adjutanten alle Zimmer aufthat, und so ward Rosine von einer Gegenwart befreit, deren Druck sie kaum noch ertrug. Wie schwer lastete überdem nun die Zeit auf ihr! Keine Freude, keine Erwartung änderten sie ab, und die immer kürzer werdenden Tage stimmten die Seele nur zu

Trauer und bangen Ahnungen. Der Onkel sprach dabei oft von Hubert, schalt ihn, vermuthete bald dies, bald jenes, was ihr Herz zerschnitt, und blieb dann bei dem Wunsche stehen, den Verläumder zu kennen, der ihn in diese Sache verwickelt habe. „Irgend ein armer Schlucker muß es sein," meinte er, „der mir meinen Reichthum mißgönnt, oder ein Stück Geld zu erhaschen dachte, und darum das unwahrscheinlichste aller Mährchen ersann."

Indessen kam der General zwar seltener als sonst, doch mit der nämlichen Freimüthigkeit, und aus seinem Betragen schien das Bewußtsein hervor zu blicken, er habe als Mann von Ehre gehandelt, und eine strenge Pflicht würdig gethan. Er nannte Hubert nicht mehr, und wenn er zuweilen neben Rosinen saß, und manche seiner Aeußerungen ihr wider Willen Beifall abzwangen, strafte sie sich wohl ihrer Ungerechtigkeit wegen, und suchte ihn zu entschuldigen; doch konnte sie dem Manne nicht mehr gut sein, der den armen Hubert, wenn gleich aus Nothwendigkeit, flüchtig in die Welt getrieben hatte. Aber bald genug sollte sie ihn wenigstens bedauern, da auch ihn das Schicksal in ein unwirthliches Land hinausstieß, das für seine Brüder zum weiten Grabe ward.

Die Besatzung erhielt Befehl sich einem Corps anzuschließen, das der Armee nachrückte; der General brachte am nächsten Abend diese Nachricht selbst in das Schmidtsche Haus. Er schien ungewöhnlich gerührt, seine Augen ruheten mit einem so trüben Ausdruck besonders auf Rosinen, daß sie es nicht wagte ihnen zu begegnen, und ein glühendes Roth auf ihrer Wange fühlte. Wohin auch das Gespräch

sich wandte, immer war es von einem Anklange der Wehmuth begleitet, in den Rosinens Ton jetzt leicht einstimmte, und den nur der Onkel nicht begriff. Der General blieb spät, es war, als werde ihm das Scheiden schwer, als wolle er etwas sagen, eine Last von sich werfen, ohne den Anfang finden zu können. Endlich streckte er seine Hände gegen den Onkel und Rosinen aus, seine Stimme zeigte die Bewegung der Seele! „Freunde," sagte er, und drückte Rosinens Hand innig, „Ihre Herzen hergen einen Unwillen gegen mich, ich sah es lange mit Schmerz, und ich kann nicht scheiden, ohne Ihre vorige Achtung wieder gewonnen zu haben. Wir sehen uns wahrscheinlich niemals wieder, aber guter Menschen Liebe ist ja auch in der Ferne, selbst über das Grab hinaus, ein heiliges Eigenthum. Sagen Sie mir, daß Sie meiner freundlich gedenken werden, daß Sie mich nicht hart beurtheilen; was ich thun mußte, nicht parteilich einem kalten Herzen zuschreiben wollen, und ich gehe beruhigt aus diesem Hause, wo ich nach langer Trauer wieder genußreiche Stunden lebte."

Rosinen waren die Thränen aus den Augen gedrungen, gerührt, beschämt war sie zu ihm hingetreten, der Ton, mit welchem er sprach, hatte ihr Herz getroffen. Was der Onkel erwiederte, gefiel ihr nicht, es war so höflich, so ungenügend und kalt, sie konnte kein solches Wort über ihre Lippen bringen. Auch schien der General auf ihre stumme Sprache nur allein zu achten, er preßte ihre Hand an sein Herz und fuhr fort:

„Jedes Leben besteht wohl mehr oder weniger aus einer Reihe von Entsagungen, Wünschen und Opfern! Das Leben

des Soldaten mehr als irgend eins. Wenn wir fröhlich und leicht unter schmetternden Klängen in's Feld ziehen, und den geschenkten Tag, der ja der letzte sein kann, lustig genießen wollen, was müssen wir da nicht alles vergessen und hinter uns werfen. Wo es uns wohl war, müssen wir scheiden, unsere Heimath ist das blutgedüngte Feld, und die Erinnerung unserer Lieben, das theuerste, was der Mensch kennt, müssen wir von uns weisen, daß es die feste Brust nicht erweiche. — Acht Wochen mit dem schönsten geliebtesten Mädchen verbunden, erhielt ich den Befehl zu marschiren. Seitdem sah ich sie nur einmal wieder, als sie mir einen Sohn geschenkt hatte. Ich bekam schwer Urlaub, reis'te Tag und Nacht, fand sie sehr krank, und verließ sie wieder mitten in der Gefahr. Meine Schwester, die meine Frau pflegte, gab mir so oft Nachricht, als die weite Entfernung und unser flüchtiges Leben es zuließ. Leider konnte sie mir nichts tröstliches melden. Eine langsame Krankheit bedrohte mein Glück, ich konnte voraussehen, was erfolgen mußte, und die Kämpfe für meine Fahne hielten mich unerbittlich von dem letzten Wiedersehen zurück. Zwei Tage vor einer bedeutenden Schlacht erhielt ich die Todesbotschaft; — ich hatte sie verloren, ohne das Glück der Vereinigung genossen zu haben. — Bin ich nun gleich, nachdem Jahre über jenem Verlust vergangen sind, oft wieder heiter, ja zuweilen recht froh geworden, so hat mich doch ein Zufall von neuem auf's schmerzlichste an die Vergangenheit gemahnt. Einen Ring nämlich, den meine Schwester der Gestorbenen abzog und mir übersandte, den ich lange mit mir herumtrug, ohne ihn anzustecken, seit kurzem aber einige Mal getragen habe, ver-

mißte ich vor einigen Tagen plötzlich, ohne mich mit der angestrengtesten Bemühung erinnern zu können, wo und wann ich ihn gehabt habe, und wo ich ihn verloren haben kann. Ich sehe dieses liebe Andenken, das nie von ihrer Hand kam, so lebendig vor mir, es ist als könnte ich es fassen, meine ganze Seele ist davon erfüllt; und wenn ich Ihnen sage, wie ich heute wieder alles durchsucht, und dabei manches Blättchen von meiner Frau, die Briefe meiner Schwester gefunden, gelesen, und mir ganz frisch eingeprägt habe, werden Sie begreifen, daß es mir wohl that, auch davon zu sprechen!"

Wie es zu gehen pflegt, wenn das Gespräch über die gewöhnlichen Grenzen geselliger Unterhaltung hinausschweift, und die heiligen Gefühle, die die Brust verborgen hegt, an der Hand der Liebe und des Vertrauens an's Licht treten, so ging es auch hier. Ein stiller Ernst hatte sich unserm Kleeblatt beigesellt, jedes war in sich selbst eingekehrt, man fühlte die ungesellige Stille, man versuchte einige Worte, regte etwas neues an, und versank wieder in Nachdenken. In Rosinens Seele aber war ein leuchtender Blitzstrahl gefallen, ein Räthsel schien sich ihr schön und erhebend zu erklären. Nun stand der General auf, und indem er Herrn Schmidt umarmte, glaubte sie den Augenblick der letzten Trennung zu erkennen. Sie trat rasch hinzu: „Wann verlassen Sie uns?"

„Morgen um eilf Uhr."

„So lassen Sie uns noch nicht Abschied nehmen, versprechen Sie uns morgen noch einen Besuch. Nur um einen kurzen Augenblick bitte ich Sie."

Er sah befremdet in ihre Augen, diese Bitte beglückte ihn unaussprechlich. Er gelobte zu kommen, und während er durch die kalte Nacht hinging, strömte eine sanfte Wärme zu seinem Herzen, wie er sie lange nicht empfand. Alles war still, nur einzelne Lichter flammten noch hier und da; ehe er die Straße verließ, blieb er stehen, und sah lange zu den erleuchteten Fenstern ihrer Wohnung hin. Es war die letzte Nacht in dieser Stadt, in einer nur zu geliebten Nähe. Ihm war seltsam feierlich zu Muthe. „Nein, es giebt keine Hoffnung für Dich," sagte er zu sich selbst, „begnüge Dich mit der Freundschaft, ungenügsames Herz. Und ist es nicht um so besser? Würde ich so ruhig dem Tode entgegen gehen, wenn mir hier Liebe geworden wäre?" —

Rosine lag am andern Morgen lange vor der bestimmten Stunde im Fenster, das den Markt übersah. Die Truppen sammelten sich und stellten sich in Ordnung. Hin und wieder gab es einen herzlichen Abschied, die meisten jubelten dem Abzuge entgegen, oder trällerten muntere Liedchen in ihrer heitern Sprache. Endlich kam der General zu Pferde die Straße her, sein Wagen folgte, er grüßte Rosinen ehrerbietig, gab sein Pferd dem Diener, und flog die Treppe hinauf. Das zitternde Mädchen öffnete leise die Thür ihres Zimmers, an welchem er vorüber mußte, sie ging ihm entgegen, und bat ihn schüchtern einzutreten. Er stand wie verzaubert vor ihr, bei ihr allein, in ihrer Wohnung, wo er überall Spuren ihres stillen Treibens, ihres Fleißes, ihrer Freuden sah. — „Herr General," redete sie ihn an, „ich habe Sie erwartet, um Ihnen eine Frage zu thun, die mir über alles wichtig ist: Ist dieser Ring der Ihrige?"

„Ja, wahrlich er ist es, liebe Rosamunde! Aber wie kommt er in Ihre Hände, und was kann Sie so sehr bewegen? Sie zittern; um Gotteswillen, was ist Ihnen?"

„Edler Mann!" rief sie aus, und ihr Arm umschlang ihn. „Edler, guter Mann, jetzt kenne ich Sie ganz. Diesen Ring streifte jener Ritter von seiner Hand, der durch mich den armen Hubert warnen ließ. Der Warner waren Sie selbst. Sie hatten das schönste Bewußtsein, während ich Sie verkannte."

„Rosamunde!" sagte er sanft, „es geschah für Sie! Ja, mögen Sie es in dieser letzten Stunde erfahren, wie sehr ich Sie geliebt habe. Gott mache Sie glücklich. Huberts Handlungen gegen uns will ich nicht beurtheilen; in Ihren Augen können sie ihm nicht schaden. Er hat gegen unsere Armee geworben, und eine nicht ganz gleichgültige Verbindung wäre durch ihn fast zu Stande gekommen. Aber es drückt ihn, so viel ich weiß, nichts, was ihn der Liebe eines deutschen Mädchens unwerth machte. Wer er eigentlich ist, ist mir unbekannt, doch der Maler war wohl nur eine Maske. Wahrscheinlich ist er in Sicherheit, er fand ein rasches Pferd vor dem **er Thore, und ich ließ ihn absichtlich auf andern Wegen verfolgen. Alles dies bleibt unser heiliges Geheimniß."

Er steckte den Ring an seinen Finger. „Sehen Sie, dieses Pfand der Trauer sollte mich gegen die Liebe waffnen, darum trug ich es; — es hat uns noch enger verbunden."

Rosine weinte heiße Thränen an seiner Brust; auch seine Augen wurden naß; er konnte sich nicht von ihrem Anblick entfernen. Da ertönte die Musik der Krieger voll und fröh-

lich unter den Fenstern, und er riß sich schmerzlich los. Ein Lebewohl rang sich aus seiner Brust, dann sich ermannend schritt er rasch zum Onkel hinüber, sie folgte ihm nicht. Auf ihrem Sopha hörte sie den Marsch, das Gewühl der Menge, das Geräusch der Pferde und Wagen, und betete für den scheidenden Freund.

Indessen Rosine, der Welt in ihrer Brust zugewandt, fast nichts von den Freuden des Winters genoß, verstummten auch diese vor den großen Begebenheiten der Zeit, und man lebte still, in ahnender Erwartung entscheidender Vorgänge. Herr Schmidt war jetzt viel mit seiner Nichte allein; sie las ihm vor, sie spielte und sang, oder fügte sich auch gern in seinen Geschmack an einem Kartenspiele. Es befremdete sie wohl zuweilen, wie der Onkel sich so ganz in sein Haus zurückzog, aber sie dankte es ihm, denn nur ein leichtes freies Herz gefällt sich im Wechsel geselliger Vergnügungen. Aber wenn sie nun in langen Abenden an dem nämlichen Theetische saß, wo noch vor kurzem zwei theure Freunde um sie waren, versank sie oft in tiefes Sinnen, und die Geister der Entfernten schienen ihr nahe. Wie sehnlich forschte ihr Blick in die unbekannte Ferne zu ihnen hinüber, was hätte sie nicht gegeben, um von ihnen zu wissen! Wohlthätige Vorsicht, du zogst nicht umsonst den Schleier so dicht um unsern Blick; wäre es in unsere Wahl gegeben, ihn hinwegzuziehen, würden wir wohl der Versuchung widerstehen?

Eines Abends, als Rosine dem Onkel gute Nacht sagen wollte, hielt er sie freundlich zurück, und befahl ihr, sich neben ihn auf das Sopha zu setzen.

„Ich habe Dir etwas zu sagen, mein Kind," hob er feierlich an; „Du wirst erstaunen, aber wie ich hoffe nicht unangenehm. Unterbrich mich nicht, höre mich ganz zu Ende, es bedarf nur weniger Worte. Ich bin seit funfzehn Jahren Wittwer, damals beschloß ich nicht wieder zu heirathen. Meine Frau hatte ihre Grillen, sie brachte mir ein schönes Vermögen zu, ich achtete sie deshalb, gab ihr nach, und wir lebten gut. An sie gewöhnt war ich eben nicht, und darum ward es mir nicht schwer, sie zu entbehren. Jetzt denke ich doch anders. Ich bin ein reicher Mann, ich habe alles, was ich wünsche, aber eine liebe Frau, eine Frau wie Du, Rosamundchen, würde mir den Genuß verdoppeln. Denke ich dabei, daß ich Gottes Segen Niemand lieber hinterlassen mag als Dir, daß es in meiner Macht steht, Dein Glück zu machen, so befestigt das meinen Entschluß um ein großes. Als Du zu mir kamst, setzte ich Dir in meinem Testamente eine Summe aus, heute habe ich es verbrannt, denn meiner Wittwe gehört einmal alles, was ich habe. Der Jüngste bin ich freilich nicht mehr, aber doch nicht eben alt, und mit 90,000 Thalern bleibt man länger jung, als andere Leute. Ich habe viel darüber nachgedacht, und mich nun fest entschlossen, Dir meine Hand anzubieten. Du bist ein braves Mädchen, ich werde es nie bereuen, und ich meine, es ist des Himmels Wille gewesen, Dir ein besseres Glück zu schenken, als Deine beschränkten Umstände versprachen. Sage mir jetzt nichts, Du bist überrascht, das ist natürlich; nicht eher, als bis Du ruhiger sein wirst, will ich Dein ‚Ja' hören."

Wie der Wanderer, unter freundlichem Dach angelangt,

plötzlich von der Kunde ereilt wird, man fordere für die Herberge einen Preis, den er zu zahlen unfähig ist; wie er sich nun rüstet, auf's neue in den Sturm hinaus, in den wilden Wald, auf die unsichere Straße zurückzukehren, — so ungefähr dünkte Rosinen ihr Schicksal, nachdem sie jene Worte angehört hatte. Der Onkel war schon lange von ihr gegangen, aber sie dachte nicht daran, ihr Zimmer zu suchen. Was sollte aus ihr werden, was konnte sie antworten, und wie undankbar mußte sie dem Manne erscheinen, der sie beglücken wollte. Dieser letzte Gedanke war ihrem Herzen der peinlichste. Sie öffnete ein Fenster; schneidend kalte Luft wehete sie an, wie Diamanten funkelten die Sterne an dem dunkeln Gewölbe des Himmels. „Ach," seufzte sie, „wäre alles ein Traum, und ich noch an der Mutter Brust! Für die Niedrigkeit geboren, kennt mein genügsames Herz keinen Wunsch nach Glanz und Schimmer, kann diese Welt nicht verstehen lernen, die das Glück nach Golde mißt."

Eine Idee von heimlicher Flucht kam in Rosinens Seele, sie sehnte sich recht schmerzlich nach ihrem weidenbekränzten Dörfchen, wo sie ein glückliches Kind war. Sie wählte und verwarf wieder, bis ihr in ihrer Unschuld und Offenheit das beste dünkte, dem Onkel ihr ganzes Herz mit seiner Liebe zu enthüllen; — mochte er sie dann verstoßen, sie konnte ja nicht anders handeln. Mitternacht kam unter diesen Gedanken heran, und sie fühlte sich beruhigt genug, um sich niederzulegen.

Wie klagt jener Wanderer so trostlos, wie blickt er mit Thränen das schützende Dach an, das er verlassen muß!

Weiß er denn, ob nicht noch vor dem Morgen ein Blitzstrahl es entzündet und verzehrt? Weiß er nicht, daß die Hand, die den Strahl sendet, auch ihm ein neues Asyl bereiten kann? —

Es schlug drei Uhr. Rosine erwachte aus einem kurzen Schlummer; ein Geräusch war es, das sie erweckt hatte. Sie horchte, alles blieb still. Doch auf einmal hörte sie wieder Thüren auf und zu machen, schnelle Schritte auf der Treppe, leise ängstliche Stimmen. Jetzt kam es an ihre Thür, der Bediente rief ihren Namen. Sie dachte an Feuer, sie stand auf und warf eine leichte Bekleidung über; ihrer bebenden Hand wich der Riegel. Da stand der Bediente todtenbleich und stammelte Worte, die Rosinen auf das schlimmste bereiteten. „Der Herr," sagte er endlich, „habe vor einer halben Stunde die Klingel gezogen, und er ihn im Herzueilen schon sterbend und ohne Bewußtsein gefunden. Noch ehe der herbeigeholte Arzt gekommen, sei sein Geist entflohen und alle Hülfe umsonst gewesen."

Es ist unmöglich, einen schnelleren Wechsel des Schicksals und der Empfindungen zu erfahren, als unsere Freundin in dieser Nacht. Ihre Lebensgeister erlagen, und der Arzt, der bei dem Todten nichts mehr nützen konnte, mußte seine ganze Kunst anwenden, diese hinsinkende Natur zu unterstützen. Unglaublich dünkte ihr die schauerliche Nachtgeschichte, ihre ganze Seele war umschleiert, und erst als sie recht herzlich weinen konnte, lös'te sich die starre Rinde von ihrer Brust. Thränen kindlicher Liebe flossen in die Gruft hinab, die den Lebensfrohen schon wochenlang deckte, als Rosine, eben erst genesen, sich der Welt wieder zurechnen

konnte. Man erwartete den Erben, Rosinens jüngeren Onkel; von ihm hing nun ihr künftiges Loos ab. Er war der Einzige, dem sie noch angehörte. Ganz arm, ganz verlassen stand sie zum zweiten Male an der Pforte eines neuen Lebensweges, aber nicht mehr so unbefangen und fröhlich als das erste Mal. Sie wünschte, sie hoffte noch, doch die Sorge, die sie früher nicht kannte, hatte sich ihr warnend zugesellt, denn immer ist sie im Geleit der Liebe; wir können dieser unser Herz nicht hingeben, ohne es an die unsichtbare Gefährtin zu verpfänden, die uns noch treu bleibt, wenn die schönere Schwester entfloh. Der goldene Hoffnungsschimmer, der unsere sorglose Jugend röthet, ist vergänglich, wie der glänzende Saum der Morgenwolken; wenn die Sonne höher steigt, erlischt er, und wir sehen ihn am Abend erst wiederkehren.

Ein langer hagerer Mann, in dicke Pelze gehüllt, stieg etwa vier Wochen nach Herrn Schmidts Tode vor dem Hause ab, und trat in der Abenddämmerung zu Rosinen ein. Es war der Oheim Daniel, sie hätte ihn nach des sel'gen Onkels Beschreibung erkannt, wenn er sich auch nicht genannt hätte. Matte, tiefliegende Augen, eine faltige Stirn, ein Zug von Mißbehagen und Verdruß, zeichneten sein Gesicht aus, das sonst angenehm gewesen wäre, und obgleich mehrere Jahre jünger als sein Bruder, schien er der ältere von beiden zu sein. Er sah das Mädchen mit einem trüben Blicke an, und bemerkte wehmüthig ihre Aehnlichkeit mit seiner Schwester, von der er getrennt ward, als sie Rosinens Jahre hatte. „Wer auch so weit wäre, wie diese Beiden," seufzte er. „Es ist ein trauriges elendes Leben auf dieser

Welt. In der Jugend nichts als unnütze Sorgen, Mühen für die Zukunft, ein ängstliches Treiben um den Erwerb, der das Alter nähren soll. Da geht die gute Zeit hin und das Alter ist da. Nun kommt ein Heer von Krankheiten und Plagen, Langeweile, Ueberdruß an allem was Freude heißt. Der Arme seufzt nach Reichthum, und der Reiche hat eine Last mehr an dem Gelde, das nicht glücklich macht, und Noth und Unruhe nach sich schleppt. Ich hatte an dem eigenen genug zu tragen, und finde nun eine neue Bürde. Diese Summe Geld in solchen Zeiten! Ein Haus mit allem Zubehör, noch dazu an einem fremden Orte! Das hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht. Wollte Gott, Jakob hätte mich beerbt, so wäre ich in Ruhe."

„Lieber Onkel," sagte Rosine schüchtern, „auch ich bin ein Theil ihrer Erbschaft, nehmen Sie mich gütig auf. Ich will alles thun, Ihr Leben zu erheitern und zu erfreuen."

„Ich danke Dir, liebes Kind, Du bist gut, Du bist mir herzlich willkommen. Freuden kann ich Dir nicht versprechen, aber wer hat die? Wenn wir nur erst wieder in Ruhe sind; Ruhe ist noch das einzige wünschenswerthe Gut. Ich bin sehr ermüdet. Die weite Reise, die ewige Angst vor dem schlechten Wege, vor dem Umwerfen; der arme gebrechliche Mensch hat ja gar zu vielerlei Unfälle zu fürchten. Vor der Kälte bin ich auch sehr empfindlich, die scharfe Luft dringt durch alle Pelze, davor kann nichts schützen!"

„Armer Onkel! hier sollen Sie alles finden sich zu erholen. Reisen im Winter ist freilich sehr beschwerlich."

„Ach! der Sommer taugt auch nichts. Kaum hat man

in der Einsamkeit, in der Frische der Luft, gegen den Einfluß so trüber Umgebung stärken. Es blieb unmöglich, in dies dunkle Leben, wie sie anfangs gehofft hatte, Licht und Freude zu bringen; auch schien es ihr fast, als wäre ihm klagend so wohl, wie andern Menschen in fröhlicher Heiterkeit. Arbeit und Uebung ihrer Geschicklichkeiten waren ihr Erholung, und ihr Stübchen mit seiner Aussicht, seinen frühen Blumen, seiner heimlichen Friedlichkeit, ihre Welt. Da zog in lebendigen Bildern so mancher schöne Augenblick noch einmal durch ihre Seele, und sie frischte die Farben täglich auf, um nichts zu missen. So einförmig es aber in ihrem Leben, und an dem Plätzchen, das sie bewohnte, zuging, so stürmisch bewegte sich draußen die Welt. Der verhängnißvolle Frühling war gekommen, wo eine allgemeine Bewaffnung den ernstesten Kampf verkündete; ein Zeitpunkt, der allen, die ihn erlebten, unvergeßlich bleibt. Herr Schmidt machte tausend Anstalten für den nahenden Krieg; er wußte im voraus, alles werde vergeblich, alles Blut ein unnützes Opfer sein, und er selbst in diesen Sorgen und Gefahren am sichersten untergehen. Rosinens jugendliche hochfliegende Hoffnungen ärgerten ihn, er bestritt sie mit der ganzen Gewandtheit des Rechtsgelehrten, und die Zeitungen wehrten jetzt wenigstens der Langenweile, die ihm sonst immer treu blieb.

Es war in den ersten Tagen des Aprils, als Hubert früh am Morgen in die Gegend, wo Herr Schmidt wohnte, kam, die er in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Er war die ganze Nacht durch geritten, und erblickte nun im Schimmer der Frühröthe die Thürme des Schlosses, das er auf der Durchreise zu grüßen, und wo er manches ernste Geschäft

zu ordnen gedachte. Auch ihm ging eine neue Sonne auf; er kam aus der Verborgenheit, um frei, Mann gegen Mann, sich seinen Feinden zu stellen. Die Thore des Schlosses öffneten sich ihm, alte Bekannte kamen ihm entgegen, neue Diener des Hauses begrüßten ihn. Er schritt, von ihnen begleitet, die breiten Stiegen hinan, durchstrich die unbewohnten prächtigen Zimmer, weilte bei jedem Gegenstand, jedem Gemälde, und ließ endlich in einem großen Gemache, das nach dem Flusse sah, ein Kaminfeuer anzünden, um hier die kurze Zeit zu weilen, die er noch von dem größten Geschäft seines Lebens für sich selbst abziehen wollte. Da saß er nun, bei aller Ermüdung, doch unfähig zu schlafen, in demselben Zimmer, wo er als Kind um seine Mutter spielte. Seine ersten Ideen waren hier erwacht, seine ersten Freuden hier erblüht, manchen kecken Knabenstreich hatten diese Wände gesehen, und seine Mutter auf eben dieser Stelle oft den wilden, ungezähmten Sinn gescholten, der ihn später anreizte, mit ungleichen Kräften gegen eine überlegene Macht sich aufzulehnen. Er sah die Matrone noch vor sich stehen, wie sie ihn zum ersten Male von sich ließ, er hörte ihre Lehren, die er heilig bewahrte, und war sie nun auch lange entschlummert, wie wohl that es ihm, ihren Schatten zum Zeugniß eines reinen Lebens anrufen zu können, ein unbeflecktes Herz in diese Mauern zurückzubringen!

Hubert hatte mehrere Stunden geschrieben. Sein Testament lag fertig vor ihm, und alles war berichtigt, womit irgend ein Wesen an seine Zukunft gebunden war. Er trat an's Fenster und sah sich in der Gegend um, in welcher jeder Baum ihn wie ein Jugendgespiele willkommen hieß. Da

war alles noch wie vormals, nur er selbst, vom Jünglinge zum Manne gereift, mit andern Wünschen, mit andern Gefühlen sah er es wieder! Er durchlief die Jahre, die seit seinem Scheiden über diese Berge hingerollt waren, und wie lieblich und hold begegnete ihm vor allen Rosinens Bild. Es war nicht aus seinem Herzen gewichen. Wie heiß ward jetzt auf vaterländischem Boden seine Sehnsucht nach der Geliebten! Tausendmal hatte er sich die süße Entdeckung zurückgerufen: sie sei dasselbe Mädchen, das in ländlicher Unschuld einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, er habe sie zweimal in verschiedener Gestalt geliebt, das Schicksal selbst habe sie ihm bestimmt. Jetzt geht er dem Augenblick entgegen, der sie ihm wieder giebt, er will Tag und Nacht bis zu ihrem Wohnorte reisen, und von ihr geweiht und gesegnet, als der Ihre, in den Kampf gehen. In diesen Träumen verloren, weilt sein Auge auf dem Hause jenseits der Brücke, und eine weibliche Gestalt tritt unter die Linden, die sein Herz pochen macht. Ihr schlanker Wuchs gleicht genau dem Bilde seiner Gedanken, der tiefe Hut läßt ihn doch eine Fülle schwarzer Locken sehen, jede ihrer Begegnungen mehrt die wunderbarste Aehnlichkeit. „Rosamunde!“ seufzte er hinüber, „o, daß Du mir so nahe wärest! Aber wenigstens sandten die Schutzgeister reiner Liebe mir einen Abdruck Deiner zarten Gestalt, um meine Sehnsucht zu täuschen.“ — Er konnte seinen Blick nicht von der Erscheinung wenden, und als sie verschwand, dünkte es ihm, er habe vor einem Zauberspiegel gestanden, plötzlich das heilige Schweigen gebrochen, die magische Hülle mit frevelnden Händen berührt, und der Zauber sei zerronnen.

Süße vertraute Schriftzüge, die ihr getrenntes vereint, dem sehnenden Herzen die Wonne der Mittheilung gewährt, und durch den weitesten Raum ein heiliges Band der Liebe und Freundschaft webt, zu euch flüchtete unser Freund in diesem Augenblicke, wo es ihm Bedürfniß war, von seinen Gefühlen zu sprechen; und wußte er gleich, er werde Rosamunde früher sehen, als dies Blatt in ihre Hände kommen konnte, es war ihm eine so süße Beschäftigung, ihr zu schreiben; er nahm die Feder und schrieb folgendes:

‚Ich bin weit von Dir, aber meine Seele ist mit Dir beschäftigt, sie nahet sich der Deinen; es giebt für Liebende ein geheimnißvolles Band, wie unerklärlich es sei, ich fühle sein Dasein. Laß mich denn Deine Gegenwart ahnen, laß mich zu Dir sprechen; so lange versagte ich mir dies Glück, mußte es mir versagen, um Dich und mich nicht in Gefahr zu bringen. Ja, Liebe, Du schenktest Dein Herz, Dein Leben einem Unbesonnenen, der geächtet und heimathlos war, aber als ich meine Tage kühn auf ein gewagtes Spiel setzte, damals liebte ich noch nicht, hatte Rosamunde noch nicht gesehen!‘

‚Schon als Knabe lebte in meiner Brust ein Gefühl, das über alle andere herrschte: Abscheu vor Unrecht und Knechtschaft, glühende Liebe zur Freiheit, und Haß gegen den Unterdrücker. Wild und heftig wie ich war, sah ich nie bei meines Gleichen eine Uebervortheilung, ein Unrecht gegen Schwächere, ohne daß ich mich zum Richter aufwarf, und wo Worte nicht fruchteten, meinen Arm gegen den Feind des Rechts brauchte. War der Unterdrücker mir zu groß, zu vornehm, zu entfernt, so forderte ich keck meine Aeltern zum

Beistande auf, und konnte stundenlang weinen und mich grämen, wenn sie achselzuckend eingestanden, hier sei nichts zu thun, man müsse es schweigend dulden. Es war unmöglich mich von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen, und dachte ich auch erwachsen anders über diese Dinge, so blieb doch das Gefühl gleich lebendig, und die Ereignisse meiner Zeit schärften es täglich mehr. Heiße Vaterlandsliebe ist den Söhnen meines Landes angestammt, sie beseelte auch mich, und in meinem Innern brannte der Wunsch, jenen großen Männern beigezählt zu werden, die den ersten kleinen Stein zum Gebäude der Freiheit legten, und wenn auch von den Wogen des Widerstandes in's Grab gerissen, doch nicht ohne eine große That versanken! Daß ich während meines Aufenthalts auf der Universität G** beide Aeltern verlor, daß ich nun Niemandem angehörte, der über mich trauern mochte, stärkte meinen Entschluß, ich trug ihn mit mir in fremde Länder, er begleitete mich über die Alpen, über das Meer, er umschwebte mich unter tausend abenteuerlichen Gestalten. Wie mußten da Roms heilige Trümmer auf mich wirken, wie der Boden mich begeistern, den ich betrat, wie konnte ich von den Bergen der Schweiz in die frei gewordenen Thäler schauen, ohne es schmerzlicher zu fühlen, daß wir Knechte waren!'

‚Ich kam in mein Vaterland zurück, ich besuchte mehrere Universitäten, und fand mein Gefühl in mancher Jünglingsbrust. In H** versammelte ich endlich eine Anzahl Gleichgesinnter um mich, alle begeistert für das Vaterland, alle entschlossen, das Leben froh und muthig zu wagen. Rosamunde! mag es ein Irrthum gewesen sein, dem wir uns

hingaben, doch war er zu schön, um je bereut zu werden. Die Empfindungen für unser Geburtsland, für unsere Fürsten, stehen in der Männerbrust der Religion am nächsten; auch vor ihr weichen die Nebel der Eigensucht zurück, auch sie giebt den Muth, der den Tod verachtet.'

‚Wir wurden verrathen, doch nur mein Name ward genannt, und ohne eine frühe Warnung wäre ich verloren gewesen; ich floh unter der Maske, in der Du mich zuerst sahest. Ein junger, reicher Edelmann, der zu klug gewesen war, sich uns beizugesellen, ging gerade nach H** ab; er nahm mich in der Nacht als seinen Jäger mit fort. Da war es, Rosamunde, wo Du mir zuerst erschienst, und von da an kannte meine Brust noch ein anderes Gefühl als das der Freiheit. Urtheile nun selbst, was ich empfinden mußte, als ich, nach ruhelosem Umherirren, in Deinem Wohnort anlangend, Dich wiedersah, zwar verwandelt, verändert, aber doch ganz Du selbst, in allem natürlichen Liebreiz Deiner Gestalt und Deines Wesens. Ich erkannte augenblicklich Deinen lästigen Begleiter als jenen jungen Edelmann, und daß auch er eine Bekanntschaft zu erneuern wähnte, bestärkte mich später in meinen Vermuthungen.'

‚Ich sah Dich wieder und wieder, ich zweifelte, ich glaubte; nur meiner Liebe war ich gewiß. Als Dein Onkel Dein Bild von mir forderte, malte ich es zweimal, und kleidete meine Kopie in jenes ländliche Gewand, das mir noch so treu im Gedächtniß war. Du warst es, ja, Du warst es ganz; diesem Bilde gegenüber konnte nichts mir die Ueberzeugung rauben. Regten sich dann in Deiner Nähe die Zweifel von neuem, so erhöhte dies räthselhafte Dunkel nur

die Süßigkeit eines Zustandes, der aus Ahnungen und Träumen sein Leben webt; und wie ein Schiffer sich bei dämmernder Mondshelle im kleinen Kahne von den Wellen eines klaren See's hin und her schaukeln läßt, ohne darauf zu achten, wohin sie ihn tragen, so gab auch ich mich gern einer Gewalt hin, die über meine Tage entschieden hatte.'

‚Du weißt jetzt, was mich zuerst aus so angenehmen Empfindungen aufschreckte. Meine Verfolger waren nahe, ich mußte fliehen, wie unmöglich es auch dem Herzen dünkte, Dich zu verlassen! Aber als ich nun einsam auf der ersten Station ankam, der Postillon die Pferde pfeifend abspannte, um sie heimwärts zu lenken, da ergriff mich eine unendliche Sehnsucht, ich konnte nicht weiter, ja, ich gab nach mehreren hier verlebten Tagen dem Wunsche Raum, der Gefahr zum Trotz, zurückzukehren.'

‚So lebte ich nun wieder um Dich, mit Dir, ganz für die Liebe! Nur sie lehrte mich die Gegenwart des gehaßten Fremdlings ertragen, in dessen fein lauschenden Blicken ich lange zuvor den Argwohn las, ehe es ihm gelang, meine Spur zu finden. Seine Freundlichkeit täuschte mich nicht, ich sah das Schwert über meinem Haupte schweben und war jede Stunde zur Flucht bereit. Deswegen bedurfte es in jener Nacht, die uns trennte, nur weniger Minuten, um mich reisefertig zu machen; ich flog durch die dunkeln Straßen, dem **er Thor zu, wo man mich ungehindert passiren ließ. Draußen fand ich einen Mann, der ein Pferd hielt; er nannte leise meinen Namen, ich antwortete, er gab mir die Zügel in die Hand. Ich wollte ihn fragen, ihn zurückhalten, er war verschwunden. Der dämmernde Morgen sah mich schon

mehrere Stunden weit von Dir entfernt, und ich war noch einmal gerettet. Wer aber war es, der mich warnte? Wer lehrte Dich, holder Schutzgeist, meine Gefahr? Wer konnte in die Geheimnisse des Kommandanten dringen, in demselben Augenblicke, wo er mich sicher zu verderben glaubte? Wer es auch sei, ich danke ihm unaussprechlich. Du liebst mich, er hat ein glückliches Leben erhalten.'

‚Ich werde Dich wiedersehen, Rosamunde; ich kann die Stunde ausrechnen, wo ich Dein Haus betreten, Dein Zimmer öffnen werde. Ich sehe Dich mir entgegenkommen, ich male mir den Moment des Wiedersehens bald so, bald anders, und zürne der kurzen Ruhe, die ich mir selbst und meinem ermatteten Pferde gönnen muß. — Zwar noch einmal werde ich mich von Dir trennen, aber nicht um mein Leben, wie ehemals, einem unsichern tollkühnen Plane zu vertrauen. Für einen herrlichen gerechten Kampf will ich es jetzt wagen, und sei gewiß, ich werde den Lorbeer des Sieges theilen. Mir sagt's eine geheime Stimme, ich sehe mein Vaterland gerettet, und Rosamunde wird mein! Laß mich mit diesem süßen Gedanken von Dir scheiden. Ein kurzer Schlaf noch, und der Morgenstern leuchtet mir auf dem Wege zu Dir!' — —

Dieser Brief wäre wohl nie in Rosinens Hände gekommen, wenn nicht ein seltsamer Zufall es nun eben so gewollt hätte. Denn als Hubert, der sich, sobald er das Papier gefüllt sah, ermüdet zum Schlaf niederlegte, gegen Morgen erwachte, und das geschriebene noch einmal überlas, sah er in den hingeworfenen Worten nichts anders, als einen wohlthätigen Erguß seiner Empfindungen, der jedoch nun seine

Bestimmung erfüllt hatte; denn alles dies sollte ja bald genug durch die Gegenwart, durch ein Gespräch von Mund zu Munde auf das erfreulichste ersetzt, ja weit übertroffen werden. Zudem sprach dies Blatt die Sprache inniger Vertraulichkeit, in der er sich gewöhnt hatte, den geliebten Schatten seines Mädchens anzureden; er hatte es kaum bemerkt, daß seiner Feder das herzliche ‚Du' entschlüpfte, das er ihr selbst zu geben nie gewagt hatte. Er legte den Brief zu mehreren Papieren auf den Kamin, um alles vor seiner Abreise dem Feuer zu opfern. Auch erinnerte er sich selbst auf dem Wege nicht, daß er dies bei der Abreise, wo noch manche unerwartete Zögerung ihn zerstreute, aus der Acht ließ, und nur mit seinem Ziel beschäftigt, spornte er sein Pferd über die donnernde Brücke hart an Rosinens Wohnung vorbei, wo noch alles schlief, hinaus über die heimathlichen Berge.

Rosine hatte indessen einen trüben Tag und Abend verlebt. Man hörte nämlich nicht sobald, daß ein Reiter am Schlosse abgestiegen, von dem Schloßgesinde umringt in die Zimmer der Herrschaft geführt worden sei, als Herr Schmidt alles auf seine Weise auszulegen wußte. Er hatte die Herrschaft des Schlosses nie gesehen, und nur erzählen gehört, daß sie im Auslande lebte. Weit entfernt nun, von diesem Besuche eine natürliche Ursache anzunehmen, hielt er den Angekommenen für einen Sachwalter, der, weil man wisse, das kriegerische Gewitter werde bald diese Gegend überschwemmen, alles von Werth gerettet, und die leere Steinmasse einem schrecklichen Schicksal überlassen habe. „Was wird nun aus uns werden," seufzte er, „uns überläßt man ungewarnt dem Unglück. Es ist nichts gewisser, als daß die

Gegend ein Schauplatz aller Gräuel wird; wir bewohnen einen zu engen Paß, hier werden sich die Heere umarmen und uns erdrücken. Giebt es ein traurigeres Geschenk, als das menschliche Leben? Nichts als aufstehen und niederlegen, lästiges an- und ausziehen, keine Freude, nur Pein und Langeweile, und doch wieder die Angst, auf welche schreckliche Art man vielleicht nächstens davon befreit wird. Wenn ich Soldaten sehe, die plündern wollen, so rührt mich der Schlag, und das wäre noch das beste."

Vergebens versuchte Rosine ihn zu trösten, ihm eine andere Möglichkeit unterzuschieben; was ihr unwahrscheinlich schien, war ihm Gewißheit. „Es ist ein wahres Unglück," sagte er darauf, „wenn man mit Menschen umgeben ist, die von allen Dingen das Beste glauben und gegen alle Vernunft beständig hoffen. Du hast es gehört, daß der Sachwalter im Schlosse abgestiegen ist. Die Herrschaft hat gewiß die genauesten Nachrichten; sie rettet, was zu retten ist; mag dann die Flamme und das Schwert hier wüthen. Ach, wer nur kein Geld hätte, wer nur bettelarm wäre! Das ist in diesen Zeiten noch der einzige Schutz."

Der schönste Frühlingsmorgen, den Rosine entzückt aus ihrem Fenster anbrechen sah, vermochte nichts über diese Stimmung. Der Onkel klagte, er habe die ganze Nacht vor Besorgniß kein Auge geschlossen. Sie schwieg, und beschloß lieber zu handeln, als nutzlose Worte zu verschwenden. Kaum hatte sich Herr Schmidt also zum Mittagsschlaf niedergelegt, als sie den Schloßberg hinaufstieg, um die Verwalterin ehrlich zu fragen, wer der fremde Herr gewesen sei? und ob er beunruhigende Nachrichten gebracht habe?

Sie fand die alte Frau mit Aufräumen der oberen Zimmer beschäftigt, und gleich bereit ihr freundlichen Bescheid zu geben. „Ei," sagte sie, „es war unser junger, gnädiger Herr selbst, den wir wohl in manchem Jahre nicht gesehen hatten, und Kostbarkeiten abzuholen, ist er schwerlich gekommen. Nein, ich denke, er hat seine Heimath noch einmal sehen wollen, ehe er in's Feld geht; denn wie der Reitknecht uns erzählte, will er den Krieg mitmachen, und heute ganz früh ist er wieder aufgebrochen. Ich weiß nicht, ob ich Unrecht habe, Mamsellchen, aber ich hoffe immer, wir sind hier sicher. Wir liegen so in den Bergen versteckt, ziemlich von der Heerstraße entfernt; und muß es denn nun eben hier losgehen? Der Herr Onkel macht sich wohl zu viel Sorge. Sollte es aber sein, so wird Gott auch helfen. Das Schloß steht schon manches liebe Jahr auf dem Berge, und es haben immer fromme Menschen darin und auch unten in den Hütten gewohnt; der Herr wird uns schon gnädig behüten."

Rosine wußte kaum was sie antwortete, denn jetzt war ihr Blick auf die Papiere gefallen, die die Alte zusammengerafft und unbeachtet auf einen Tisch geworfen hatte. Sie traut ihrem Auge nicht; Huberts bekannte Schriftzüge füllen diese Blätter, sie bleibt angefesselt stehen, und ein zweiter Blick zeigt ihr ihren Namen. Glücklich genug wendet die Verwalterin sich eben jetzt von ihr ab, sie wagt den Raub und hält das zusammengefaltete Blatt in der zitternden Hand. „Gehen Sie mit hinunter," fragte sie darauf, „und was wird mit diesen Papieren?" — „Die waren wohl zum Verbrennen bestimmt," erwiederte Jene, „und der liebe Herr hat es in

der Eil vergessen, ich trage sie in's Feuer. Bemühen Sie sich nicht damit."

Diese Auskunft beruhigte Rosinen über das unrechtmäßige einer Handlung, die sie fast bewußtlos beging. Sie flog die Stufen der Treppe hinab über die Brücke in ihren Garten. Hier setzte sie sich nieder und entfaltete den Brief. Mit welcher Bewegung des Herzens las sie diese an sie gerichteten Worte! Es war die erste Nachricht von Hubert, ach! nach so langer trüber Zeit. Wie durch ein Wunder kam sie ihr zu, wo war sie geschrieben, durch wen hierher gekommen? War er selbst des Schlosses Herr, wohnte sie seiner Wiege so nahe? Und — o Gott, war er hier gewesen, wenige Schritte von ihr getrennt, ohne daß sie beide es geahnet hatten? Mochten alle diese Fragen ihre Seele stürmisch aufregen, doch war eine süße Beruhigung aus diesen Zeilen in ihre Brust geflossen. Denn jetzt, wo ihr Leben so einförmig dahin ging, wo nur Klagetöne sie umhallten, und sie alles Licht von der Erinnerung leihen mußte, bedurfte es eines solchen Zurufs aus geliebtem Munde, um den alten Frohsinn wach zu halten, der sie von ihrem Dörfchen bis jetzt immer treu begleitet hatte.

Hatte Rosine aber gehofft, den Onkel beim Erwachen mit guter Botschaft zu erfreuen, so ward diese Hoffnung auf's neue recht bitter getäuscht. Er hörte stumm an, was sie ihm sagte, sah ihr eine Weile in das heitere Gesicht, und entgegnete nach einer Pause: „Ich danke Dir, Du hast es gut gemeint, Du hast mir wenigstens Beruhigung holen wollen. Aber, Kind, siehst Du denn nicht ein, daß es nun tausendmal schlimmer ist, als ich dachte? Wäre der

Fremde ein Geschäftsträger gewesen, den man doch nur aus zu großer Vorsicht hergeschickt hätte, so wäre uns noch manche Hoffnung geblieben. Denn die Besitzer des Schlosses waren ja doch nicht allwissend, sie konnten zu viel fürchten, sie wollten vielleicht nur das Ihrige thun, nur auf jeden Fall gesichert sein. Jetzt hingegen ist uns das Verderben gewiß. Dient der Herr des Schlosses freiwillig gegen die Franzosen, so werden sie sein Eigenthum nicht verschonen, sein Name wird hinreichend sein, unser Haus, unser Vermögen, unser Leben in Gefahr zu bringen. Ach, Mundchen, ich wollte Du hättest lieber nicht gefragt, vielleicht hätte ich einmal eine ruhige Nacht gehabt."

Man wird nach solchen Proben nicht fragen, wie Rosinen der Frühling und Sommer verfloß. Kein Tag verging ohne neue Sorgen; sie wuchsen, wie der unbedeutende Schneeball, der sich vom hohen Berge ablös't, und unten angekommen, die Hütte mit ihren Bewohnern begräbt. Aber Rosine war in den glücklichen Jahren, wo ein augenblicklich froher Eindruck Tage des Unmuths verwischt. Wenn sie aus der Thür des Hauses trat, und den Blick zu den Bergen erhob, die im zarten Dufte schwammen; wenn sie weithin die emporsteigenden Felder wie mit grünem, streifigem Sammet bedeckt sah, über ihrem Haupte die Zweige der breitästigen Linde sich wiegten, und kleine Vögel aus dem Laube lustig hervorsangen, dann vergaß sie aller Noth, hoffte jedes Gebetes Erhörung, und fühlte recht aus vollem Herzen, wie wnnderschön Gottes Erde sei. Ein Kind der freien Natur, war es ihr heimisch und traulich an ihrem Busen. Das Herz ging ihr auf, wenn sie die Thätigkeit wieder um sich

erblickte, die sie als Kind in ihrem Kreise kannte. Sie verstand alle ländlichen Arbeiten, von der frühen Saat bis zur erfreulichen Ernte; die reinlichen glatten Heerden, die weißen wolligen Schaafe, die sich an den grünen Anhöhen recht malerisch hinzogen, erfreuten sie, und ging sie zuweilen Abends an den Hütten des Dorfes vorüber, das etwa ein halbes Stündchen vom Schloß entfernt dazu gehörte, so mochte sie gern mit den Frauen ein paar Worte von der Wirthschaft sprechen, ihre Pflanzungen oder Bleichplätze besuchen, sich die Blumen des kleinen Beetes, oder das wohlgerathene Gemüse zeigen lassen, und die Kinder liebkosend in ihre Arme nehmen. Alle blickten dann der schönen freundlichen Jungfrau lange nach, rühmten ihre Kenntnisse von ländlichen Dingen, und nannten sie einen Engel an Leib und Seele. Aber wenn nun die Nacht sich über das Thal breitete und allein das Rauschen eines fernen Wehrs die Stille unterbrach, oder der Nachtigall Klagetöne aus der Linde hervorschallten, wenn alle Lichter erloschen, nur die ewigen Sterne in ihrer Pracht, wie friedliche Wächter einhergingen, da wachte die Sorge um Hubert in ihrem Herzen auf, seine stündliche Gefahr stellte sich riesengroß vor die bange Seele, und mit dem fröhlichen Tageslicht waren auch ihre Hoffnungen entschlafen.

Der Quell des Lichts ist der Quell unseres Lebens, und wie die Sonne jeden Keim erschließt, der ohne sie im düstern Grabe sterben müßte, so ist sie auch die Pflegerin unseres heitern Hoffens und jedes erfreulichen Gemüthszustandes. — Darum sinkt die Last der Sorge schwerer auf die Menschenbrust, wenn der Fittig der Nacht die Erde deckt, und mancher

schwarze Gedanke, den wir nächtlich hegen, zerfließt wie Nebel an den Strahlen des leuchtenden Morgenroths.

Die Vorgänge jenes denkwürdigen Herbstes sind so bekannt, daß ich sie billig übergehen darf; es ist genug hier zu sagen, daß die bis jetzt fern gebliebene Kriegsschaar sich jetzt wirklich unserm stillen Thale näherte. Der größte Sieg war schon erfochten, kein Zweifel mehr am Erfolge, und so trug Jedes gern einen Theil der allgemeinen Drangsal, in froher Hoffnung auf die Segnungen des Friedens. Soldaten aller Nationen durchzogen den Ort, und Rosine sah mit unaussprechlicher Freude ihre Landsleute bei sich einkehren, hörte die Mundart, ihr so vertraut wie ein Wiegenlied, und horchte den Gesängen, die sie wohl ehedem als Kind von den muntern Burschen ihres Landes vernahm. Ach, wer nie aus der Heimath schied, kennt sie nicht, diese Gefühle! Der Baum, der in einen andern Boden versetzt wird, trauert lange mit welkenden Blättern, bis er wieder Wurzel faßt und seine Krone frei und freudig in die fremden Lüfte erhebt! Wie ergreift ein Wort, ein Ausdruck aus der Heimath, des Fremdlings Herz; wie zaubert eine Melodie, die bei ihm Volksgesang war, so theures und liebes ihm zurück! Denn selbst die Lieder der Freude und des frohen Mahles sind hier ihm fremd, und er kann nicht mit einstimmen, wie sie erschallen!

Was Herr Schmidt gefürchtet hatte, sollte in Erfüllung gehen; ziemlich nahe seinem Wohnsitze kam es zum Gefecht. Zwar zog sich bald alle Gefahr von der Gegend ab, aber verwundete Krieger kamen in ein leeres Haus in der Nähe des Schlosses, und nun folterte ihn eine neue Angst, die

vor ansteckenden Krankheiten. Es gab, wie er sagte, nichts so schreckliches, als ein bösartiges Fieber, und viel lieber mochte er Plünderung, Feuer und alles andere ertragen. Man belehrte ihn ganz vergebens, daß sich hier nur Verwundete befänden; er verbot Rosinen ausdrücklich jede Annäherung an das Krankenhaus, und da sie diesen Befehl nicht erfüllen konnte, so schlich sie sich Abends in der Dunkelheit mit der Schloßverwalterin zu den Leidenden, um ihnen Erquickung zu reichen. Eben so hatte er es standhaft verweigert, einen kranken Offizier zu besuchen, der im Schlosse lag, einige französische Zeilen an die Seinigen zu richten wünschte, und selbst unfähig zu schreiben, die Feder eines Andern in Anspruch nehmen mußte. „Kann ich denn nicht in Ruhe bleiben?" klagte er, „müssen noch fremde Länder ihre Plagegeister abschicken, habe ich etwa des Leidens noch nicht genug? Könnte ich mir nur selbst verläugnen, daß ich die unselige Sprache verstehe. Man plagt sich in der Jugend mit Lernen, neun Zehntheile des Gelernten helfen zu nichts, und sind am Ende wohl gar zum größten Schaden noch vorhanden, wenn man viel darum gäbe, sie vergessen zu haben."

„Wenn es nur möglich wäre, liebes Mamsellchen," so redete die Verwalterin Rosinen den nächsten Abend an, „daß Sie dem armen Manne oben die paar Zeilchen schreiben könnten. Sie glauben nicht, wie sehr er darnach verlangt, und wenn ich denke, daß seine Frau zu Hause vielleicht nie wieder was von ihm hört, so will es mir das Herz zerreißen. Er will es auch wohl deutsch diktiren, wie er sagt, und irgend Jemand soll es dann übersetzen. Aber, lieber Gott, es schreibt auch Niemand als ich, und das ist dar-

nach; der es übersetzte, sollte seine Noth haben. Wir könnten es leicht so machen, daß er gar nicht wüßte, wer ihm den Liebesdienst thäte. Die Stube ist dunkel, um das Bett zieht sich ein Schirm, hinter dem Sie sich verbergen könnten. Der arme Mann kömmt wohl nicht wieder lebendig vom Schlosse herunter, und er ist uns von unserm Herrn auf die Seele gebunden.“

„Von Euerm Herrn!“ rief Rosine aus, „und der ist also in der Nähe?“

„Jetzt wohl nicht mehr, aber bei dem Gefechte ist er gewesen, und ist mit einer unbedeutenden Wunde weggekommen. Das erzählte der Reitknecht, der den fremden Offizier herbegleitet hat, und uns zugleich den Befehl brachte, den Verwundeten gut zu pflegen. Der Reitknecht, der etwas von der Heilkunde versteht, hat bis jetzt die Wunden allein besorgt, weil unser Herr dem Bader im Dorfe nicht traut, und der Doctor aus der Stadt, zu dem wir gleich schickten, sich noch nicht über das Schlachtfeld gewagt hat. Nun denke ich aber, die Unruhe wegen des Briefes muß ihn ja vollends umbringen; und ob es mir schon ein unmögliches Werk dünkt, wenn Sie es mir abschlagen, muß ich doch meine ungeübte Feder zur Hand nehmen, denn der Herr Pfarrer ist krank, und der Schulmeister nicht zu bewegen, herüber zu kommen, obschon die Entfernung so klein ist, und die Kosacken, von denen er schwärmt, schon über alle Berge sind.“

Hätte Rosine wohl vermocht irgend Jemandem eine Gefälligkeit abzuschlagen, in dem Augenblicke, wo sie die freudigste Nachricht ihres Lebens erfuhr? Denn war Hubert,

wie sie nicht mehr zweifeln konnte, der Herr dieser Gegenden, so wußte sie ihn gerettet und behütet, ein Engel hatte ihn in mancher Schlacht geschützt, und für sie war er erhalten. „Führen Sie mich hinauf, liebe Frau Verwalterin," rief sie, „ich will ja herzlich gern die kleine Mühe übernehmen, ja ich freue mich, auch etwas für den Kranken thun zu können."

Leisen Trittes gingen beide in das Zimmer hinein, wo des Verwundeten Lager bereitet war. Rosine hielt sich hinter dem Schirm verborgen, während ihre Begleiterin behutsam an's Bett trat, den Wächter gehen hieß, und dem Offizier meldete, es sei Jemand vorhanden, der ihm das gewünschte aufschreiben werde, und er könne es sogar immerhin in seiner Sprache sagen. Eine matte Stimme dankte ihr sehr warm für die Bemühung, und fragte weiter, ‚wo der Schreiber sei?' „Er sitzt bei dem Lichte," entgegnete die Frau, „das wir Ihnen absichtlich entzogen haben; gleich hole ich Papier und Feder." — Sie ging, und Rosine war nun mit dem Fremden allein, in der seltsamsten Lage, die sich denken läßt.

„Wie kann ein Unbekannter Ihnen genug danken," hörte sie sich gleich darauf angeredet, „wenn Sie ihm den wichtigsten Dienst erzeigen wollen, den er in seinem Zustande wünschen kann. Die Meinen sind um mich in Sorge, ich möchte sie, wenn auch nicht beruhigen, doch aus der Ungewißheit reißen, und ihnen ein Lebewohl zusenden, das wahrscheinlich das letzte ist."

Eben zur rechten Zeit trat die Alte wieder ein, und überhob Rosinen der Nothwendigkeit, zu antworten; nicht ohne

die größte Verlegenheit würde sie dies gekonnt haben, denn unsichtbar, wie sie hier eingeführt worden war, wünschte sie nicht für ein Mädchen erkannt zu werden, auch hätte sie kaum sprechen können, weil ein übermächtiges Gefühl überraschend und beklemmend ihre Brust durchbebte. Es war etwas so bekanntes in der stockenden, erschöpften Stimme, die eben zu ihr sprach, sie hätte aufspringen, die Scheidewand wegziehen, und sich überzeugen mögen, daß ihre Ahnungen sie betrögen, ja sie stellte sich absichtlich ein recht fremdes Gesicht vor, um wieder zu einiger Ruhe zu gelangen.

Die Verwalterin blieb hinter ihrem Stuhle stehen, bedeutete den Kranken, daß nun alles bereit sei, und blickte neugierig über Rosinens Achsel die fremde Schrift an. Der Brief war an eine Schwester gerichtet, und enthielt die Segnungen eines sterbenden Vaters an den mutterlosen Sohn. Zitternde, unterbrochene, aber ach! so oft gehörte Laute, sagten ihn der Schreiberin in die Feder, und ihre heißen Thränen befleckten und löschten die Schriftzüge.

Mit der höchsten Anstrengung aller Kräfte hatte Rosine geendet. Jetzt schob sie das Blatt von sich, hob beide Hände nach oben auf, und bedeckte dann ihre strömenden Augen. Die alte Frau weinte mit ihr, ob sie gleich den Inhalt des Briefes nicht verstand; der lebhafte Dank des Offiziers verhallte fast ungehört.

„Ich muß ihn sehen," flüsterte Rosine der Verwalterin zu, „liebe Mutter, nur auf einen Blick, doch so, daß ich verborgen bleibe. Ich kenne ihn, ja, ich kenne ihn! Er ist mein Freund, mein Wohlthäter; ihn hat Gott hergesandt, daß ich ihm in seinen letzten Stunden vergelte!"

„Bin ich denn allein?" tönte es jetzt aus der Dunkelheit hervor. Die Alte gab Rosinen einen Wink, nahm das Licht und trat zum Bette. Das Mädchen schlich an die andere düstre Seite, und blickte neben dem Vorhange hin. Ihr Herz wollte die Brust zersprengen; sie sah den Kranken beim Schimmer des Lichts, aufgerichtet in den Armen der Verwalterin; sein Kopf war mit einem Tuche umwunden, sein Gesicht bleich, doch kenntlich und mild. „O Gott!" rief sie unwillkürlich aus, — denn sie erkannte den General.

„Was war das?" hörte sie ihn fragen.

„Der den Brief geschrieben hat, lieber Herr," antwortete die Alte, „mag wohl von den Worten gerührt sein, die ich nicht verstand; ich sah manche Thräne auf die Schrift fallen. Gott helfe Ihnen wieder zu den Ihren!"

„Ja! es giebt überall gute Menschen," seufzte der General und sank zurück. „Ich wünschte den Mann zu sehen," fuhr er fort, „um ihm für seine Theilnahme zu danken."

In demselben Augenblick fuhr ein Wagen in den Hof, die Verwalterin sprang an's Fenster. „Das ist der Doctor," rief sie, „ja gewiß er ist es, ich sehe den Wagen und eine Reiterbedeckung. Mir fällt ein Stein vom Herzen, denn was Menschen können, kann der, und das übrige wird der Himmel thun."

Rosine zog sich leise in die äußerste Ecke des Zimmers zurück. Hier verbarg ein breiter Schrank den Sitz, den sie mit bangem Herzen einnahm. Sie hörte den Arzt mit dem Reitknecht und mehreren Bedienten eintreten, er rief nach Licht und ging zum Bette. Eine tiefe Stille herrschte nun, sie däuchte Rosinen wie das Schweigen des Grabes. Zu

Stunden wuchsen diese Minuten, bei jedem einzelnen Laute fuhr sie heftig erschüttert auf. Endlich hörte sie den Arzt sprechen. „Nun sind wir fertig," sagte er, „verhalten Sie sich vor allem ganz ruhig. Sprechen Sie wenig, und entfernen wo möglich alle Sorgen. Ihre Wunden sind gefährlich, aber nicht hoffnungslos. Sie können hergestellt werden, wenn Sie meine Vorschriften befolgen. Morgen früh sehe ich Sie wieder."

Wer beschreibt Rosinens Freude, sie hätte den Doctor umarmen mögen, der wie ein Engel an ihr Herz gesprochen hatte; sie weinte noch immer, aber in diesen Thränen strömte die Last von ihrer Brust weg. Den Brief nahm sie mit, und fügte ihm einige tröstende Zeilen bei, die ihres Zweckes nicht verfehlen konnten, weil sie aus einem Herzen voll Glauben und Zuversicht flossen.

Jeden Abend, sobald die Dämmerung sich über das Thal breitete, und der Onkel bei der Studirlampe mit den Zeitungen saß, wußte sie nun einen Augenblick auszufinden, um nach dem Ergehen des Kranken zu fragen. Sehen durfte er sie nicht, sie hatte des Doctors Gründen sich willig gefügt, denn gleich den ersten Tag war dieser im Besitz ihres kleinen Geheimnisses. Diese freundlichen Schutzgeister der Kranken werden ja so oft auch die Freunde und Tröster der Gesunden, und wissen Seelenleiden wie Körperschmerz zu heilen. Zeugen der traurigsten Momente im Menschenleben, sind sie es auch von den heiligsten Freuden, und empfangen oft einen Dank, wie ihn Engel empfingen, da sie noch sichtbar unter uns wandelten.

Nach einigen Wochen, die mehr hoffend als fürchtend

vergingen, entließ der Arzt Rosinen eines Abends mit dem Bedeuten: sich morgen auf das gewünschte Wiedersehen gefaßt zu halten. „Er hat," sagte er, „schon heute alles von mir erfahren, und erwartet Sie mit großer Freude. Gottlob, die Gefahr ist vorüber, seine Krankheit wird nun einen vielleicht langsamen aber sichern Gang gehen, und eine freudige Rührung, die früher tödtlich gewesen wäre, soll ihm jetzt nichts mehr schaden."

So war denn der fröhliche Augenblick erschienen; leichten Schrittes und mit vollem Herzen stieg Rosine den Schloßberg hinauf, ein süßes Fest der Freundschaft zu feiern. Es war rauh und kalt, der Wind wiegte die entlaubten Bäume hin und her, und flüsterte in den einzelnen dürren Blättern. Aber traulich winkend sahen die erleuchteten Fenster des Schlosses zu ihr nieder, dieser Wohnung, die ihr durch so manche freundliche Vorstellung theuer war. „Hubert!" sagte sie zu sich selbst, — denn noch immer gab sie ihm nur diesen Namen, — „alles was Liebe und Freude in meiner Seele ist, kömmt von Dir. An der Stätte Deiner Geburt, unter den Umgebungen Deiner Jugend soll ich nun auch Deinen Retter begrüßen, und, wenn er Dir jetzt auch sein Leben dankt, wie mich alles versichert, so weißt Du wahrscheinlich, was er uns war, und die edelste That wird von Dir nicht mehr verkannt. — —"

Unter diesen Gedanken tritt Rosine in's Thor ein, und sendet den Bedienten vor sich hinauf, dem Arzt ihr Hiersein zu melden. Aber jetzt öffnet sich rasch die Thür eines andern Zimmers, und vor ihr steht Hubert, ihr die Arme entgegenbreitend. Sie tritt mit ihm ein, und an seiner Brust

ruhend, fühlt sie alles, was reine glückliche Liebe gewährt. Mit gleicher Treue sieht sie ihn endlich wieder, dem sie schon in dem Kiefernbusche vor der Muhme Haus ihr Herz gab; er besaß die ersten Gefühle der Jungfrau, ihm weiht sie jetzt auf's neue das ganze Leben,

„So sind Sie es denn wirklich?" ruft er aus, „mein ahnendes Herz sprach wahr, und ich habe Sie wieder, wie vormals meine Rosamunde?"

„Und darf das Landmädchen," erwiederte sie, „den Mann noch lieben, der nicht mehr ihr Hubert ist?"

„Laß uns nicht rechten um das geringe, laß uns des höheren gedenken. Wie mancher trübe Augenblick liegt zwischen heute und der Nacht der Trennung, wie manche Gefahr, manche grausam vereitelte Hoffnung des Wiederfindens. Und nun weiß das Schicksal, das ich wohl ungerecht tadelte, meine Erwartungen so herrlich zu übertreffen! Hier führt es uns zusammen, unvermuthet, wunderbar; ich empfange Dich in der Wohnung, die Deine Liebe mir schmücken soll. Ja, nenne mich immer Deinen Hubert, ich bin es noch, und höre diesen Namen, mit dem meine Eltern mich nannten, so gern aus dem Munde der vertrauten Liebe!"

Rosine sah ihn in schweigender Rührung an, als wolle sie seiner freundlichen Gegenwart gewiß werden, und als sie im Zimmer umherblickend es für dasselbe erkannte, wo sie seinen Brief fand, erzählte sie ihm dies kleine angenehme Abenteuer mit allen süßen Empfindungen, die es ihr mitbrachte. So plauderten sie eine Weile mit einander, bis plötzlich eine Erinnerung Huberts Blick zu verfinstern schien, und er ihre Hand ergreifend sagte: „Sieh! so ganz weiß

Dein Anblick meine Seele einzunehmen, daß ich alles vergesse, was mich früher beunruhigte. Du kamst ja nicht zu mir, Du wolltest mit Deiner Nähe einen Andern erfreuen, dem mein Herz immer so ungern einen Theil des Deinigen gönnte, und eben diese Nachricht war es, die mir Deine Gegenwart verrieth. Ein Commando hält mich seit gestern in einem nahem Dorfe fest, ich gewinne heute Zeit, herüberzueilen, und was mir der Arzt von dem Kranken und Dir erzählt, macht mich gewiß, daß Rosamunde hier wohnen muß. Man sagt mir, Du werdest kommen, und ich erwarte Dich mit einem seltsamen Gefühl. Aber Dein Blick, Dein reines Auge mußte jede Furcht zerstreuen; Du liebst mich noch, und so mag er immerhin besitzen, was ich ihm nicht rauben kann!"

„Ist es möglich?" sagte Rosine schmerzlich bewegt, „Sie retteten sein Leben, und bewahren noch immer die ehemalige Bitterkeit gegen den Unglücklichen?"

„Lassen Sie mich erzählen, wie das zuging, so viel ich selbst davon weiß. Wir hatten einen blutigen Kampf gefochten und waren Sieger. Auch ich hatte eine kleine Wunde, aber ich wollte nicht zurückbleiben, es trieb mich vorwärts, ich ließ mich auf dem Schlachtfelde von meinem Bedienten verbinden. Da sah ich zwei Kosaken neben einem todten Offizier knieen, und mich verletzte die Rohheit, mit welcher sie ihn beraubten. Denken Sie sich mein Gefühl, als ich im herzutreten den General erkenne, denselben, der mich in die Flucht trieb, von dessen Verfolgungen ich lange nachher noch Spuren hatte. Bleich, entstellt lag er vor mir, noch im Tode von wüthenden Feinden beschimpft und gemißhandelt

Ich beschützte den Leichnam, trieb die Kosaken hinweg, und ließ mich neben ihm nieder, um seine Wunden zu untersuchen. Er athmete noch leise, es war noch Leben und Hoffnung, und Rosamundens Gestalt schien flehend neben ihm zu stehen, ja es war mir, als ob alle schönen Stunden, die wir gemeinschaftlich lebten, sich an sein blutiges Lager drängten. ‚Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen!‘ rief es stark und mächtig in mir; immer hatten diese Worte einen heiligen frommen Schauer über mich gebracht, und nun dankte ich Gott, der mich hergeführt hatte. Ich sandte also nach einem Fuhrwerke aus, und bemühte mich indessen, den Funken des Lebens vor dem Verlöschen zu bewahren. Sein Kopf ruhete in meinem Schooße, zuweilen hob er die Augen auf, doch ohne Bewußtsein zu verrathen. Die Nähe des Todes hatte mein Herz gereinigt, er war nicht mehr der Feind meines Vaterlandes, er war mein Bruder! Der Reitknecht kam endlich mit einem Wagen zurück, wir spannten unsere Pferde vor, ich sandte ihn hierher und ging bis zum nächsten Dorfe, wo die Unsrigen rasteten.“ —

„Und jetzt,“ rief Rosine aus, „jetzt gehen Sie an meiner Hand zu dem Geretteten der schönsten Freude entgegen, die drei gute Menschen je genossen haben!“ Sie zog ihn mit sich fort.

„Was wollen Sie thun?“ sagte er bestürzt. „Fühlen Sie nicht, daß die kleinste Wohlthat aus meiner Hand ihn schmerzen würde? That er gleich damals nur, was ihm Pflicht hieß, ich weiß, daß er mich haßte, weil ich Ihre Liebe besaß. Ich erwiedere den Haß nicht, ich freue mich seiner

Rettung, aber ich kann nicht vor sein Lager treten, um einen schmerzlichen Dank einzufordern.“

„Hubert!“ — bat sie, — „nur einmal überlassen Sie sich meiner Führung.“ Er konnte ihrem flehenden Auge nicht widerstehen, und sie traten in das Krankenzimmer. Der General richtete sich vom Lager auf und begrüßte Rosinen mit unaussprechlicher Freude. Sein bleiches Gesicht röthete sich, seine Augen glänzten, er drückte ihre Hand mehr als einmal an seine Brust, an seine Lippen. Hubert stand von ferne, aber er sah dies rührende Wiedersehen ohne Neid. Glücklich, wie er war, kannte er den Zorn nicht mehr; inniges Mitleid, herzliche Theilnahme bewegten sein Gemüth.

„Wer ist mit Ihnen?“ fragte der General, und Rosine antwortete leise unter Thränen: „Der Herr des Schlosses.“

„Mein Retter!“ rief jener aus, und breitete ihm die Arme entgegen.

„Er lohnte Ihnen unwissend eine edle That,“ sagte Rosamunde; „es ist Hubert, den Sie einst dem Tode entrissen. Ja, mein Freund, dieser Mann war es, der Sie durch mich warnte, der seine Späher absichtlich auf falsche Bahnen sandte, der Ihnen die Mittel zur Flucht lieh. Zwei der besten Menschen trennte ein trauriges Vorurtheil. Wohl mir, nun haben sie sich erkannt, es ist der feierlichste Augenblick meines Lebens, wo ich diese Hände vereinen darf.“ —

Ein stiller Winter war Rosinen nun noch beschieden, in Einsamkeit und Hoffnung verlebt. Die Männer verließen sie, Hubert früher, bald nach ihm auch der General. Als aber die deutschen Heere in's Vaterland wiederkehrten, verband ein schöner Tag die Liebenden, derselbe, an welchem sie

sich zuerst sahen. Hubert hatte es so gewollt. „Wir wollen," sagte er, „noch mit Silberhaaren, an diesem Tage ein doppeltes Fest feiern, und mag es dann die junge Welt aus unserm Munde hören, wie ich das Herz des unschuldigen Landmädchens in bescheidener Hülle gewann; wie sie beim Schimmer des Mondes aus meinem Arme scheidend mir ihr Bild zurückließ, und eine stille Zuversicht mir versprach: ‚Du wirst sie wiederfinden.'"

„Gott segne Dich!" seufzte der Oheim, und legte die Hände auf den Myrthenkranz der frohen Braut. „Du gehst einem schweren Stande entgegen. Alle Pfade auf Erden sind dornig, aber der Ehestand fordert die meiste Geduld. Ich habe es vorgezogen, einsam zu leiden. Ihr aber werdet mich ja freundlich ertragen, und mir vergeben, wenn ich Euch einst Haus und Hof, Geld und Gut, mit dem Gefolge von Sorgen aufbürde, die alles bezeichnen, was von der Erde stammt."

Die goldene Hochzeit.

Aus den Papieren meiner Großmutter.

„Alles knospet, treibt und blühet,
Aber meine Welt ist todt!“

Wenn ich zurückblicke in die Tage der Jugend, so dünkt es mich wie dem Wanderer, der auf des Berges Höhe sich umsieht, und noch einmal das Thal überschaut, das ihm Freude, Erquickung und manche süße Stunde gab. Aber dichter Nebel umflort die grünen Auen, die Quellen und Blumen, den emporgewundenen oft mühvollen Pfad; nichts ist mehr deutlich und klar, als der gegenwärtige Augenblick voll schwerer Ermüdung, und die Aussicht nach oben, die nun viel leuchtender und heller strahlt, als in der Tiefe zu Anfang der Bahn. Und doch, wie ist es so schön, den Nebel zu durchdringen; ein langes, und Gott sei Dank, fast immer glückliches Leben, das nun wie ein kurzer Traum verflogen ist, noch vor seinem Ende prüfend anzusehen, um die Erinnerung gleichsam zu fesseln. Wie viel Stoff zu Freude, Dank und Preis. Ich bin fast 72 Jahre, Kinder und Enkel umgeben mich, ich werde nicht lange mehr unter ihnen weilen; aber ich werde fortleben in ihrem Gedächtniß. Wenn meine Lehren ihnen häuslichen Segen bringen, der mehr werth ist, als Glanz vor der Welt, mögen sie meiner

freundlich gedenken, und einen Blick der Liebe auf den Hügel werfen, unter dem ich vielleicht bald schlafe. Findest Du aber, mein Lottchen, dann diese Schrift, in welcher ich mit der Geschwätzigkeit, die man einer Urgroßmutter verzeihen muß, mir das Halbvergessene wieder hervor rief, so wisse, daß ich auch für Dich schrieb, um Dir ein Denkmal meiner Liebe zu hinterlassen.

Meine Vaterstadt war die sächsische Residenz, das schöne, freundliche Dresden. Meine Eltern starben kurz nach einander, da ich vierzehn Jahre alt war, und ich fiel der Sorge einer Tante anheim, die in der Leipziger Gegend ein bedeutendes Landgut besaß. Die Tante war alt und lebte sehr eingezogen. Ich vermißte bald nicht nur das heitere gesellige Leben, das mich im elterlichen Hause beglückte, die Jugendfreundinnen, die kleinen Tänze und Spiele, sondern mehr noch die reizende Natur, in der ich aufgewachsen war. Ich sehnte mich nach den Rebenhügeln, nach dem majestätischen blauen Strome; die Fläche ängstigte mich, ich konnte mich nicht an sie gewöhnen. Zudem gingen die Fenster unserer großen Unterstube in einen weiten Garten, der zur Winterszeit, als ich zur Tante kam, nur einen traurigen Anblick bot. Da war keine Spur von Leben, alles wie gestorben, und es konnte mich wahrhaft entzücken, wenn ein hungriger Sperling an mein Fenster pickte. Die Wirthschaft besorgte ein Pachter, unsern Haushalt eine alte Magd und ein Bedienter. So hatte ich nur wenig zu thun, und war immer an eine mühsame Nätherei gefesselt, die mich die Tante lehrte, und die Ihr Kinder wohl noch oft an den hochgestickten Röcken und Bettdecken der Großmama bewun-

dert. Wenn es Abend ward, schloſſen sich die Läden, die Tante nahm auf dem Lehnstuhl am Ofen Platz und ich mußte ihr aus geistlichen Schriften vorlesen. Da fielen mir denn wohl manchmal die Augen zu, ich freute mich, wenn mein eintöniges Gemurmel die Tante einwiegte, und ich mich auf mein Stübchen schleichen durfte, wo ich wenigstens Mond und Sterne aus den unverschloſſenen Fenstern sah. Wie die Jugend nun ist, ich glaubte damals recht unglücklich zu sein, und als endlich einmal eine Einladung nach Leipzig, zu einer Hochzeit erschien, die ich mit lautem Herzklopfen anhörte, und die die Tante höflich ablehnte, da weinte ich einen halben Tag und schalt recht ernstlich auf die Grillen des Alters, die mir ganz unbegreiflich und grausam schienen. Genug, mein einförmiges Leben ward durch nichts geändert. Nur einmal im Jahre fuhr die Tante in die Stadt, zur Ostermesse, und dieser Tag war schon lange vorher ein sonnenheller Punkt in meiner Einbildungskraft. Wir stiegen dann bei einem Kaufmann, Namens Werner ab, der mit dem seligen Onkel lange bekannt war, und ich durfte mit der Tochter des Hauses, deren Hochzeit ich versäumen mußte, in Gesellschaft ihres Mannes und Bruders, unsern Einkauf besorgen, wilde Thiere, Riesen und Wachsfiguren besehen, in einem Garten Kaffee trinken, wo es von Menschen wimmelte, auch wohl Abends in's Theater gehen. Das waren herrliche Erinnerungen für unsere Einsamkeit. Sie erheiterten mir den Sommer, der überhaupt freundlicher für mich hinging, und wo auch einmal die Familie aus der Stadt unsern Besuch erwiederte. Aber um so sehnlicher wünschte ich in der Herbstmesse einen ähnlichen Genuß, und

wenn ich aus meinem Fenster, das einen Theil der Straße übersah, einen hochbepackten Meßwagen erblickte, gab ich ihm gewiß einen stillen Seufzer mit.

Ich hatte mein siebenzehntes Jahr erreicht, als der für Sachsen so folgenreiche siebenjährige Krieg begann. Da gab es nun andere und ernstere Sorgen. Die ängstliche Tante ward halb krank vor Bangigkeit und quälte mich mit schrecklichen Erzählungen von den Gefahren, die uns bedrohten. Anfangs nahm ich es nicht so sehr zu Herzen, aber als nun alle Straßen sich mit Militär bedeckten, die Feinde das Land überschwemmten, und auch unser Dorf, ja unser Haus mit fremden Kriegern angefüllt war, da ward mir sehr bange, und ich weinte verborgene Thränen am Krankenbette der Tante. Die Politik verdrängte jetzt fast alle geistliche Lektüre, ich mußte nun Zeitungen vorlesen, und unser Herr Pfarrer brachte täglich neue Nachrichten. Alles nahm Theil an den Welthändeln, selbst unsere alte Magd urtheilte über Friedrich den Großen, und ließ oft die Hände am Spinnrocken sinken, mit dem sie Abends in einer offenen Nebenstube saß, wenn ich von seinen Thaten zu lesen anfing.

Wir hatten uns einmal nach einem sehr bangen Tage zur Ruhe begeben, die genesende Tante schlief sanft neben mir, denn ich verließ sie jetzt selbst in der Nacht nicht, mich hielten trübe Gedanken auf meinem Lager wach. Nicht weit von unserm Dorfe lag ein Haufe Soldaten, von denen wir diesen ganzen Tag viel Plage gehabt hatten, und uns auch jetzt noch nichts gutes versahen. Unsere Thür war dicht verrammelt, alle Läden doppelt verriegelt, im Hausflur wachten einige starke Knechte, nebst dem alten Bedienten. Es

mochte Mitternacht sein, als laute Schläge am Hauptthor mich aus einem eben beginnenden Schlummer weckten. „Laß sie nur klopfen," sagte Martin draußen, „wir machen nicht auf." Ich erhob mich zitternd, auch die Tante erwachte, und fragte mit Angst, was es gäbe? Das Klopfen ward immer lauter, wir vernahmen Flüche und Drohungen, mit ungestümen Forderungen gemischt, die wir nicht zu befriedigen wußten, weil uns der verflossene Tag fast aller Lebensmittel beraubt hatte. Bebend warf ich einen Mantel um, und ging in den Keller, um die Drohenden mit Wein zu beruhigen. Martin öffnete ein kleines Fenster, und reichte die Flaschen hinaus, man nahm sie, aber Wuth und Fluchen verdoppelten sich nur, mich schauderte bei Anhörung dieser rohen Worte, und vergebens strebte ich, der Tante mein Entsetzen zu verbergen. Endlich ward alles still; Martin berichtete, daß die Soldaten sich verlören, wir athmeten wieder ruhiger, doch nicht lange, so begann der Lärm von einer andern Seite. Die Wüthenden, von dem genossenen Weine noch stärker berauscht, machten Anstalt, die Gartenthür zu sprengen. Ich riß die zitternde Tante aus dem Bett, und bekleidete sie schnell zur Flucht, denn was wir draußen hörten, ließ uns keine andere Rettung hoffen. Da kam uns Hülfe. Ein Offizier mit wenigen Soldaten kam des Weges, sah den Frevel der Trunkenen und schlug sie in die Flucht. Nach einigen Augenblicken, die er zu sichernden Anstalten verwandte, trat er höflich zu uns ein, und kündigte uns an, daß er einige Tage verweilen, und hier Quartier nehmen würde. Jeder Retter wäre mir jetzt wohl wie ein höheres Wesen erschienen, aber dieser machte sogleich einen

tieferen Eindruck auf mich, und noch jetzt, ach! nach so vielen Jahren, ist seine Gestalt mir unvergessen. Er ward auf ein Zimmer zur Ruhe geführt, und da seine Leute uns bewachten, konnten wir nun sicher schlafen. Aber nur die Tante schlief, — ich wachte! In meinem Herzen fehlte die gewohnte Stille, ich dachte unaufhörlich an den Morgen, und wie ich den fremden Gast bewirthen wollte, ja ich glaube, ich überlegte meinen Anzug, der mir noch nie so viel Kopfbrechen gekostet hatte.

Der Morgen kam, ich war viel früher auf, als gewöhnlich, und hatte mich recht hübsch gekleidet. Der Lieutenant erschien beim Frühstück, und während ich ihn nur verstohlen betrachtete, sprach er viel und sehr artig mit der Tante, doch sah er oft genug mit seinen glänzenden schwarzen Augen nach mir hin, und jeder Blick färbte meine Wange mit höherer Glut. Zu sprechen wagte ich nicht, denn zu meiner Zeit waren die Mädchen noch gar still und schüchtern; kaum konnte ich antworten, wenn er mich etwas fragte. Er blieb den ganzen Tag über bei uns, bis auf ein Stündchen, wo er zu seinen Leuten vor's Dorf ritt. Er erzählte uns mancherlei, und so viel großes von seinem Könige, daß ich dem recht gut zu werden anfing. Dabei nahm er mir scherzend mein Fillet aus der Hand, und strickte daran, daß es eine Lust war. Abends spielte er Piquet mit der Tante, das ich immer nicht hatte lernen wollen, und gewann damit ihr ganzes Herz. Der Tag war mir wie ein Augenblick vergangen.

Plotow, so hieß der Lieutenant, blieb mit seinen Leuten volle acht Tage bei uns stehen, und wurde mir immer lieber.

Doch verschloß ich das tief in mein Herz, und so deutlich er auch Neigung für mich, und eine recht achtungsvolle zarte Neigung zeigte, die mich im Stillen sehr beglückte, so hütete ich mich dennoch sorgfältig, ihm sehen zu lassen, was in mir vorging. Aber meine Einsamkeit kam mir gar nicht mehr traurig vor. Unsere Gegend sah ich mit ganz andern Augen an, denn er pflegte die freundliche, reichbebaute Ebene, mit ihren kleinen angenehmen Gebüschen und Wiesen, oft zu loben, wie hätte sie mir nicht gefallen sollen? Auch die Tante war für Plotow sehr eingenommen, und meinte, ‚es sei ewig schade, daß er ein Kriegsmann geworden wäre,' denn sie haßte diesen Stand, und fast alles was ihm anhing. Er aber war ihr eine rühmliche Ausnahme. Still und ernst, und doch recht angenehm unterhaltend, mäßig im Trunke, und ehrerbietig gegen die Frauen, auch recht kindlich gesinnt gegen eine abwesende Mutter, von der er oft mit Rührung sprach, und vor allem kein Verächter Gottes und seines Worts. O! wie still entzückt saß ich neben der Tante, wenn sie Abends vor dem Schlafengehen, diese Tugenden herzählte. Alle hatte ich schon bemerkt, und mir oftmals wiederholt, aber es ist doch noch süßer, so etwas aus fremdem Munde zu hören. Ich hätte der Tante um den Hals fallen mögen, für ihre verständige Schätzung seiner Verdienste; aber ich stimmte nicht ein, und warf wohl eher einen Zweifel auf, um das angenehme Gespräch zu verlängern.

Endlich kam der Augenblick des Abschiedes, an den ich noch nie recht ernstlich gedacht hatte. Da er ihn uns bei der Abendmahlzeit ankündigte, fühlte ich erst, wie es um

mein Herz stand, und der große Suppenlöffel, mit welchem ich eben vorlegte, zitterte so sehr in meiner Hand, daß ich einen mächtigen Fleck auf das Tischtuch machte. Beschämt sah ich vor mich nieder, und wie ich ihm nachher die Suppe reichte, blickte er mich mit einem traurigen Blick forschend an; ich las seine ganze Seele in den auf mich gerichteten Augen. Er sagte dann, daß er nach Leipzig zu stehen käme, wo sein Aufenthalt längere Zeit dauern könne, und bat die Tante um Erlaubniß, uns zuweilen zu besuchen. Das war ein Trost, und die Tante gewährte seine Bitte gern. Doch schloß ich diese Nacht kein Auge, und dachte immer an ihn und die Trennung. Nach einem kurzen Frühstück kam sein Pferd, er sagte uns gerührt Lebewohl; als er meine Hand ergriff, sie zu küssen, fühlte ich ein kleines Papier in dieselbe gleiten, und ehe ich mich noch besann, war sein Pferd mit ihm davon gesprengt. Ach, nun war alles so leer! Ich wollte gleich auf mein Zimmer, zu sehen, was das Briefchen enthielt, aber die Tante ließ mich nicht weg, ich mußte ihr bei einem Geschäft helfen, und gerade heute, da ich gar keine Lust hatte zu hören, war sie gesprächiger, als je. Dazu war mir immer, als müsse sie mir es ansehen, was ich verbarg, und ich wagte nicht, ihrem Auge zu begegnen. So ging es bis nach Tische, wo ihr Mittagsschlaf mir Zeit ließ, mein Papier zu entfalten, und mit stiller Seligkeit zu lesen.

Solche Briefe sind zu allen Zeiten geschrieben worden, und gefallen nur der, an die sie gerichtet sind. Darum sage ich nicht, was der meinige enthielt. Ich sah daraus, daß ich geliebt war, ich ward um Gegenliebe, um Hoffnung gebeten, nur um ein einziges gütiges Wort, beim nächsten

Besuch. Daß von ewiger Verbindung die Rede war, läßt sich denken, und die Tante, wie der Krieg, waren nur kleine Hindernisse. Auch ich übersprang sie behend, und flog im seligen Traum auf den Gipfel des Glücks. Das sind die Gefühle eines siebenzehnjährigen Mädchens, das zum ersten Male die Bezauberung der Liebe empfindet. Lächelnd, aber nicht ohne süße Rührung, denkt man im Alter an sie zurück, wenn der Schnee der Jahre nicht das Herz erkältend getroffen hat.

Wie oft ich nun auf den Boden ging, um von da aus die Thürme von Leipzig zu sehen, wie oft ich meinen Brief las, und mir den Augenblick des Wiedersehens ausmalte, — wie endlich einmal Plotow an der Gartenwand vorüber ritt, und ich ihn bebend mit der heftigsten Verwirrung empfing, das alles will ich nur andeuten. Er fragte dann, und mein Herz sprach unverstellt. Er kam öfter, wir wurden einig uns der Tante zu entdecken, ehe ihn der Frühling auf's neue in's Schlachtgewühl rief, aber freilich verging ein Tag nach dem andern, ohne daß ich Muth fand, eine solche Eröffnung zu wagen. Ich ahnete die Antwort, und hatte mich nicht betrogen. Die Tante, der ich nach wenigen Worten schluchzend in die Arme fiel, begriff meine Verblendung nicht. Sie schalt auf Plotow, und sagte: ‚sie habe ihn für gesetzter und vernünftiger gehalten.' Mir führte sie sein gefährliches rohes Handwerk, die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, recht nachdrücklich zu Gemüthe, und drohte mir zum Ueberfluß mit dem Verlust ihrer Liebe, wenn ich noch einen Gedanken an diese Neigung bewahrte. Ich weinte den ganzen Tag, und ob ich es gleich bis jetzt für unziemlich

gehalten hatte, an Plotow zu schreiben, so mußte er nun doch den Ausgang wissen, und ich schrieb Abends unter vielen Thränen einen kleinen Zettel, der ihm unser Unglück kund that, und den ich, als er wieder zu uns kam, hoch erröthend in seine Hand drückte. Die Tante empfing ihn nun sichtbar kalt und förmlich, er kam seltener, eine tiefe unverstellte Traurigkeit sprach mich aus seinen Blicken an; Blicke und abgebrochene Worte waren nun das einzige, was wir für einander hatten, denn meine Zeilen sagten ihm zugleich, daß ich ohne Hoffnung auf die Billigung der Tante, die mir ja Mutter war, einen Briefwechsel zwischen uns nicht fortsetzen würde. Leicht ward mir diese Entsagung freilich nicht, und in meiner stillen Einsamkeit, wenn die Nacht alle Augen mit Schlaf bedeckte, trauerte ich wachend um die erste Hoffnung meines Lebens, aber ich war fromm erzogen, und glaubte fest an eine höhere Bestimmung, der ich mein Herz kindlich ergab. So vergingen mehrere trübe Wintermonate, und mit dem Anfange des März kam er einmal, um Abschied zu nehmen, weil er Ordre zum Marsch hatte. Lieber Himmel, wie ward mir bei dieser Nachricht! — Ich sah nicht auf von meiner Arbeit, und ließ sie still von meinen Thränen benetzen. Er blieb lange, es ward ihm recht schwer zu scheiden, keines sprach unbefangener, als die Tante; es waren peinliche Minuten. Als er schon gehen wollte, rief Martin die Tante ab. Mein Herz klopfte ungestüm, da sie hinaus war, ich senkte die Augen noch tiefer. Plotow aber trat hastig und sichtbar erfreut auf mich zu. „Elisabeth," sagte er wehmüthig, „soll ich ohne alle Hoffnung in den Kampf gehen?" Meine Thränen flossen heftiger, und sagten ihm,

was der Mund sich auszusprechen weigerte. „Liebe Elisabeth," fuhr er fort, „ich liebe Sie wie mein Leben, nicht leichtsinnig, wie ich wohl sonst für ein Mädchen fühlte, sondern so wahr und treu, daß ich Sie nimmer vergessen kann. Wenn nun bald Friede wird, und Gott mich erhalten hat, sollte denn ihre Tante nicht anders denken als jetzt? Die Hoffnung nur lassen Sie mich mitnehmen, und den Glauben, daß Sie meiner gedenken wollen." — „Ach, das werde ich wohl, oft, — immer," sagte ich, „und mein Gebet wird Sie begleiten." Er schloß mich in seine Arme, ich mochte dem Zuge nicht widerstehen, der mich hinriß; meine Thränen befeuchteten sein Kleid, ich fühlte nichts mehr, als meinen Schmerz. Da nahm er meine Hand und steckte mir einen zierlichen Goldring an den Finger; ‚zum Andenken dieser Stunde,' sagte er. Die Tante kam wieder, ich verbarg ängstlich die verweinten Augen, und mein Ring glitt in die Tasche. Doch die Betäubung, in welcher ich war, hätte mich verrathen müssen, wenn nicht Plotow, schneller gefaßt, die Tante ganz ungezwungen an's Fenster geführt, und hier einige Minuten im Gespräch festgehalten hätte. Dann küßte er ehrerbietig ihre Hand, drückte auch die meine stumm an seine Lippen und stürzte mit nassen Augen zur Thür hinaus. — „Gottlob!" sagte die Tante, während ich alles vergessend, seinem Pferde nachsah, — „Gottlob, daß er fort ist, nun denke ich doch, wirst Du wieder die Alte werden, und bei ihm wird es auch wohl heißen: ‚Andere Städtchen, andere Mädchen!' Man müßte die Soldaten nicht kennen." Das verwundete mich tief, ob ich gleich nichts davon glaubte; ich konnte mich nicht überwinden, mit der Tante, die so

hart und ungerecht war, ein einziges Wort zu wechseln, und der Abend verfloß in trübem Stillschweigen.

Der schöne Frühling kam nun heran, aber er fand mich nicht mehr kindlich und leicht zu erfreuen, wie sonst. Wir reis'ten in der Ostermesse nach Leipzig, und ich wunderte mich, wie mir dies Gewühl hatte gefallen können; jetzt war mir die Einsamkeit lieber. Meinen Ring und Plotow's Brief bewahrte ich in einem Schmuckkästchen, zog beides vor dem Schlafengehen hervor, betrachtete den Ring, las den Brief, und träumte mich in die Vergangenheit. Tragen durfte ich dies Andenken der Liebe nur auf den einsamen Spaziergängen, die meine einzige Zerstreuung waren. Der Krieg interessirte mich jetzt lebhaft, und ich liebte die Zeitungen trotz der Tante. Bei meiner Arbeit, wenn die Tante schwieg, und nur der gellende Gesang der Canarienvögel an der Decke die Stille unterbrach, malte ich mir die Zukunft mit den schönsten Farben, und versenkte mich oft ganz in Gedanken, die mich aus der Gegenwart weit hinwegtrugen. Da war der Krieg geendigt, Plotow mit Ruhm gekrönt, ehrenvoll entlassen, und die Tante sprach ein freudiges ‚Ja' über unsern Bund. — Ach, das Schicksal meinte es anders, — auch war es sicherlich gut für mich; denn der Jugend heftige Liebe ist zwar ein schönes Feuer, das leuchtet und strahlt, doch taugt es nur selten zur sanften Wärme für späte Jahre, und am Abend des Lebens beglückt uns ein geopferter Wunsch unendlich mehr, als ein erfüllter.

Ein Jahr war verstrichen, und wie es im Leben immer geht, jeder seiner Tage hatte die Lebendigkeit meiner Gefühle gemindert. Das Kriegsfeuer brannte fort, mein Vater-

land seufzte unter großer Noth, und auch mir nahete nun eine Sorge, vor der der schöne Traum der Liebe in die Dämmerung versank. Die Tante hatte schon lange gekränkelt, im Frühling 1758 wurde ihr Zustand bedenklicher. Unser Leipziger Arzt that den Ausspruch, sie müsse einige Wochen in der Stadt zubringen, um der Hülfe näher zu sein. Da ward denn im Hause des Kaufmann Werner, unseres Gastfreundes, eine Wohnung gemiethet, und wir verließen im April das Land, gerade da die wärmere Luft alle Blumen meines Gartenbeetes hervorlockte und sie mich recht reizend mit ihren grünenden Häuptern anblickten. Der Abschied that mir weh, denn es war nicht mehr in mir wie vor Jahren, und ich versöhnte mich erst mit meiner neuen Lage, als die Freundschaft der Familie Werner mich den lang entbehrten Genuß heiterer Geselligkeit wieder kennen lehrte. Die Tochter des Hauses, eine liebe, junge Frau, besuchte mich fleißig, da ich die Tante nie verließ, und ihr Bruder war immer mit ihr. Wir spielten dann Abends vor dem Bette der Kranken, und wenn sie früh entschlief, wußten mir die Geschwister viel angenehmes zu erzählen, oder der junge Werner las uns mit leiser Stimme aus irgend einem schönen Dichter vor, wovon er eine auserwählte Sammlung besaß. Aber die Tante ward täglich schwächer, und aus den Wochen, die wir in Leipzig bleiben wollten, wurden Monate. In den ersten Tagen des Mai's traf sie ein Schlag, ich glaubte sie zu verlieren, und weinte trostlos an ihrem Lager, denn trotz ihrer kleinen Grillen liebte sie mich mit Mutterliebe, und ohne sie war ich ganz einsam in der Welt. Werners verließen mich nicht, sie waren mir Trost und

Hülfe, sie sammelten jeden Schimmer von Hoffnung, um mich aufzurichten, und wurden mir in diesen Stunden sehr theuer. Mehrere Tage lag die Kranke in Todesgefahr, kein Schlaf kam in meine Augen, ich war in beständiger Thätigkeit, und Gott belohnte, was ich aus treuem, kindlichem Herzen that. Der Arzt gab Hoffnung, die Lähmung verlor sich nach und nach, die Kräfte kehrten zurück. Aber langsam schritt die Besserung vorwärts, und die Blätter fingen schon an zu fallen, da ich zuerst, glücklich und froh wie ein Kind, die Tante zum nahen Thore hinaus in die Luft leitete. Wie gütig war sie da, wie dankbar für meine kleinen Dienste, und wie liebte ich sie! — Ach, man sollte immer im Umgange mit den Seinen, an ihren möglichen Verlust denken, um stets weich, nachsichtig und verzeihend zu sein, um sie inniger und herzlicher zu lieben. — —

Eines Morgens rief mich die Tante zu sich, und ich sah an ihrer feierlichen Art, daß sie mir etwas wichtiges zu eröffnen hatte. So war es auch, denn ich erfuhr mit Erstaunen, der junge Werner habe gestern bei ihr um mich angehalten. Ich schwieg bestürzt, denn das war mir nie in den Sinn gekommen, und die Tante hatte gute Zeit, mir alles vortheilhafte dieser Verbindung vorzurechnen. Sie sprach recht rührend und zärtlich zu mir, sie erinnerte mich an meine seligen Eltern, die sich droben meines Glücks mit einem braven Mann freuen würden, sie gab mir zu bedenken, wie kurz vielleicht ihr Leben noch sein könne, und nannte Werners Liebe den offenbaren Segen Gottes für meine Frömmigkeit und kindliche Treue. Ich weinte still auf ihre Hand, sie aber sagte: „Ich hoffe, Lieschen, Du

denkst nicht mehr an alte Thorheiten, und hast eingesehen, daß ich damals Recht hatte. Ueberlege alles wohl, und fasse einen vernünftigen Entschluß."

Da stand ich nun auf einmal vor der ernstesten Stunde in jedem Mädchenleben. Werner war mir lieb, recht wie ein treuer Freund und Bruder, so hatte er sich in der Noth bewährt. Anders hatte ich freilich nie an ihn gedacht, und wenn ich mir das Gefühl zurückrief, mit welchem ich einst Plotow sah, so mußte ich mir gestehen, Liebe für Werner wohne nicht in meinem Herzen. Aber er war ein guter unbescholtener Mensch, sein Umgang machte mir Freude, ich achtete seinen Verstand und sein Herz. Dazu war er, als Compagnon seines Vaters, ein Mann der mich anständig ernähren konnte, und wenn ich seine Wünsche erfüllte, lohnte ich zugleich der Tante durch Gehorsam und verständige Wahl. An Plotow durfte ich ja doch nicht mehr denken. Mörderische Schlachten, in denen er sein Leben wagte, hatten ihn mir wohl schon geraubt; ich betrauerte ihn längst als einen Todten. Wankend in meinem Entschluß, bat ich Gott, mich zum rechten zu leiten, und er machte mein Herz geschickt, das Opfer der ersten Jugendgefühle mit ernster Freudigkeit zu bringen. Acht Tage nach Werners Anfrage ward ihm mein Jawort, und eine feierliche Verlobung bestätigte unsern Bund. Nun erst zeigte sich mir die Liebe meines Verlobten unverholen, ich lernte ihn immer mehr, und immer liebenswerther kennen. Die Tante war froh, Werners Vater und Schwester ließen mich durch tausend kleine Freundlichkeiten sehen, wie zufrieden sie meine Wahl machte, von

Allen ward ich herzlich geliebt, wie hätte ich nicht glücklich sein sollen!

Unsere Hochzeit sollte noch vor Ende des Jahres sein. Ich kam jetzt mehr in die Welt. Werners Bekannte wetteiferten, uns Vergnügen zu machen. Das schöne Herbstwetter begünstigte manchen kleinen Ausflug, wir waren bald auf dem Lande, bald in Gärten, und überall begleitete uns die Freude. Aber noch stand mir eine sehr schwere Stunde bevor. Einmal in der Michaelismesse ging ich mit einer großen Gesellschaft in einen Caffeegarten, wo wir im Freien Platz nahmen. Dicht neben mir, an einem zweiten Tisch, saßen zwei preußische Offiziere, mit einem Mann in bürgerlicher Kleidung. Ich achtete nicht auf sie, bis der Name Plotow meine Aufmerksamkeit erregte, so daß ich nur ängstlich horchte, um mehr zu hören. Der bürgerlich gekleidete mochte nach ihm gefragt haben, denn ein Offizier gab ganz ruhig die Antwort: ‚Plotow sei bei der Belagerung von Ollmütz geblieben!‘ — — Todtenkalt lehnte ich mich an meinen Stuhl, ein zuckender Schmerz fuhr durch meine Brust, ich fühlte wie ich bleich wurde. Werner sah mich erschrocken an, ich sagte ihm auf seine angstvolle Frage, mir sei nicht wohl, und betäubt nahm ich seinen Vorschlag an, mich nach Hause zu führen. Ach, dieser Augenblick hatte alles wieder lebendig gemacht. Mit banger Heftigkeit bat ich Wernern wieder zur Gesellschaft zurückzukehren, die den Abend beisammen bleiben wollte; er weigerte sich, ich stellte mich stark, und erst als er meinen Bitten gezwungen nachgab, überließ ich mich ganz dem Schmerz. Die Tante ward meine Vertraute. Sie tröstete mich liebevoll, und befahl mir, alles

vor meinem Bräutigam zu verbergen. „Was ihm jetzt nicht auffallen würde," sagte sie, „könnte einst als Mann seine Ruhe stören. Plotow ist bei den Todten. Du kannst ohne Reue an ihn und Deine jugendliche Täuschung zurückdenken. War ich ihm doch selbst gut, bis auf seine unbesonnenen Entwürfe; je nun, Jugend hat nicht Tugend. Weine Dich aus, und danke Gott, daß der Todte Dir nicht mehr war; wie manche Frau mag jetzt um den Mann trauern. Wenn Werner kömmt, will ich ihm sagen, Du schliefest, und morgen wirst Du ihm wieder ruhig entgegen gehen." — Die Güte der Tante rührte mich, und mehr noch meines Verlobten treue Liebe. Jede Stunde kam er leise an unsere Thür, nach mir zu fragen, und ich versprach mir und Gott, mitten in meinem Schmerz, nun ganz für ihn zu leben, und meine frühere Liebe in Plotows frühes Heldengrab hinab zu senken. — — —

Unsere Hochzeit war zu Anfang des December. Schon mehrere Wochen vorher wurde das ganze Haus geschmückt, Gäste geladen, und Anstalten zu einer recht ausgezeichneten Bewirthung gemacht. Ich erhielt der Tante kostbaren Schmuck, Ring, Halsschmuck, Armbänder und Ohrengehänge von Brillanten. Von Wernern bekam ich einen vollständigen Brautputz. Rock und Kleid von rosa Moor, mit schönen Blonden besetzt, und einen weißseidenen breiten Reifrock. Alles war auf's reichste, und nach der neuesten Mode gemacht, und ich hatte eine große Freude darüber. Auch nahm ich mich recht gut aus, und als wir in den Saal zur Trauung gingen, hörte ich die Dienstleute im Vorsaale flüstern: ‚Seht doch das schöne Paar, und wie sie Beide so herrlich

geputzt sind,' und darauf erst warf ich einen Seitenblick nach meinem Führer, den ich aus Verwirrung noch gar nicht angesehen hatte. Die Tante und mein Schwiegervater führten uns zum Altar, ich weinte manche Thräne hinter meinem Fächer, und das Schluchzen meiner mütterlichen Freundin vermehrte noch meine Rührung. Heut zu Tage gehen die Bräute wohl lachend an den Traualtar, das war aber ehedem anders, und es wäre wohl unerhört gewesen, wenn bei des Predigers ernstem Zuspruch sich die Augen unter dem Kranze nicht befeuchtet hätten. Andere Zeiten, andere Sitten. — Nach der Trauung ging ich aus einem Arm in den andern, und empfing die Glückwünsche der zahlreichen Gäste. Es war etwas still und förmlich, wie es bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten sonst zu sein pflegte, und erst bei Tische wurde man heiter, weil der Wein reichlich floß, und allerhand schöne Gedichte umhergingen. Auch hatten wir Tafelmusik, und meine Füße hüpften unwillkürlich zu den schönen Tänzen, die ich stillsitzend mit anhören mußte. Niemand aber war froher, als die Tante, und meines Neuvermählten Vater; sie tranken mit leuchtenden Blicken auf unser Wohl, und die Gläser klangen hell in den fröhlichen Tusch der Musikanten. Besonders schien die Tante ihre Freude an dem prächtigen Hochzeitmahle zu haben, das ganz von ihr angeordnet, und im höchsten Ueberfluß war; sie sah auf alles, nöthigte jeden Gast, und fühlte sich als sorgende Wirthin und Brautmutter recht in ihrem Element.

Mein Glück wäre in meinem neuen Stande ganz ungetrübt gewesen, hätten nicht die Schrecken des Kriegs es fort und fort unterbrochen. Sachsen litt viel, und unser Wohnort

war oft hart bedrängt. Vergebens hofften wir von Jahr zu Jahr auf den Frieden, er verzog noch lange. Als er endlich erschien, war ich eben zum zweiten Male Mutter eines Sohnes geworden, und mein ältester, der nach seinem Großvater Woldemar hieß, konnte schon auf seinem Steckenpferde sich herumtummeln. Die Tante war wegen der Kriegsunruhen bei uns in der Stadt geblieben, sie sah unser Glück und unsern Wohlstand mit herzlicher Freude, und kannte keine angenehmere Zerstreuung, als Abends bei mir und den Kindern zu sein, da ich des kleinen Conrads wegen nicht ausging. An einem solchen Abend, da es fast dunkel war, und ich mit dem Kinde auf meinem Schooß tändelte, während mein Mann, neben mir stehend, den lieben Knaben betrachtete, hatte sie ganz still und nachdenkend uns zugesehen, und wie mein Mann mit einem Kuß von mir schied, und ich das Kind zur Ruhe gelegt hatte, ergriff sie meine Hand und sagte: „Nicht wahr, Lieschen, ich irre nicht, Du bist ganz glücklich, und würdest Dir, wenn Du noch wählen könntest, kein anderes Loos wünschen?“

„Woher kömmt die Frage, liebe Tante?“ antwortete ich lächelnd, „Sie wissen ja, daß mir kein Wunsch übrig ist, als die Erhaltung der Freuden, die mir Gott geschenkt hat.“

„Nun gut, liebes Kind,“ fuhr sie fort, „die Antwort habe ich erwartet. Ich will Dir etwas entdecken, womit ich früher immer zurückhielt, weil es etwa Deinen Frieden hätte stören können. Jetzt binden Dich dreifache Bande an Deinen Mann, und da ist nichts mehr zu fürchten. Also, an Deinem Hochzeittage, wie die Trauung vollzogen war, und wir alle in einem halben Zirkel feierlich umhersitzen, winkt

mir Martin geheimnißvoll zu. Ich gehe hinaus, und denke es betrifft irgend eine Frage wegen der Bereitung der Abendtafel; stelle Dir vor, wie ich erstaune, — da steht der leibhaftige Plotow vor mir. Ich entsetzte mich anfangs wie vor einem Geist, dann wollte ich ihm sagen, was wir gehört hatten, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern fragte nur stürmisch nach Dir, und ob es wirklich wahr sei, daß Du Dich heute verheirathetest. Was konnte ich anders thun, als ihm reinen Wein einschenken; zugleich aber bat ich ihn, Deine Ruhe nicht zu trüben, und Dich nicht wieder zu sehen. Da hatte ich nun einen harten Kampf, er wollte Dich durchaus noch einmal sehen, und war so ungestüm, wie es sich von einem Menschen erwarten läßt, dem leider in der heillosen Kriegszeit alles zu Willen geschieht. Ich will auch gar nicht läugnen, daß ich ihn, aller meiner Angst zum Trotz, recht herzlich bedauerte, und so kam es, daß ich ihm endlich zugab, er solle Dich sehen, aber ohne Dein Wissen. Er fing an einzugestehen, daß ein Gespräch zwischen Euch zu nichts dienen könne, und nun führte ich ihn ganz leise in das Nebenzimmer, wo er durch die große Glasthür den ganzen Zirkel übersehen konnte, in dessen Mitte Du, gerade recht beleuchtet von zwei hohen Lichtern, saßest. Er stand lange stumm da, einige Mal wollte er gehen, aber immer hob er den Vorhang wieder auf, und starrte hinaus, bis er endlich rasch, und ohne mich zum Abschiede zu grüßen, zum Zimmer, und zum Hause hinaus lief. Mir war ein Stein vom Herzen, ich hütete Dich in den ersten Tagen; denn wer stand mir dafür, daß er nicht wieder kam? Aber ich hörte nichts wieder von ihm, bis vor zehn Wochen, da ging er

hier durch in die Heimath. Er ließ sich bei mir melden, fragte nach Dir, nach Deinem Mann und Kindern, sehr theilnehmend, aber ruhig, und bat mich, Dir seinen Gruß zu sagen. Ich weiß, Lieschen, Du dankst es mir, daß ich beide Mal eine Zusammenkunft hinderte, die in jedem Fall nichts getaugt hätte.“

Die Tante schwieg, und ich umarmte sie herzlich. Was sich bei dieser Erzählung in mir regte, war nur noch ein freundliches Wohlwollen, und wahre Freude, Plotow noch am Leben zu wissen. Wie könnte auch eine Frau, die Mutter ist, anders für einen Fremden empfinden, und sollte er ihr einst noch so theuer gewesen sein? Und nun eine so glückliche, so geliebte Frau, wie ich. Ich sandte Plotow meinen Segen in sein Vaterland nach, und flog, eine Stunde später, nur noch heiterer in die Arme meines Mannes.

Unvermerkt verstrich ein Jahr nach dem andern. Unter stiller Thätigkeit und einem einförmigen Tagewerk entweicht die Zeit so rasch, daß wir uns am Ende von Jahrzehnten erstaunt fragen: ‚wie das nur möglich sei?‘ Es fehlte mir aber auch nicht an häuslichen Leiden, und ich hatte vieles erfahren, was den jugendlichen Sinn veraltet und Wunden schlägt, deren Narben nur im Tode ganz verheilen. Der erste Verlust traf mich kurz vor der Geburt einer Tochter. Die Tante starb in meinen Armen. Ich vermißte sie schmerzlich, denn ihre treue Liebe, ihre Gesellschaft fehlte mir nun, auch entstand eine traurige Lücke in meinen Beschäftigungen; sie hatte die letzten Jahre vieler Pflege bedurft, und erst, als das kleine Mädchen meine Mutterſorgen heischte, verlor sich dies Gefühl der Leere. Ein Jahr später ging meines Man-

nes alter Vater in die Ewigkeit, wir bekamen nun einen größeren Haushalt, größeres Vermögen, aber auch größere Sorgen. Der Tante Gut war mir auch zugefallen, der Krieg hatte hier vieles zerstört, und mein Mann fand so viel zu bauen und zu bessern, daß er gern das ganze Besitzthum veräußert hätte. Ich aber hing mit großer Liebe daran, und bat immer von neuem; denn mein Conrad zeigte schon in seinem fünften Jahre viel Hang zu den Geschäften des Landmannes, spielte am liebsten mit Ackergeräth, ließ sich stundenlang von Korn und Flachs, von säen und ärndten erzählen; es war daher mein Lieblingsplan, ihm einmal das Gut zu übergeben; den Woldemar hingegen, der immer Zahlen schrieb und rechnete, auch wohl Stecknadeln und andere Kleinigkeiten an mich zu verhandeln pflegte, bestimmte ich im Geist für den Handel. Ich war immer der Meinung, daß des Mannes Bestimmung schon im Knaben spricht, und beobachtete meiner Kinder Sinn und Talente von ihrer frühesten Kindheit. 1768 schenkte mir Gott wieder eine Tochter; und da ich bei ihrer Geburt sehr krank war, auch das Kind, das ich selbst ernährte, schwächlich blieb, schickte mich mein Mann mit den Kindern hinaus auf das Gut. Ich war lange nicht da gewesen. Der Anblick des Hauses, des Gartens, meines ehemaligen, jetzt verwilderten Blumenbeetes, die Wohnstube, die ganze Stille und Oede des Hauses, machte mir einen traurigen Eindruck, und es gehörten Wochen dazu, ehe ich mich so gestimmt fühlte, um etwas für die Verbesserung meiner Gesundheit zu hoffen. Doch verschwieg ich dies sorgfältig meinem Mann, der mich jeden Sonnabend besuchte und den Sonntag im Kreise seiner Kinder

verlebte. Nachher hat es mich oft bedünken wollen, mein Gefühl beim Eintritt in das Gutshaus sei Ahnung gewesen, wie wir denn wohl schwach sind, wenn uns Unglück trifft, — denn ach! hier sollte ich die schwerste Erfahrung meines Lebens machen. Aber ich habe immer muthig gegen diesen Glauben gekämpft, und mir recht ernstlich alle natürlichen Ursachen meines Trübsinns vorgehalten, weil ich überzeugt war, der Ahnungsglaube werde meine Ruhe stören und mich bei der kleinsten zufälligen Verstimmung des Gemüths der peinlichsten Furcht hingeben. Der Mensch soll ja nicht mit bangem Zagen in die Zukunft blicken, oder durch finstere Träume die frohe Thätigkeit der Gegenwart hemmen, sondern redlich das seine thun, und was Gott verhüllt hat, mit kindlicher Zuversicht diesem guten Vater überlassen.

Mein Jettchen ging in's fünfte Jahr, und war mein Augapfel. Sie zeigte früh einen seltenen Verstand und spielend lernte sie manches, worüber Alle erstaunten, die uns kannten. Sie blühete dabei in jugendlicher Frische, hüpfte kindisch wild mit ihren Brüdern um die Wette, und saß wieder eben so gern recht verständig neben mir, ja sie war mir schon eine theilnehmende Gesellschafterin in meiner Einsamkeit. Da kamen die Pocken in's Dorf, und ehe ich mit meinen Kindern der Gefahr entfliehen konnte, war Conrad davon ergriffen. Ihm folgte Woldemar und Jettchen. Jettchens Krankheit hatte gleich gefährliche Symptome, der Arzt schüttelte den Kopf und verhehlte mir nicht was geschehen könnte. Ach, da erst lernte ich den Schmerz kennen. In dumpfer Betäubung saß ich Tag und Nacht am Bette der Kinder und bewachte ihren Athem. Mein Mann nahm mir

das kleine Hannchen und übergab es der Frau des Schulmeisters, die sich erboten hatte, es mit ihrem eigenen Töchterchen an ihrer Brust zu nähren. Woldemar besserte sich nach und nach, Jettchens Gefahr stieg mit jedem Tage. Ich mußte sie sterben sehen! — Ihre sanften Augen, in die ich so oft mit Mutterfreude blickte, mußten meine zitternden Hände zudrücken. Ach, eine Mutter, die ihr Kind vorangehen sieht, hat den Tod schon einmal gefühlt! Leer und todtenstill war es nun um mich, mein Liebling sprang nicht mehr um mich her, überall fehlte das Kind an meiner Seite, dessen fröhliche Lebendigkeit sonst alles beseelte. Auch die armen Knaben weinten oft und viel um ihre Gespielin, sie waren schon klug genug, unsern Verlust zu fühlen.

Sobald es die Gesundheit meiner Söhne erlaubte, verließen wir den Ort der Trauer. Verwais't betrat ich mein Haus wieder. Mein Mann suchte mich aufzurichten, er zeigte mir, was ich noch besaß, er stärkte meine Seele durch den Glauben an die Vorsehung und durch sanfte Ermahnungen, nicht über das verlorene alles zu vergessen. Mein Gemüth schloß sich seinen Tröstungen auf; dankbar sah ich, wie er mir jetzt mehr Zeit widmete, als je während unserer zehnjährigen Ehe, wie er sich bemühete mich auf Hannchens Schönheit aufmerksam zu machen, die wirklich hübsch und ganz gesund von ihrer Pflegemutter zu mir kam, — und mir täglich etwas liebes und gutes von den Knaben zu erzählen. In solchen trüben Tagen schließen sich verbundene Herzen immer enger an einander, und wie der Sturm zum Gedeihen der Pflanzungen eben so wohlthätig mit wirkt, als Sonnenlicht und Wärme, so ist ein Eheband erst recht be-

währt, wenn man durch gemeinschaftliches Halten und Tragen, in kummervollen Stunden, den lindernden Trost theilnehmender Liebe erkannt hat.

Nach und nach kehrte mir Ruhe und herzliche Freude an meinen übrig gebliebenen Schätzen zurück. Meine Kinder wuchsen wacker heran, Woldemar und Conrad waren fleißige, gehorsame Söhne, und Hannchen konnte ich selbst nicht ohne eine kleine Eitelkeit ansehen, so zierlich und hübsch war sie. Das Schicksal gab ihr in ihrem zehnten Jahre eine Gespielin an ihrer Milchschwester, deren Eltern beide starben. Ich war gerade auf dem Gute, als die Schulmeisterin tödtlich krank wurde, und eingedenk des Guten, das sie an meinem Hannchen that, versprach ich ihr, für ihr Kind zu sorgen. Nun hatte ich zwei Töchter zu bilden, das schönste Geschäft, das Gott meinem Geschlecht anvertraute. Ich that, was an mir war, sie zu Hausfrauen und thätigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, und es ist mir gelungen. Fleiß hielt ich mein Lebtage für die Haupttugend einer Frau, aus der alle anderen entspringen, und so durften meine Töchter die Hände nie müssig in den Schooß legen. Denn ein fleißiges Mädchen ist auch immer gleicher Laune, weil sie innere Zufriedenheit erwirbt; sie fällt nicht aus Langerweile in den Hang nach Zerstreuungen, oder auf unnütze Lesereien; sie bleibt gesund an Seele und Leib, denn auf den durcharbeiteten Tag folgt eine ruhige Nacht. Vor allem aber ist sie Herr ihres Schicksals und bewahrt Schätze, die weder Motten noch Rost fressen. — Die beste Zeit im Leben ist die, von der man am wenigsten sagen kann, und solcher hatte ich viel. Ich ward alt, und der Gefährte meines

Lebens mit mir; Zeiten und Sitten wechselten, unsere Söhne reiften zu Männern empor, unsere Mädchen gingen aus unsern Armen ihrer Bestimmung entgegen. Hannchen mußte ich weit weg ziehen sehen; ein Kaufmann aus Hamburg entführte sie mir. Woldemar übernahm des Vaters Handlung, und wählte ein begütertes Mädchen seiner Vaterstadt. Wir Eltern wollten nun der wohlverdienten Ruhe pflegen und zu Conrad auf das Gut ziehen, das er schon einige Zeit vor seines Bruders Heirath bewirthschaftete. Und siehe, da hatte mir Gott eine große Freude aufgespart. Conrad liebte meine Pflegetochter Röschen, und ich durfte nun nicht fürchten, mit einer fremden Schwiegertochter unter einem Dache zu hausen; denn das thut nimmer gut, weil alte Leute eigen sind und sich ungern von der Sitte ihrer Zeit trennen. Sah ich doch das am besten in der Stadt. Das neumodische Leben der Frau Tochter gefiel mir nicht, und nur mühsam gebot ich meiner Zunge. Zu unserer Zeit war der Reichthum wohl aufgehoben in Kisten und Kasten, außen sah alles fein bürgerlich und häuslich. Heutigen Tages aber glänzt er von fern, in Bronze und Gold und deckenhohen Spiegeln. Darin spiegelt sich die Hausfrau jeden Abend, wenn sie zu Ball und Assemblee geht, und sieht doch nicht, daß ihrem Anzuge die schönste Zier des Weibes, die Bescheidenheit fehlt. Bei Gastmahlen giebt es viele Gerichte, alles fein und köstlich, aber von allem nur wenig, nirgend der alte reichliche Ueberfluß. Statt sich hübsch ordentlich bei Tage zu besuchen, kommt man erst bei der Nacht zusammen, setzt sich um zehn Uhr zu Tische und steht am andern Morgen auf, wenn andere Leute schon das halbe Tagwerk vollbracht

haben. Bei der Taufe der lieben Enkel werden die ehrwürdigen Namen unserer Vorältern verschmähet; da giebt es eine Aurora, einen Oscar und eine Eulalia. In dem Zimmer der Frau Tochter sieht es eher aus, als bewohne es irgend ein Gelehrter. Da ist nichts von Garn oder Leinen, von Flachs oder Wolle, aber viele Bücher sind zu sehen und eine Menge sogenannter Monatsschriften, von denen man zu meiner Zeit wenig oder gar nichts wußte. Das ist nun alles wohl so Mode, und mag nur einer alten grilligen Frau auffallen, aber ich freuete mich doch jedesmal, wenn ich wieder zu meinem Röschen eintrat, die ich unter ihren Kindern arbeitend fand, und wo die liebe alte Zeit mich noch aus allen Einrichtungen anlächelte.

Ein großer Schmerz war uns noch aufbehalten. Wir verloren 1790 unser Hannchen im Wochenbett mit einer Tochter. Nichts konnte mich über diesen Verlust einigermaßen trösten, als daß mein Schwiegersohn mir das Kind, die kleine Lotte versprach. Wie sie zwei Jahre alt war, brachte er sie mir selbst, und mit ihr gewann ich nun neue Freude. Der Mensch ist doch nie zu alt, neue Fäden des Glücks und der Liebe anzuknüpfen. Das liebe Kind, das in kurzem auch den Vater verlor, und uns nun ganz gehörte, machte mich wahrhaft wieder jung, denn ich suchte mich seinem fröhlichen Jugendsinn so viel als möglich anzuschmiegen, um ihm keine Lust der Blüthentage durch Grillen zu trüben. Wie Lottchen heranwuchs, sagte mein Mann oft scherzend, sie sei mein Ebenbild; und wirklich glich sie einem Bilde, das die Tante einmal von mir malen ließ, wenn man den hohen steifen Haarputz und die Contusche abrechnete, in der

ich damals einherging. Lottchen kam selten, und immer nur mit mir nach Leipzig, aber es war die Rede davon, daß sie ein ganzes Jahr hinein sollte, um ihre hübsche Stimme auszubilden, und das Italienische zu lernen. Französisch und ein wenig Clavier für's Haus, hatte sie schon von Conrad und Röschen gelernt, und sie hätte daran, meinte ich — wohl genug haben können, allein es ereignete sich bald etwas, das mir die entscheidende Stimme in dieser Sache raubte. Mein Conrad machte die Bekanntschaft eines Fremden, der sich in Leipzig auf unbestimmte Zeit aufhielt, und Baron Reichenberg hieß. Er war ein Mann von ungefähr 35 Jahren, mit einer edlen Gestalt, und einem mehr klugen als hübschen Gesicht. Anfangs besuchte er uns nur selten, aber bald kam er öfter und öfter; mir und Röschen entging es nicht, das ihm das siebenzehnjährige Lottchen gefiel. Auch sie selbst mußte es bemerken, aber sie benahm sich verständig, wie immer, und ich konnte nicht erforschen, ob die Aufmerksamkeit des Barons sie freue, oder ihr lästig sei. In kürzem erklärte er sich gebührend, zuerst gegen mich, und ich versprach ihm, mit Lottchen zu reden. Ich that es mit schwerem Herzen, denn mich bedünkte der Unterschied der Jahre allzugroß, auch war Lottchen überhaupt noch so jung; ich konnte mir den Wunsch nicht verhehlen, sie möge sich noch nicht entscheiden. Aber auf der andern Seite gab es wohl nicht leicht eine bessere Parthie für meine Enkelin, auch wollte der Baron noch einige Jahre warten. Ich wählte denn einen Sonntagmorgen, da Alle in der Kirche waren, und als Lottchen das Buch zuschlug, aus dem sie mir eben eine Predigt vorgelesen hatte, hob ich meinen Spruch an, und

setzte ihr alles auseinander, verhehlte auch keinesweges meine Bedenklichkeiten, und machte sie auf ihre Jugend und Reichenbergs Alter aufmerksam, wobei mir im Feuer der Rede, und bei der Betrachtung dieses wichtigen Augenblicks, die hellen Thränen in's Auge traten. Allein Lottchen umarmte mich lächelnd, und erklärte nach kurzem Schweigen: ‚sie sei dem Manne herzlich gut, achte ihn noch mehr, und mit solchen Gefühlen glaube sie seinen Antrag annehmen zu dürfen.' „Lottchen, Lottchen!" sagte ich kopfschüttelnd, „mich dünkt Du wählst sehr rasch. Eine Ehewerbung ist nicht wie eine Aufforderung zur Menuet. Zu meiner Zeit ward selbst die erwünschteste Heirath erst lange in Ueberlegung gezogen, und nicht eher, als heute über acht Tage, werde ich Deine Antwort annehmen.

Dabei blieb es; aber auch bei des Mädchens erster Entscheidung. Nun war Freude im Hause. Der Baron benahm sich wie ein gesetzter Mann, der seines Herzens größten Wunsch erreicht, aber die Jahre der Leidenschaft hinter sich hat, und ich hatte viel Wohlgefallen an dem verständigen Brautpaar. Indessen mußte ich nun meine Einwilligung zu Lottchens Aufenthalt in Leipzig geben, denn der Baron wollte es, und besorgte selbst die Wahl ihrer Lehrer in der Musik. Meine Frau Tochter, Woldemars Frau, nahm sie mit vieler Liebe bei sich auf, und die Cousinen Aurora und Eulalia modelten an ihrem Anzuge, daß ich sie beim nächsten Besuche, unter Locken und Bändern, kaum wieder erkannte. Doch ließ ich mich das nicht irren, wenn nur die alte Frömmigkeit, der Fleiß und die Häuslichkeit blieb, wonach ich jedesmal durch allerlei verfängliche Fragen und versteckte

Untersuchungen forschte; und Gottlob! diese treuen Wächter an der weiblichen Herzensthür waren immer auf ihren Posten. Mit dem Winter wurde ich schwer krank an der Gicht. Lottchen besuchte mich, so oft sie konnte, allein bald trennte uns ein neuer Unfall auf lange. Conrads Kinder bekamen eins nach dem andern die Masern. Lottchen hatte sie noch nicht gehabt, und ich verbot ihr schriftlich, zu uns zu kommen. Darüber ging der Winter hin, die schönere Jahreszeit sollte die Braut wieder zu unserer Hausgenossin machen, aber nun traten die Wasser aus, und erst zu Anfang des Mai's sah ich Lottchen wieder, die im December zuletzt von mir geschieden war.

Ich will es nur gestehen, daß ich diesen Zeitpunkt mit großer Unruhe erwartete. Lottchens Briefe machten mir bange, es schien mir nicht alles wie sonst. Da war ein Schwärmen, ein Ausrufen und Declamiren, wie in einem Roman, und ein schwermüthiges Wesen, das mir all' mein Lebtage nicht gefallen hat. Das Wiedersehen und gleich die erste trauliche Stunde bestätigten meine Beobachtungen; die Wächter standen wohl noch da, aber sie waren vielleicht manchmal entschlafen, und Modethorheiten hatten sich in das unverwahrte Herz geschlichen. ‚Es wird sich wieder geben,' dachte ich, und gab Lottchen viel zu thun, zu ihrer Ausstattung, ließ sie auch fleißig im Garten, in der freien Frühlingsluft pflanzen und begießen. Allein es gab sich nicht. Sie ward immer stiller, kam oft mit rothgeweinten Augen aus ihrer Stube herunter, erschrak sichtlich, wenn des Barons Wagen vor dem Thorweg hielt, und zeigte, wenn er da war, eine erzwungene Munterkeit, der man es ansah,

daß sie nicht aus dem Herzen kam. Das betrübte mich sehr, und ich wünschte nichts sehnlicher, als mir Lottchens Vertrauen zu erwerben; doch kannte ich aus eigner Erfahrung die Scheu, mit welcher junge Leute ihre Herzensangelegenheiten vor Großmüttern und andern bejahrten Frauen verbergen, weil diese es gewöhnlich vergessen haben, daß sie selbst einmal so empfanden, und deswegen strenge Richterinnen sind. Die Liebe zu meinem Kinde ließ mich das fühlen, und gab mir den Vorsatz, die Kälte des Alters von mir zu thun, und ihr jetzt das zu sein, was ihre jugendliche Mutter ihr gewesen sein würde, die ja im Grabe ruhete, und deren Pflichten ich alle übernommen hatte. So gestimmt, suchte ich sie an einem schönen Sommerabend im Garten auf, wo sie ganz einsam saß und weinte. Ihr Herz war denn auch wohl offen, und suchte ein vertrautes Herz, ich redete ihr liebreich zu, und eine höhere Macht legte Kraft in meine Worte. Lottchen fiel mir schluchzend um den Hals, und versprach mir alles zu entdecken. „Ach, liebe beste Großmutter!“ sagte sie, „ich kann den Baron nicht heirathen, Sie hatten wohl Recht, als Sie mich warnten, aber damals kannte ich mein Herz nicht.“

Ueber diesen Anfang wäre ich beinahe aufgefahren, ich nahm mich doch noch zusammen, um das Kind nicht zu erschrecken, und führte sie schweigend aus dem Garten in ihr Stübchen. Hier erfuhr ich noch in der nämlichen Stunde den ganzen Roman. Ein Neffe des Barons, ebenfalls ein Reichenberg, studirte in Leipzig. Der Onkel hatte ihn selbst bei Woldemar eingeführt, und seit Lottchen da war, fehlte er keinen Abend. Man spielte und sang, Reichenberg und sie

waren allemal die vorzüglichsten Sänger, und daraus entstanden zärtliche Duetts, denen zärtliche Blicke folgten. Lottchen merkte bald, daß er sie liebte, und nur zu bald liebte sie ihn wieder, aber die Ehrfurcht vor des Onkels Braut verschloß ihm den Mund, und so wäre alles gut gegangen, denn ein heilsamer Zwang bringt endlich das verrirrte Herz wieder in die rechte Bahn; aber des Barons eigne Eitelkeit, und der Hang nach neuen Vergnügungen verderbte vollends alles. Zum Geburtstag von Woldemars Frau sollte Comödie gespielt werden. Von diesen Vergnügungen nun, denke ich wie — eine Großmntter, und hätte es nimmer zugegeben, daß mein Kind dort oben geglänzt, und den gefährlichen Weihrauch eingesogen hätte, der keinem jungen Mädchen dienlich ist. Sie gaben eine Oper, den Namen habe ich vergessen; genug, Lottchen und der junge Reichenberg stellten die Liebenden vor, und durften vor allen Zuschauern ohne Scheu aussprechen, was sonst wohl nie über ihre Lippen gekommen wäre. War es da ein Wunder, daß es später auch in der Einsamkeit ausgesprochen wurde? Der Baron, ganz entzückt über den Beifall, den Lottchen eingeärndtet hatte, ließ bald eine zweite Comödie einstudiren; man spielte und glänzte, taumelte fort in romantischen Gefühlen und mit Hülfe der schönen Redensarten, die beide junge Leute sich in Proben und Vorstellungen sagten, waren sie bald im Ernste überzeugt, nicht ohne einander leben zu können. — „Reichenberg und ich sind zwar auf ewig geschieden," schloß Lottchen ihre Erzählung, „denn er ist von Kindheit an verlobt, und hängt ganz von einem eigensinnigen Großonkel ab, aber ich kann und werde doch nie einem Andern angehören, und

meine gütigen Großeltern werden mich nicht zwingen, ein Versprechen zu halten, das ich in kindischer Verblendung gab.“

Ich war vor Zorn ganz kalt, und konnte mich nicht enthalten, über all' das thörichte, das ich vernahm, recht ernstlich zu eifern. Auch vergaß ich meinen Vorsatz, milde zu sein, völlig, und stellte Lottchen in einer langen Rede vor, was ich von einer Neigung dachte, die von beiden Seiten, durch ein heiliges Wort, zum Unrecht gestempelt war. „Das ist die unselige Frucht Eurer Romane,“ sagte ich, und nahm, ehe ich sie verließ, ein halbes Dutzend solcher Bücher mit mir, die frisch aus Leipzig eingelaufen waren; auch verbot ich den Briefwechsel mit den Cousinen, die, wie es mir schien, Vertraute in jener Liebessache sein mochten. Allein, was war damit gebessert! Das Uebel war da, ich hatte es gefürchtet, ohne es hindern zu können. Lottchen sang nun zwar wie eine Sängerin, sie kannte alle Regeln der Harmonie, aber die Harmonie ihrer Seele war gestört, sie sprach mit dem Baron von Deklamation, tragischem und naivem Spiel, wie ein Professor, aber in der Küche taugte sie nichts mehr, denn sie dachte an ihre Liebe, während die Butter verbrannte, und brachte mir träumend statt der Suppenterine eine Tortenpfanne. Mein Mann, mit dem ich zu Rathe ging, hoffte alles von der Zeit, und rieth mir, nichts zu übereilen; ich hätte freilich lieber gleich dem Baron die Sache entdeckt, und ihm nebenbei seine Unvorsichtigkeit zu Gemüthe geführt. Der aber war mit Blindheit geschlagen, denn gegen den Herbst brachte er uns gar seinen Neffen dann und wann mit, und ich hatte genug an Lottchen zu hüten, die

bei seinem Anblick bald blaß, bald roth ward. Wahr ist es, der junge Mann gefiel mir selbst, und ich konnte mir es wohl denken, daß er Lottchen, zumal unter solchen Umständen, gefährlich werden mußte. Auch wußte er sich durch ein Etwas, das ihm natürlich war, und aus dem Herzen stammte, bei Allen im Hause einzuschmeicheln, und wenn er so recht kindlich, und wie ein guter Sohn zu mir sprach, fragten Lottchens Blicke mich oft deutlich: ‚Hast Du denn ein Herz von Eis, daß er Dich nicht rührt?‘ — Aber Recht bleibt Recht, — ich verschloß mein Wohlgefallen behutsam, um sie nicht in ihrem Sinne zu bestärken. Demungeachtet ward sie heiterer, lächelte oft still vor sich hin, und gestand mir endlich: ‚Ihr Gustav habe noch Hoffnung, er habe seinem Großonkel geschrieben und erwarte täglich die Antwort.‘

„Und der Baron?“ fragte ich zornig, „hast Du den ganz vergessen, hat er nicht Dein Wort?“ — „Liebe Großmutter,“ erwiederte sie schmeichelnd, „was der Baron für mich fühlt, ist nicht Liebe, sondern nur herzliches Wohlwollen; glauben Sie mir, das unterscheidet sich leicht. Das Opfer, das er uns brächte, würde ihm nicht so viel kosten, als Sie glauben. Gustav kennt ihn ganz und verbürgt seine Entsagung, wenn nur der Großonkel uns seinen Segen giebt.“

Ich wandte mich unmuthig von ihr ab, und wünschte nur noch, daß ihre Hoffnungen nicht trügen möchten. Aber dieser Wunsch schien nicht in Erfüllung zu gehen, denn es kam keine Antwort auf Reichenbergs Bittschreiben, und zu Ostern

sollte er schon in die Heimath zurückkehren. Auf diese Trennung hoffte mein Mann, aber ich schüttelte traurig den Kopf und sah nirgends einen glücklichen Ausgang. Mit Argusblicken bewachte ich nun meine andern Enkelinnen, und jedes Buch mußte erst meine Censur passiren. Lieber Himmel! was studirte ich da, und wie manchmal gerieth ich über die Schwärmereien in Eifer, die mir vor die Augen kamen. Ich pflegte den phantastischen Kram, nach meiner hausmütterlichen Art, mit zu stark gewürzten Speisen zu vergleichen, die der Gesundheit schaden, und denen, die sich an sie gewöhnen, den Geschmack für einfachere Kost rauben. Ahnungen und dunkle Gefühle, Träume, verbotene Bündnisse, heimliche Liebschaften, hinter dem Rücken betrogener Mütter; Gespenstermährchen, die ich meinen Wärterinnen nicht erlaubt hätte in der Kinderstube vorzutragen, und gegen die der schwarze Mann und Knecht Ruprecht sich kühnlich stellen durften! Alles wanderte wieder heim, von wannen es gekommen war, und wollte Lottchen lesen, so lagen sechs dicke Bände von Sophie'ns Reise bereit, welche ich für sie besonders dienlich hielt.

So stand es, als kurz vor Weihnachten der Tag unserer Hochzeit zum funfzigsten Male erschien! Ein schönes seltnes Fest, das nur wenigen zu feiern vergönnt ist. Es war diesmal gerade ein Sonntag. Früh, da es noch Dämmerung um uns war, erwachten wir von dem Klange vieler Stimmen vor unserer Stubenthür. Ein volles Chor sang erst ein Morgenlied und darauf den herzerhebenden Choral: ‚Nun danket alle Gott!' der schon so tausendmal in frohe gerührte Herzen erklungen ist. Unsere Lippen sprachen die Worte leise

mit, unsere Hände waren erhoben. Nun folgten noch viele frohe Gesänge, und dann öffnete sich die Thür, und herein traten Kinder und Enkel, alle, auch die Leipziger, die heimlich gekommen waren, mit Glückwünschen und kleinen Geschenken. Wir mußten sie endlich von uns treiben, denn schon schien die Wintersonne in unser Schlafzimmer, und es war hohe Zeit zum Aufstehen. Herzlich und mit heißen Freudenthränen umarmten wir Alten uns, Gott preisend, daß wir noch rüstig neben einander standen, nach der langen gemeinsamen Reise. Als wir hinab traten, in die Kirche zu gehen, umringten uns alle Hausgenossen, viele weinten, manche hatten uns noch in der Jugend gekannt, und freueten sich diesen Tag mit uns zu erleben. Meine Seele erfüllte eine stillgerührte Freudigkeit, die ich meinem Gott im heißen Dank zum Opfer brachte; denn was ist schöner als ein frohes Alter, in der Mitte guter Kinder, und ein Herz voll heiterer Fröhlichkeit bei silbergrauen Haaren?

Als ich aus der Kirche kam verschloß ich mich auf meinem Zimmer, denn ich bedurfte einen Augenblick der Stille mit mir selbst und einsamer Betrachtung. Dann holte ich mein Schmuckkästchen hervor, um einer jeden der Enkelinnen ihre freundliche Gabe durch ein Geschenk zu vergelten. Ich störte unter den Perlen, Ringen und Nadeln, und siehe, da traf mein Blick auf den vergessenen Goldring, den ich vor mehr als funfzig Jahren aus Plotow's Hand empfing. Er war in seinen Brief gewickelt, ich las die Worte, die mich einst so entzückten, und Thränen der Erinnerung traten mir in die Augen. „Lieber Gott," dachte ich, — „noch jetzt macht Dich das so weich, und doch bist Du hart gegen Lottchens Ge-

fühle? Wie wenn nun Plotow statt am Tage Deiner Hochzeit, einige Monate früher zurückgekehrt wäre, wenn niemand gelebt hätte, der, wie die selige Tante, mit vorsichtiger Klugheit ihn entfernt gehalten, wenn man ihn Dir nahe gelassen und mit Dir in so gefährliche Beziehungen gebracht hätte, würdest Du auch immer Deinen Gedanken, Deinen Wünschen geboten haben? Ach nein! Daß Du so glücklich warst, dafür danke Gott, der das lenkt, was wir Zufall nennen, und der Tante, die Dir wahrlich eine redliche Freundin war."

Ich steckte den Ring an meinen Finger und ging zum Essen hinunter, wo alles schon versammelt war. Meine Gaben wurden vertheilt und Lottchen erhielt eine besonders gütige Umarmung. Der Baron war nicht da. Er hatte gestern Abend einen Boten geschickt, mit der Nachricht, es sei ein Fremder angekommen, den er nicht verlassen dürfe. So blieben wir ganz im Familienkreise, und der Tag verfloß in herzlicher Fröhlichkeit. Es ward dunkel. Die jungen Leutchen gingen hinaus, wir Aeltern saßen noch um den Kaffeetisch. Gegen sechs Uhr erschien Eulalia, und lud uns ein, hinauf in den Saal zu kommen. Aber eben da wir uns in Marsch gesetzt hatten, und schon im Hausflur waren, fuhr ein Wagen in den Hof und herein trat der Baron mit Gustav und einem alten Herrn, den er meinem Manne feierlich vorstellte. Ich hörte wohl, daß er ihn Onkel nannte, ahnete den eigensinnigen Großonkel und dachte an Lottchens Verwirrung. Der Mann gefiel mir, er hatte etwas treuherziges, bekanntes, und antwortete recht herzlich auf meine verlegene Entschuldigung, daß wir ihn hier im Hausflur

empfingen. — „Die Großeltern müssen voraus," sagte Eulalia, der fremde alte Herr bot Woldemars Frau den Arm, und wir stiegen die Treppe hinan. Weit öffneten sich die Flügelthüren des Saales. Rings um die Wände zogen sich grüne Bogen, der ganze Hintergrund war eine große Laube. Unsere Enkel, alle weiß gekleidet, standen im Kreis, mit Kränzen in den Händen, in der Mitte auf einem kleinen Altar brannte die Schrift: ‚Dem geliebten Jubelpaar.' In der Laube aber saß ein Brautpaar, uns auf's Haar ähnlich, wie wir vor funfzig Jahren anzusehen waren. Es war Lottchen und Carl, Conrads ältester Sohn. Sie trug mein Brautkleid, nebst Reifrock und Zubehör, auch den ganzen Schmuck von Woldemars Frau; ihre Frisur glich genau der meinigen, die sie schlau genug von mir erfragt hatte, es war mir wahrhaftig, als ob ich mich sähe, wie ich damals im Spiegel stand. Eben so schön hatte sich Carl in des Großpapa Bräutigamsstaat gekleidet, ein fröhliches Lachen tönte von allen Seiten, und jedes trat näher heran, die kleine Braut aus dem siebenjährigen Krieg recht zu beschauen. Nur der alte Herr stand wie versteinert, und sein Gesicht drückte eine wehmüthige Rührung aus. Ich ging zu ihm, um ihn anzureden, denn er war ganz vergessen worden, aber wie erstaunte ich, als er meine Hand ergriff und mit weicher Stimme sagte:

„Liebe, alte Freundin, wissen Sie nicht wer vor Ihnen steht? Sie kennen mich nicht mehr, auch ich hätte Sie schwerlich wieder erkannt, selbst Ihr Name fiel mir nicht auf; erst der Eintritt in dies unvergeßliche Haus sagte mir alles. Ich bin der Oberst Plotow. Bei Tische, bei einem

Glase Wein sollten Sie das erst erfahren, aber denken Sie sich nun mein Gefühl beim Anblick Ihres Ebenbildes dort. Gewiß, eine seltenere Täuschung gab es nie, denn gerade so sah ich Sie zum letzten Male an Ihrem Hochzeittage heute vor funfzig Jahren. Damals dachte ich nicht, daß uns der Himmel noch einmal zusammenführen würde. Gott hat uns Beide lange erhalten, und heute danke ich ihm aufrichtig dafür, denn eine so frohe Stunde glaubte ich nicht mehr zu erleben."

Ich war unaussprechlich gerührt! — Mit Thränen erzählte ich dem alten Freund, wie ich noch heute an ihn gedacht und seinen Ring zum Schmuck an meinem Ehrentage neben den Trauring gesteckt hätte. Ich suchte in seinem Gesicht nach bekannten Zügen, auch er sah mich oft forschend und lange an, aber immer kehrte sein Blick auf Lottchen zurück, und den ganzen Abend, wo sie, auf einmüthigen Beschluß, ihre Kleidung behielt, konnte er seine Augen nicht von ihr wenden. Bei Tische war der Oberst mein zweiter Nachbar, und mein Mann, der meine Jugendgeschichte längst kannte, freute sich unseres Wiederfindens recht herzlich. Unter Gläserklang, Scherz und Gesang kam die Mitternacht herauf, wir Alten hatten wohl lange nicht so geschwärmt. Die guten Kinder waren froh wie wir, und Lottchen schien ihrem Gustav in dem steifen Putz nicht weniger, als in ihrem leichten dünnen Kleidchen zu gefallen. Vor dem Aufstehen flüsterte der Oberst mir zu: „Wir bitten heute sämmtlich um ein Nachtlager, liebe Freundin, morgen habe ich noch etwas wichtiges mit Ihnen zu sprechen."

Ich ahnete wohl, was es war, und hatte nicht geirrt.

Der Oberst Plotow war auf des jungen Reichenbergs Brief selbst hergereis't, um mit eigenen Augen zu sehen, und entweder seines Pflegesohns Bitte zu gewähren, oder ihn sogleich mit sich in die Heimath zu führen. Die früher beschlossene Heirath war zum Glück schon halb zerrissen, weil auch die Braut andere Wünsche hegte, und hier ward der edle Verlobte unseres Lottchens, dem Gustav alles entdeckt hatte, selbst ihr Fürsprecher. Hätte Lottchen wohl etwas wirksameres ersinnen können, dem alten Herrn sein Herz zu stehlen, als die Gestalt, in welcher sie ihm erschien, die Gestalt seiner ersten Liebe? Lebendig trat alles, was er fühlte und litt, als er jenesmal aus dem lärmenden Hochzeithause stürzte, vor seine Phantasie, und er beschloß, seinen jungen Pflegesohn nicht zu ähnlichem Kummer zu verdammen. Seine Einwilligung hob alle Hindernisse, und mein Lottchen ist jetzt, da ich dies schreibe, eine glückliche Frau und Mutter eines lieblichen Knaben. Sie bewohnt das Gut des Obersten unweit Berlin, aber jedes Jahr im Sommer bringt sie einige Wochen hier zu, und auf diese Wochen freuet sich die alte Großmutter den langen trüben Winter hindurch mit jugendlicher Freude. Auch meine Enkelinnen, Aurora und Eulalia und Conrads älteste Tochter sind glücklich verheirathet. Alle diese Elternfreuden erlebte mein guter Mann noch, aber vor einem halben Jahre ging er von mir. Heiter schlief er ein, und seine treue Lebensgefährtin stand an seinem Sterbebette. Sein Tod gab mir keinen heftigen Schmerz, denn ich folge ihm bald, aber einsam ist es doch um mich, und ich lebe schon mit in den Gefilden jenseits, seit ich meinen besten Freund dort heimisch weiß. Wenn in

der Dämmerung der Abendstern dort glänzend aufsteigt und alles in heiliger Stille ruht, denke ich der gestorbenen Lieben und sehne mich hinauf zu ihnen; doch auch das freundliche Morgenlicht begrüße ich noch mit Dank, und freue mich des geschenkten Tages, unter lieben Kindern. So bin ich gerüstet zur weiten Reise, in unser aller Heimathland; eine müde Pilgerin, der nach einem genußreichen Tage die erquickende Nacht winkt! —

Joseph Stein C

Möhrenscheiben.

Ein Wintermährchen.

„Und das Glück, das fern ich suchte,
Find ich ewig nur bei Dir!“

W. Müller.

In einem engen Thale, rings von hohen Bergen umschlossen, lagen zwei Häuser, nicht gar zu fern von einander, ziemlich geschieden von der übrigen Welt und beinahe nur auf gegenseitigen nachbarlichen Verkehr beschränkt; denn das Amthaus und das Dorf, wohin sie gehörten, waren beide jenseits der Berge, und die Wege dahin im größten Theil des Jahres, entweder durch tiefen Schnee, oder Ueberschwemmungen unwegsam. Weil nun aber auch hierher sich oftmals Wanderer fanden, und besonders im hohen Sommer, die romantische Gegend viele anlockte, so hatte Herr Caspar, ein stattlicher Gasthalter, gar gute Nahrung, und sein festes Haus nahm sich vor dem uralten Berge, an dem es lehnte, von hohen Ulmen beschattet, mit Wirthschafts- und Stallgebäuden, gut genug aus. Das andere hingegen war nur eine schlechte Hütte, mit Stroh gedeckt, und kaum nothdürftig vor den Einflüssen der Witterung verwahrt. Ein armer Landwirth bewohnte sie mit Weib und Kind, dessen ganzer Reichthum einige Kühe und Schafe waren, nebst einem Stückchen felsigen Landes, dem er nur sparsam seine Gaben

abgewann. Aber unter dem Strohdache wohnte die Zufriedenheit mit ihnen, und nie hatten die Eltern mehr gewünscht, als das tägliche Brod, das Gedeihen ihrer Früchte und ihres Viehes, und etwa zum heiligen Christabend ein neues Wämslein und eine warme Mütze für die kleine Elsbeth, ihr einziges Kind. Mit dem Gastwirth war es anders. Er hatte in seinem hohen Hause nicht Rast noch Ruh, vor stürmischen Wünschen, und war einer erfüllt, so drängte sich — wie die nächste Welle die frühere im tobenden Meere ersetzt — gleich ein größerer an die ledige Stelle. War er jetzt wohlhabend und schuldenfrei, so wollte er reich sein; gewann er jetzt durch rüstiges Mühen genug, so wollte er künftig ohne Arbeit leben, und hatte sein Glück im einsamen Thale geblühet, so mußte es, nach seinen Gedanken, in der Welt, unter Menschen, hundertfältige Frucht tragen. Tausend Entwürfe jagten sich in seinem Kopfe, wenn er, die Pfeife im Munde, auf der Bank unter den Ulmen saß, und er belächelte die stille Zufriedenheit des ärmeren Nachbars, ohne sie zu begreifen, ja ohne sie zu schätzen.

Herr Caspar hatte schon viele Söhne und Töchter versorgt, jetzt war nur sein jüngster noch im Vaterhause, ein blühender Knabe, der gute Freundschaft mit der kleinen Elsbeth pflegte, und in ihrer Eltern Hütte so einheimisch war, wie in dem Gasthause. Hatte es zu Pfingsten, oder Johannis einen Schmaus gegeben, bei dem die Bauern aus dem nahen Dorfe die theure Zeche gutwillig bezahlten; so bat Conrad die Mutter gewiß so lange, bis sie den Nachbarn von den übrig gebliebenen Seltenheiten etwas zukommen ließ, und ihn zum Boten machte, oder er theilte mit Elsbeth

seinen Kuchen und legte von dem Obste seines Gartens die besten Stücke für sie zurecht. Auch erhielt er es von dem Vater, daß Elsbeth seinem Unterricht beiwohnen durfte, den des Schulmeisters Sohn, ein stiller kränkelnder Mann von vielen Kenntnissen, besorgte, und wofür Elsbeths Mutter der Gastwirthin an geschäftvollen Tagen willig zu Dienst und Hülfe war.

Gab es aber nichts zu lernen, dann durchstrichen die Kinder das Thal und die hohen Bergrücken, wo sie jeden Baum, jeden Strauch genau kannten, und die unwegsamsten Pfade geschickt zu erklettern wußten. Immer war hier etwas Angenehmes zu finden; Ameiseneier für Conrads Nachtigall, Erdbeeren, Brombeeren und Preiselsbeeren, blühender Frauenflachs, Feldkümmel und mancherlei andere duftende Bergkräuter. Auch lernten sie hier ein Wesen kennen, das sie treuherzig zum Gefährten annahmen, und nach Kinderart nicht viel klügelten und forschten, woher es wohl kommen, und was es sein möge.

Nahe bei Caspars Hause, von Sträuchen ganz umwölbt, hatten sie einst eine kleine Höhle entdeckt, die ihnen zum stillen Spiel unter allen andern Plätzen am bequemsten dünkte. Sie besuchten sie täglich mit ihrem Spielwerke, und erschraken nicht eben sonderlich, als sie einmal in der dunkelsten Ecke eine kleine Gestalt gewahrten, ihnen selbst an Länge nicht unähnlich, die sie still und aufmerksam zu betrachten schien. „Komm her, wenn Du mitspielen willst," sagte der dreiste Conrad, und theilte die Häuser und Figürchen, die er mitgebracht hatte, in drei gleiche Theile, — „hier hast Du auch eine Stadt, und Soldaten."

Der Kleine näherte sich langsam, und Elsbeth konnte sich bei seinem Anblick eines Schauers nicht erwehren. Ein langes weites Gewand, genau von der Farbe der Höhle, umfloß den kleinen Körper, und das Gesicht war zum mindesten nicht schön, oder kindlich zu nennen. Er setzte sich schweigend zu ihnen, und fing ein Spiel mit allerlei blinkendem glatten Gestein an, das Conrads Blicke unwiderstehlich anzog. Auch Elsbeth verlor nach und nach ihre Scheu, und da ihr Gespiele niemals in der Höhle fehlte, auch, wenn gleich schweigend, immer freundlicher wurde, so gewannen beide bald den Muth, sich in seine Beschäftigung zu mischen, und ihre Hände nach den schönen Steinen auszustrecken, von denen sie doch nie etwas mitnahmen. Beim Scheiden öffnete sich allemal der stumme Mund ihres Gefährten, und er sagte mit fast klangloser Stimme:

„Wahrt schweigenden Mund,
Thut's Zwerglein nicht kund."

Die Kinder hatten diesen Spruch nie nach seinem Sinne beachtet, aber sie thaten zufällig, was er ihnen einschärfte; es fiel ihnen nicht ein, den Eltern von ihrem neuen Bekannten zu sagen, und hörten diese ihn zufällig erwähnen, so dachten sie eher an einen Hirtenknaben aus dem Dorfe, als an jenes räthselhafte Geschöpf. So waren Jahre vergangen, und Conrad und Elsbeth bemerkten nicht ohne Stolz, daß ihr Wuchs den des kleinen Höhlenbewohners überragte, obgleich der Knabe erst zwölf, das Mädchen nicht mehr als neun Jahre zählte.

Es war im späten Herbst, kurz vor dem Weihnachtsfeste, als ein kalter stürmischer Abend alle Bewohner des Gast-

hauses um den großen riesenförmigen Ofen versammelt hatte. Frau Brigitte, Conrads Mutter, drehete ihr Rad fleißig um, und die Mägde neben ihr zogen, unter lustigen Scherzen, manches feine lange Fädchen aus. Auf der Ofenbank streckte sich ein fremder Gesell; Conrad saß bei dem Vater neben einem großen Rosinenberge, den er zum Festkuchen lesen sollte. Die Augen fielen ihm zuweilen über dieser Arbeit zu, doch erwachte er eben so bald wieder, bei den heftigen Stößen des Sturmes. Wie Ruthen peitschte der Schnee gegen die Fenster, alle Thüren klappten, und der Gesell hinter dem Ofen schlug ein Kreuz.

„Es ist schauerlich bei Euch, Herr Wirth," hob er an, „traun Ihr habt mehr Herz als andere Leute, hier den düstern langen Winter ruhig zu wohnen. Mich graut vor dieser einen Nacht, zumal, wenn ich der Geschichten gedenke, die mein Großvater von dieser Gegend zu erzählen wußte."

Caspar lachte laut auf, die Mägde rückten näher an die Lampe, und der Fremde sprach weiter:

„Lacht immer, Herr Caspar, mein Großvater, da er als ein rüstiger Bursch drüben im Dorfe diente, lachte auch, wie er zuerst davon hörte. Nachmals hat er es oft mit Augen gesehen. In diesem Thale, tief unter der Erde, wohnt ein Geist, dem es zuweilen beliebt heraufzusteigen, sich zu den Menschen zu gesellen, um Diesem Gutes, Jenem Schaden zu thun. Meinem Großvater, so schien es, war er gewogen, denn so oft ihn seine Geschäfte hierher führten, kam der Zwerg aus seiner Höhle, und begleitete den jungen Mann über die Berge."

„Der Zwerg, sagt Ihr?" rief Conrad mit weitgeöffneten Augen aus; ihm fiel dies Wort auf, das er so oft aus dem Munde seines Gespielen vernommen hatte.

„Einstmals," fuhr jener fort, ohne die Unterbrechung zu achten, „hatte er sich im Dickicht verirrt. Er lief bis es Abend wurde, und kam endlich an einen so tiefen weiten Felsenspalt, daß er nicht daran denken konnte, ihn zu übersteigen. Plötzlich stand der Zwerg neben ihm. Er schaute lachend zu ihm hinauf, legte ein dünnes Stäblein über den Spalt, und bedeutete den Wanderer hinüber zu gehen. Schaudernd wandte der sich ab, aber als er, durch des kleinen Mannes Geberden bewogen, wieder hinsah, siehe, da war das Stäbchen zum flachen Bret ausgedehnt, und lag recht sicher und einladend vor ihm. Die Nacht kam indessen immer näher, im Dorfe, das er ganz nahe unter sich gewahrte, flammten schon einzelne Lichter, der Zwerg war verschwunden. So setzte er in Gottes Namen seine Füße auf die wunderbare Brücke, und kam glücklich hinüber. Später sah er den Geist noch manchmal in seiner Höhle neben einem großen Geldsack sitzen, den er allemal freundlich winkend hob, und dem Großvater entgegen hielt. Aber der junge Gesell begehrte nicht nach so zweideutigem Gewinn, auch hätte er um die Welt nicht in die Geisterhöhle eingehen mögen. Bald darauf wurde er auch in seine Heimath gerufen."

„In seiner Höhle? ein Zwerg? Der kleine Mann, nennt Ihr ihn?" fuhr Conrad jetzt wie aus tiefem Nachsinnen auf. „Ja, ganz Recht, das kleine erdfarbige Männchen,

das so oft mit mir gespielt hat, muß der Zwerg sein. Aber Geld hat er nicht, nur hübsche Steine.“

Alle sahen verwundert auf den Knaben, Frau Brigitte entsetzte sich, und wollte ihn näher befragen, aber Caspar eiferte heftig gegen den Weiberglauben, und gebot ihr zu schweigen. „Possen,“ sagte er, „seht Ihr denn nicht, daß der Junge schlaftrunken ist und während der Erzählung schon allerlei geträumt hat? Fort zu Bette, Conrad, verschlafe die wunderlichen Gedanken. Hätte Euer Großvater den Sack mit Geld genommen, so wollte ich die Geschichte eher glauben; daß er ihn stehen ließ, klingt doch gar zu fabelhaft.“

„Das mag er selbst verantworten,“ erwiederte der Andere, „ich freilich möchte wohl auch nicht wie er denken. Wenn mir etwa morgen der Zwerg zudenkt, was mein Alter verschmähete, so werde ich mich nicht lange besinnen, es anzunehmen.“

Conrad war schon lange zur Ruhe, der Sturm hatte sich gelegt, Frau Brigitte und die Mägde schlichen eins nach dem andern zu Bette, und hüllten sich dichter als sonst in die Decken ein. Auch der Wandersmann schlief ruhig auf der Bank am Ofen, aber in Caspars Augen kam kein Schlaf. Er träumte viel wunderlicher, als er seinen Knaben vorher beschuldigte, und konnte sich, gewisser Gründe wegen, nicht entschließen, seinen Gast aus den Augen zu lassen. „Was gilt die Wette,“ murmelte er in den Bart, „der Bursche ist nicht umsonst hier, und seine Geschichte zielte darauf ab, uns auszuforschen, wie viel uns von diesen Dingen bewußt ist. Aber er soll sich betrogen haben. Allemal gehört der Schatz eher uns, unter deren Füßen er liegt, als wild-

fremden Leuten, und ich habe mein Lebtage gehört, daß Geister ihren Auserwählten nicht eher erscheinen, bis diese allein sind."

Der Morgen wollte heute nicht herauf. Schon begann das Oel in der Lampe zu mangeln, Caspar hatte sich in den Lehnstuhl zurückgelehnt, und war unwillkürlich entschlummert. Er fand im Traum den Schatz, wollte den Sack heben, da rollten aus verborgener Oeffnung die Goldstücke heraus, er mußte sammeln, und wieder sammeln, und kaum waren die Flüchtlinge gefangen, so ergab sich ein neuer Riß, der sie wieder und wieder entließ. Ermattet schreckte er auf, und sah das Grauen des Morgens an den Fenstern. Ein tiefer Schnee lag über der Erde, und leuchtete hell von den Bergwänden. Der Gast am Ofen regte sich, gähnte laut, und sprang vom Lager empor. Wie er Casparn gewahrte, fragte er schlaftrunken nach der Zeche, und ergriff sein Bündel.

„Freund," sagte der Wirth, „Ihr seht, es hat heute Nacht gewaltigen Schnee gegeben, alle Wege sind verweht, wer hier nicht Bescheid weiß, kommt ohne Hülfe um's Leben. Mich dauert Euer junges Blut, darum sollt Ihr nicht allein gehen, und ich selbst will Euch ein Stück Weges begleiten. Sagt mir nichts dagegen, ich will es so, und werde gleich gerüstet sein."

Brigitte staunte, als sie am Morgen ihres Mannes seltene That vernahm, und da er nach zwei Stunden, zwar weidlich erfroren, aber ungemein fröhlich wieder kam, meinte sie: ‚ein gutes Werk mache doch heiterer, als großer Gewinn.' Caspar aber fragte sogleich nach Conrad, mit dem er sich in ein entferntes Kämmerchen verschloß.

Der rauhe Winter, dieses Mal härter als lange, hielt die befreundeten Kinder in der Stube verschlossen, und hinderte jede gemeinschaftliche Wanderung. Vor der Höhle lag hoher Schnee, so daß ihre Spur nicht zu finden war, so oft auch Elsbeth im Vorübergehen den Eingang suchte. Conrad freute sich darüber, denn er kannte jetzt den kleinen Mann genug, um sich nicht in seine Nähe zu wünschen, aber er er schwieg, denn sein Vater hatte ihm bei schwerer Strafe verboten, die arme Elsbeth nicht furchtsam zu machen. — Endlich mußte die starre Kälte milderen Lüften weichen. Ein lauer Westwind strich durch das Thal, der schmelzende Schnee rieselte in hundert silbernen Quellchen von den Bergen, und unter ihm erschien der grünliche Teppich wieder. Die schwarzgrünen Tannen hatten ihre schwere weiße Last abgeschüttelt, und zeigten zarte helle Spitzen, und die freundliche Sonne trank, mit durstigem Strahl, die kühle Feuchtigkeit von dem moosigen Boden hinweg.

Da zog Herr Caspar mit Schaufel und Spaten aus, wie er sagte, ein schönes Plätzchen zu bereiten, an dem die Wanderer, und die Gäste aus dem Dorfe, nichts mehr von der stechenden Sonnenhitze empfinden sollten. Kein Knecht durfte ihm helfen, er wollte diesmal alles allein thun, und pries die herrliche Bewegung, während die ungewohnte Arbeit seinem wohlbeleibten Körper manchen Schweistropfen abzwang. Brigitte schüttelte den Kopf ob dieser seltsamen Laune des gemächlichen Gastwirths, und meinte: ‚Männerlaunen kämen so wunderlich und unerwartet wie Aprilschauer.‘ Noch weniger konnte sie sich in die Arbeit selbst finden, denn der Spaten ihres Eheherrn durchwühlte die Erde eine Elle

tief, und schien das Plätzchen, statt es zu bereiten, ganz zerstören zu wollen. Aber ein drohender Blick gebot ihrer Zunge Schweigen. Als endlich die Arbeit gethan war, ging Caspar mit grämlicher Laune davon, und wurde täglich mürrischer. Die aufgelockerte Erde ließ er, unter seiner Aufsicht, durch Knechte ebnen und feststampfen, den Eingang der Höhle erweitern, Tisch und Bänke darin festmachen, kurz alles so einrichten, wie er vorher gesagt hatte; auch suchten seine Gäste in der Sonnenhitze den kühlen Raum gern auf, tranken manches Fläschchen mehr, und lobten den klugen Einfall des anstelligen Wirths. Aber es erfreute ihn nicht. Mürrisch strich er das Geld ein, mit verächtlichen Worten. „Was helfen die elenden Silbergroschen," sagte er, — „„tausend Jahre könnte man daran sammeln, ehe ein Sack voll Gold daraus würde." Auch auf den unschuldigen Conrad fiel sein Zorn. „Du bist ein dummer Junge," schalt er ihn, „der über seinen Spielereien alles vergißt. Wer weiß, wie oft der Geldsack Dir vor der Nase gestanden hat, aber die Steine waren Dir lieber; vielleicht waren diese selbst pures Gold, und der verdammte Zwerg blendete Deine Augen, und lachte Deiner Einfalt."

Fröhlich wie ein Vogel, der dem Käfig entrinnt, suchte Elsbeth im Hauche der Frühlingsluft das Freie. Sie winkte Conrad von der Seite des grübelnden Vaters hinweg, und beide begannen die früheren Wanderungen mit neuem Genüß. Jedes Gräschen ward begrüßt, jede Knospe willkommen geheißen, und alles gleichsam wieder in Besitz genommen. „Unsere Höhle ist nun schön," jauchzte Elsbeth, „höher, weiter und reinlicher, komm laß uns darin spielen."

Conrad wollte lieber weit hinweg, er zog Elsbeth ängstlich in einem großen Bogen an dem gefürchteten Ort vorüber, den er seit seiner Umwandlung nicht wieder betreten hatte. „Aber morgen?“ fragte sie, und am nächsten Tage, da er nach ihrem Hause ging, rief sie ihm neckend aus der Höhle entgegen, und zog ihn fast wider Willen hinein. Er setzte sich zitternd neben sie, und schaute bange in die düstern Ecken. „Der ist nicht da,“ sagte sie unbefangen, „wir müssen allein spielen, ich bin schon drei Mal hier gewesen, aber er war immer nicht zu sehen.“

„Elsbeth!“ flüsterte Conrad leise und bebend, „rede nicht von ihm, niemals und gegen keine Seele. Hast Du den Spruch vergessen, den er uns allemal nachrief? Mich dünkt, er wollte uns dadurch Schweigen gebieten. Wer unbesonnen plaudert, dem bringt es sicherlich Schaden.“

Der Knabe hatte Recht. Schon jetzt mußte er seinen Ungehorsam gegen die Warnung büßen, die er nun erst ganz verstand. Seines Vaters Zorn nahm täglich zu, und Conrad mußte ihn, ohne es zu wollen, immer mehr reizen. Er hatte in keiner Sache mehr Glück. Ward er in's Dorf geschickt einzukaufen, so verlor er gewiß, aller Sorgsamkeit zum Trotz, etwas von dem mitgenommenen Gelde; trug er etwas zerbrechliches, so stolperte er über irgend einen Anstoß, der hernach nicht zu finden war, und zerbrach die schönsten Sachen; ward ihm das Vieh anvertraut, so geschah allemal ein Schaden, und der arme Conrad meinte immer, beim Suchen, Fallen, oder in der angstvollen Bemühung die Heerde zu behüten, das hohnlachende Gesicht des kleinen erdgrauen Gespielen zu erkennen. Elsbeth erfuhr hiervon nichts, so

oft er ihr auch weinend sein Unglück klagte; Conrad hatte den Nachtheil der Geschwätzigkeit zu gut erfahren, um noch einmal zu sündigen.

Eines Abends war Elsbeth bis zur Dämmerung im Gasthause gewesen, und trat im Schein des Mondes den Rückweg an. Ein lärmender, vielstimmiger Gesang, tönte ihr beim Vorübergehen aus der Höhle entgegen, die Gläser klangen gellend aneinander, und lautes Getöse unterbrach zuweilen das mißtönende Lied. Weit hallte der Jubel durch die stille Sommernacht hin, sie hatte ihre Hütte schon im Auge, als sie ihn noch vernahm. Jetzt mußte sie an einem großen Eichbaum vorüber, und kaum traute sie ihren Augen, als am Stamme desselben die kleine graue Gestalt im weiten Gewande, wie ein Häufchen Erde anzusehen, aber kenntlich genug, im Mondenscheine da saß. Muthig trat sie näher, und redete den Langvermißten an, keine Antwort erfolgte; wohl aber sahe Elsbeth, daß der Kleine bitterlich weinte, und mit der Hand in die Gegend deutete, woher der wilde Lärm erscholl. Elsbeth glaubte ihn zu verstehen. „Ach," sagte sie, „jetzt fällt es mir ein, die Höhle war Deine Wohnung, und sie haben Dich wohl gar daraus vertrieben!"

Die Gestalt nickte mit dem Kopfe, und fuhr fort zu weinen.

„Weine nicht," tröstete ihn Elsbeth, „hier giebt es mehr solcher Höhlen. Hast Du Raum genug in einer, die ich selbst weiß, so soll Dich niemand darin stören, sie grenzt an meines Vaters Land, ein wilder Rosenbusch verbirgt sie, ihre glatten Wände sind wie die Steinchen, mit denen wir so oft gespielt haben. Siehst Du dort die hohe Fichte, die

sich von dem Bergrücken in's Thal neigt? Unter ihr wirst Du die Schlucht finden, und morgen bringe ich Dir frisches Gras zum Lager, und allerlei schöne Kräuter. Was ich Dir sonst geben kann, ist freilich nicht viel, wir sind arm, aber wenn der reiche Caspar Dich weinen sähe, mich dünkt, der müßte viel darum geben Dir Deinen Verlust zu ersetzen!"

„Halt schweigenden Mund,
Thu's Zwerglein nicht kund,"

rief der Kleine mit drohender Stimme, und hob den Finger in die Höh'. Darauf schlich er langsam nach der Gegend hin, die ihm Elsbeth bezeichnet hatte, und sie konnte den dunkeln Punkt noch lange im Mondglanz verfolgen. Am andern Morgen, als sie ihrem Versprechen gemäß, das duftende Gras in die kleine Schlucht trug, sah sie ihn freundlich nickend im Winkel sitzen, und so fand sie ihn immer, wenn sie das dürre Lager gegen ein frisches vertauschte, welches sie treulich und sorgsam nie versäumte. Auch wenn irgend ein Geschäft sie auf des Vaters Acker führte, sah sie den Zwerg am Ausgang der Höhle stehen, und lächelnd nicken; war aber Conrad bei ihr, so blieb alles stumm, der Rosenbusch schien sich, mit all' seinen Dornen bewaffnet, dichter vor die Oeffnung zu legen, auch kam wohl Rauch und Staubwirbel in Wolken daraus hervor, der die Ruhenden vertrieb, so daß Elsbeth endlich merkte, ihr Freund sei dem Kleinen kein willkommener Gast, und da sie immer unzertrennlicher von Conrad ward, die Gegend, wo jener hauf'te, mehr und mehr zu meiden suchte.

Indessen ging über dem stillen Thale mancher Winter, Lenz und Sommer, mit ihren wechselnden Erscheinungen hin;

aus dem Knaben Conrad war ein hoher Jüngling geworden, und die sechszehnjährige Elsbeth blühete mit allen Reizen der Unschuld und Jugend. Aber in Caspars Hause war nicht alles wie sonst. Seit den letzten Jahren schien ein Unfall dem andern die Hand zu reichen, um seinen Wohlstand zu mindern. Der Zuspruch der Gäste nahm ab, nächtlicher Gifthauch lagerte sich auf seinen Saaten und verdarb die Keime; die festgewölbten Keller stürzten polternd ein, und begruben Wein- und Biervorrath unter ihrem Schutt, so daß das ganze Gebäude wankend wurde, und ein großer Bau den schlaffen Seckel des gebeugten Gastwirths vollends ausleerte. Conrad nahm sich das sehr zu Herzen, und mochte endlich den Eltern nicht länger zur Last sein, weil der Arbeit immer weniger wurde, und Vater und Mutter sie bequem allein verrichten konnten. Er beschloß also zu einem seiner Brüder zu ziehen, und in dessen Geschäften sein Glück zu versuchen. Wie schwer es auch seinem treuen Herzen wurde, von dem geliebten Mädchen zu scheiden, es mußte sein. Da standen sie nun am letzten Abend, Hand in Hand auf der Bergspitze, und der Jüngling überschaute wehmüthig den stillen Schauplatz seiner Kinderjahre. Glühend roth stieg der Mond herauf, die Berge warfen riesige Schatten in's Thal; ringsum war es still, nur ein kleiner Singvogel, ein seltener Gast in dieser Gegend, zwitscherte zu den Füßen der Liebenden. Lange schon verband die reinste Liebe ihre unschuldigen Herzen, aber nie hatte ein Wort sie verrathen, sie wähnten in dieser warmen Neigung die Bedingung ihres Lebens zu erfüllen, warum hätten sie versichern sollen, was so natürlich war. Erst die Scheidestunde rief Gefühle in's

Dasein, die Beide nicht gekannt hatten. Ein banger Schmerz durchzuckte Conrads Brust, der erste Zweifel an Elsbeths Treue stieg in ihm auf, und legte eine neue Last auf das schwere Herz.

„Ach, Elsbeth," seufzte er, „wenn ich Dir so recht sagen könnte, wie mir zu Sinne ist! Sieh, es heißt wohl, ein paar Jahre vergehen bald, aber dann sind sie doch auch wieder so sehr lang, und so vieles kann sich d'rin begeben. Wenn ich nun wieder komme, etwas tüchtiges aus mir geworden ist und, wenn Gott will, mir vielleicht ein kleines bescheidenes Eigenthum erspart habe; ach! mit wie frohem, leichtem Schritt werde ich dann dort unten über die hellbeglänzte Weidenbrücke eilen! Die Berge werden alle noch so dastehen, auch wohl die Häuser, und selbst Bäume und Strauchwerk werden den alten Bekannten begrüßen. Aber wer bürgt mir, daß ich auch die lieben Menschen wieder finde? Die Eltern sind alt, der Kummer verjüngt nicht, wie bald legt sich eins von ihnen in's Grab. Dann sollte Elsbeth mich trösten. Aber die ist wohl mit einem andern Mann lustig in die Welt hineingegangen, und hat das kleine Thal und den armen, ehrlichen Conrad vergessen. Siehe, Elsbeth, das wäre mein Tod. Wenn ich einmal allein, ohne Hoffnung auf Dich hier stände, und Deine Hütte wäre leer und öde, da wäre ein Sprung in die Klüfte das beste für mich."

Elsbeth umschlang ihn ängstlich. „Wilder Mensch," rief sie aus, „wie Du mich erschreckt hast! Du kannst auch alles so lebendig abmalen, als ob es wirklich so wäre. Aber es ist nicht so, und wird nimmer so sein. Kannst Du

glauben, Deine Elsbeth würde einem andern gut sein, als ihrem Conrad? Komm nur rasch über die Weidenbrücke daher, ich stehe hier oben, werde den Wandersmann gewahr, und erkenne ihn bald genug. Dann weht mein Tuch von oben herab, und Du gehst noch einmal so schnell, aber ich klettere den steilen Weg hinter Deinem Hause geschwind hinunter, und empfange Dich unter den Ulmen."

„Und kömmst mit mir in's Haus, den alten Eltern zur Pflege, als mein gutes, treues Weib, und wir arbeiten rüstig mit Gottes Segen, und werden in zufriedener Ruhe alt, wo wir geboren sind."

„Das sind meines Herzens stille Wünsche," flüsterte sie, und barg sich an seiner Brust. „Ich kann nur hier glücklich sein, und mit Dir; dieses Thal ist meine Welt. Sieh, wie ein Stern nach dem andern über uns aufblitzt, ich werde oft hier stehen, wenn Du fort bist, und so in den weiten Himmel hinein schauen. Dann will ich immer an diese Stunde denken, und jeder kleine Stern wird mir Deinen Namen in's Herz leuchten."

Die Morgendämmerung sah den Jüngling scheiden, und als Elsbeth erwachte, floß ihm manche stille Thräne nach. Aber Arbeit, und ein natürlich froher Sinn, zerstreuten sie bald, sie suchte die Gegenwart durch stilles Hoffen zu verschönen, und durch emsiges Wirken zu nützen. Aber auch ihre Hütte sollte jetzt ein bitterer Unfall treffen. Caspars beträchliche Heerde ward von einer Seuche ergriffen, seine glatten wohlgenährten Kühe starben alle hin, und nicht lange, so theilte sich das Uebel auch dem kleinen Stall des armen Nachbars mit. Ach, die beiden treuen Thiere, fast die ein-

zige Nahrungsquelle der Armuth, lagen nun auch starr und leblos da, mit ihnen war Muth und Hoffnung in der Brust des Hausvaters gestorben. Weinend rang die Mutter die Hände, die traurige Elsbeth ging hinaus, dem übriggebliebenen Vieh sein Futter zu holen, und ihre Thränen ungesehen von den Eltern zu weinen. Es war schon dämmerig geworden, sie saß auf ihrem Felde, und starrte nach dem Rosenbusch hin, der die kleine Schlucht bedeckte, in die sie ehemals so oft Gras und wohlriechende Kräuter gebracht hatte. Wehmüthig lächelnd gedachte sie ihrer Kinderträume. Denn dafür mußte sie diese Erinnerungen halten, die schon länger als fünf Jahre hinter ihr lagen. Seit ihre Brust die Liebe kannte, hatte sie die Erscheinung nicht wieder gesehen, obgleich Neugier und Verlangen sie noch zuweilen in die Höhle führten. Auch jetzt glaubte sie also zu träumen, da der Rosenbusch sich regte und der kleine Mann hervortrat. Aber das Gebild zerrann nicht, wie sie wähnte, im Abendnebel, es schritt nahe an das Mädchen heran, und that den Mund auf, nach der Ursache ihrer Thränen zu fragen.

„Ach," seufzte sie, „in voriger Nacht hat die böse Seuche unsere Kühe hingerafft, meiner armen Eltern ganzer Reichthum. Wieder Vieh anzukaufen, gebricht es uns an Gelde, wir werden nun erfahren was bittrer Mangel ist. Ich zwar könnte schon alles ertragen, ich bin jung; aber Vater und Mutter darben zu sehen, lieber Gott! das ist gar zu schmerzlich."

Still hatte das Zwerglein ihrer Rede gelauscht; als sie zu Ende war, gebot er ihr, eine Möhre aus dem Acker zu

ziehen, auf welchem sie saß. Darauf zog er ein kleines Messer hervor, reichte es Elsbeth, und hieß sie Scheiben schneiden, wozu er murmelnd die Worte sprach:

„Rübenschnitt, wandle Dich,
Farb' und Glanz verkläre sich."

Da rollten fünf Scheiben, als funkelnde Goldstücke in Elsbeths Schooß. Betäubt ließ sie das Messer nachsinken, und achtete kaum auf des Kleinen Worte, der sie belehrte, Spruch und Messer, für ähnliche Noth, wohl zu bewahren, und kühnlich zu brauchen. — „O genug! o schon zu viel!" jauchzte Elsbeth, „Gott, was werden meine Eltern sagen!"

Drohend legte das Männlein die Hand auf den Mund. Elsbeth verstand ihn wohl, sie gelobte Gehorsam, und ihr heißer Dank entwölkte das finstere Antlitz wieder.

„Sei verschwiegen,
Laß Dir gnügen,
Sonst wird sich fügen,
Was Dich reut,
Ob's mich auch freut."

Mit diesen Worten wandte sich der Zwerg, und ging langsam nach der Höhle, wo er hinter dem Rosenstrauch verschwand. Elsbeth saß wie im Traume noch auf der nämlichen Stelle. Die Goldstücke ließ sie gedankenlos aus einer Hand in die andere gleiten, und erst die zunehmende Dunkelheit mahnte sie an den Rückweg. Aber was sollte sie nun den Eltern sagen? Ihre offene Seele sträubte sich gegen eine Erdichtung. Doch zitterte sie bei der Erinnerung an des Kleinen drohende Miene. Endlich nahm sie sich vor,

einen fremden Mann, dem sie ihren Kummer geklagt hätte, als den Geber der Goldstücke zu nennen; sie glaubte dabei im Grunde nicht zu lügen, und ging frohen Herzens und leichten Schritts der Hütte zu.

Der schönste Abend in dem Leben dieser Familie war nun gekommen. Vom Untergang gerettet, reich bis zum Ueberfluß, und jetzt noch mit dem genügsamen Sinn beschränkter Armuth, — wo wäre ein Kind des Glücks mit ihnen zu vergleichen gewesen? Nie hatten sie so viel Geld gesehen, sie labten sich an dem blinkenden Glanze, und überrechneten hundertmal die beste Verwendung der ungehofften Gabe. Der Vater verwies sich seine trostlose Trauer, und gelobte nie wieder zu verzagen. „Kinder," sagte er, und wog das Geld in der Hand, „ich glaube, so ein Stück kann gegen zehn Thaler werth sein, denkt nur, „da wären wir im Besitz von 50 Thalern. Gott weiß, ich wollte es wäre nicht so viel, solch' ein Reichthum ist nie mein Wunsch gewesen. Aber nun kann ich morgen nach der Stadt wandern, wo eben Jahrmarkt ist, und das beste Vieh in meinen Stall führen. Was übrig bleibt, legen wir für Elsbeth zurück, denn sie hat ja das Geschenk erhalten, ihr gehört es von rechtswegen."

„Nimmermehr, Vater," erwiederte sie, „giebt es doch so manches Bedürfniß, und das todte Geld sollte hier für mich liegen? Wie lange ist Euer Mantel schon unbrauchbar, der Mutter Kirchenkleid hält nur mühselig noch zusammen. Das wären Ausgaben die mich erfreuen könnten, und sich nun schon bestreiten ließen."

So sprachen sie bis tief in die Nacht, und die erste Früh-

röthe erweckte Vater und Mutter wieder, die mit einander in die nächste Stadt wandern wollten. Die Frau legte das Sonntagskleid an, und bemerkte mit einem Seufzer, daß es wirklich unscheinbar genug aussah. „Für die Stadt, für einen Jahrmarkt," sagte sie, „ist unser Anzug nicht gemacht, paßt auch gar schlecht zu dem vielen Gelde in unserem Seckel. Etwas neues für den Leib könnte wohl nicht schaden, und schwerlich kommt die Gelegenheit dazu jemals wieder so erwünscht."

Sie gingen; Elsbeth blieb fröhlich zurück. Sie reinigte und fegte den kleinen Raum der Hütte, putzte das Stübchen mit Blumen aus, und erlaubte sich sogar, ein viel besseres Mahl, als das gewöhnliche, für die ermüdeten Eltern zu bereiten. Als es Abend ward, ging sie ihnen eine Strecke entgegen, und bald sahe sie die Wanderer mit zwei schönen Kühen daher ziehen, auch trug der Vater ein ziemliches Päckchen auf dem Rücken, das ihm Elsbeth dienstfertig abnahm. Nun packte die lächelnde Mutter zu Hause triumphirend aus, pries jedes Stück besonders, rühmte auch den billigen Einkauf, und bedauerte nur, daß Elsbeth nicht mit in dem lustigen Gewühl des Markts gewesen wäre. „Hättest Du die Herrlichkeiten gesehen," erzählte sie, „die da zu kaufen standen, den freundlichen Zuruf der Verkäufer gehört, die dies und jenes schöne anboten, und allemal die größte Billigkeit versprachen. Das Geld tanzte mir in den Händen, ich hatte noch niemals so sehr gemerkt, wie viel wir doch eigentlich brauchen. Aber ich kaufte nur das nöthigste. Diesen warmen Mantel für den Vater, gleich fertig zum Umhängen, und dies Zeug zu Rock und Wams, für uns Beide, das

uns gar herrlich zu statten kommen soll. Der Vater wollte mir bei jedem Stück widersprechen, aber ich hörte einmal nicht auf ihn, so etwas verstehen die Männer nicht. Unsere besten Sachen sind ja so schlecht, daß man sich schämen muß, und halten keinen Monat mehr aus. Ohne diesen Glücksfall weiß ich nicht, wie wir länger mit Ehren hätten bestehen sollen."

Mutter und Tochter hatten nun alle Hände voll zu thun. Sie schnitten die neuen Sachen zu, und näheten emsig daran, während Bartel, der Vater, die Kühe auf die Berge trieb, wo das frischeste Futter und die reinste Luft war. Da der Gastwirth kein Stück mehr besaß, so mußte er nun die nöthige Milch bei Bartels kaufen, und dadurch floß der kleinen Familie wieder so mancher Gewinn zu. Denn die Kühe gaben genug, um auch noch die ehemaligen Abnehmer zu befriedigen; es war als ob ein eigener Segen über dem geschenkten Gelde gewaltet habe.

Sollte man aber glauben, daß durch dieses alles Frohsinn und Munterkeit in dem kleinen Kreise gefördert worden sei, so müßte das Mährchen ein anderes berichten. In der guten Mutter Herzen wogte so mancher Wunsch auf und ab, den sie früher nicht gekannt hatte, der ihr aber jetzt ganz natürlich schien; und seit die neuen Kleider sie zierten, gewahrte sie überall um sich die drückendsten Mängel. Da wollte kein Geräth mehr zusammenhalten, und der dreibeinige, seit Jahren schon gestützte Tisch ärgerte sie auf einmal so sehr, daß der Rest der Goldstücke einen neuen herbeischaffen mußte. Aber wie schlecht taugte dieser in die Gesellschaft der übrigen Sachen! „Ach," seufzte sie, „wer

alles so haben könnte, nicht schön und zierlich, nur ordentlich, haltbar und rechtlich! Ich bin nicht undankbar, und erkenne was wir haben; aber ich sage nur so meine Meinung: noch einmal so viel Goldstücke, und uns wäre für Zeitlebens geholfen."

Mürrisch hörte Bartel sie so reden. „Ihr Weiber," sagte er, „bleibt doch immer eitel und begehrlich, und macht alles Glück durch Euer Treiben zu Wasser. Ich kann mich nicht zufrieden geben, wenn ich bedenke, wie viel Vortheil es uns gebracht haben würde, wenn ich das übrige Geld zum Ankauf einer dritten Kuh verwandt hätte. Gehe ich Abends von den Bergen hernieder, so fällt mir der Gedanke ein, ich rechne, und rechne wieder, und bringe es am Ende in meinem Kopfe zu einer ganzen Heerde, ja endlich zu einem Bauergütchen, wo ich, statt mich im Alter zu plagen, sorgenfrei sitze. Aber dann fehlt immer das beste, der Anfang zu allem! — Der Gastwirth muß jetzt von mir kaufen, und unten in der Oelmühle, wohin er früher Milch und Butter schickte, möchten sie auch von unserer guten Waare. Wie bald würde ich die dritte Kuh, die vierte und fünfte angeschafft haben; es ist sonnenklar, daß Deine Eitelkeit allein das alles vernichtet hat."

Traurig hörte Elsbeth solche Reden an, in ihrem Herzen regte sich die Lust, Beiden genug zu thun, ihre Wünsche zu erfüllen, und die alte Zufriedenheit durch eine zweite Probe ihrer Kunst herzustellen. Stillschweigend ging sie nach dem Rübenfelde, hinter dem Rosenbusch nickte des Zwerges freundliches Gesicht ihr beifällig zu. Sie zog ihr Messer hervor, und schnitt, diesmal schon weniger genügsam, wußte auch

die Erzählung, wie sie zu der Spende gelangt sei, zu Hause kühner, und mit mehrerer Weitläuftigkeit zu erzählen. Wer war froher als Bartel und Frau Liese! Das Geld wurde bis zum nächsten Jahrmarkte sorgfältig verwahrt, und während die Mutter mit Elsbeth den Gang in die Stadt ausmalte, an dem das junge Mädchen diesmal Theil nehmen sollte, zog der Vater in den Abendstunden das Beutelchen hervor, zählte die Stücke, ließ sie der Reihe nach, bald so, bald anders aufmarschiren, und fand an diesem Zeitvertreibe so viel Behagen, daß er seufzend daran dachte, die Gefangenen ihrer Haft zu entlassen.

Endlich kam der Jahrmarkt heran, ein freundlicher Herbsttag; wohlgeputzt verließen unsere Drei ihr stilles Thal. Es war das erste Mal, daß Elsbeth sich in das Gewühl der Menschen mischte; sie staunte, ihr Herz klopfte vor froher Bewegung; diese Menge, diese Fröhlichkeit, die heitere Musik, die überall ertönte, alles berauschte, entzückte ihre Sinne. An einer bunten Wirthstafel fanden sie Platz, und verlangten das beste, denn Bartel meinte: ‚er müsse einmal sehen, wie reichen Leuten zu Muthe sei.‘ Man scherzte und lachte, sprach auch daneben viel von dem Ball am Abend, und mancher rasche Tänzer bewarb sich im voraus um des Mädchens Hand. Sie versagte es ungern, — dann war sie schon wieder auf dem Wege zur Heimath, — aber das fühlte sie doch: reichen Leuten mußte wohl recht angenehm zu Muthe sein; und sie wußte am besten, wie wenig es sie kosten würde, es ihnen allen gleich zu thun. Bald fuhr eine glänzende Kutsche vor das Haus, eine reich geschmückte Dame kam die Treppe hinab, alles sah nach ihr, pries ihre Schönheit,

rühmte ihre Kleidung; sie stieg, leicht grüßend, gewandt und anmuthig ein, und dahin rollte der Wagen. Elsbeths Augen folgten ihr; solchen Anzug hatte sie nie gesehen; wie plump, wie schlecht kam ihr dagegen der neue Sonntagsputz vor. Sie kleidete sich in Gedanken Stück für Stück eben so an, und hatte auf dem Rückwege Zeit genug solchen Träumen nachzuhängen, da auch die Eltern mehr sinnig als gesprächig daher gingen.

Auf der Bank unter den Ulmen saß Caspar mit seiner Frau, und rief die drei Wanderer zu sich heran. Er bewunderte die beiden Kühe, die den Zug beschlossen, unverkennbar waren Neid und hämische Neubegier in seinem Ton zu bemerken, während Brigitte still seufzend den Erzählungen der Nachbarin zuhörte, die ihr Glück nicht genug rühmen konnte. Elsbeth stand still daneben. Ihr fielen die bleichen Gesichter der lange nicht Gesehenen schmerzlich auf's Herz; das mühsam unterstützte Haus, die Aermlichkeit in der Tracht der Bewohner, — sie hätte ihr gutes Kleid gern verhüllen, den beginnenden Wohlstand der Eltern verbergen mögen, und zürnte über der Mutter Redseligkeit. Der redliche Conrad nahm in diesem Augenblick ihr ganzes Herz ein, und verdrängte alles Neue daraus, was heute so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie ließ die Eltern heim gehen, uud erstieg die Bergspitze, wo sie ihn zum letzten Male gesehen hatte. Da standen die Sterne glänzend hell, wie Boten seiner treuen Liebe, und schienen sie an ihr Versprechen zu mahnen. „Gott!" sagte sie, „ich bin so glücklich, und Deine Eltern darben, Du gute treue Seele? Aber Geduld,

schon morgen soll mein Messerchen diesem Uebel abhelfen, und manches Möhrenschnittchen in Dein Haus wandern.“

An Elsbeth lag es nicht, daß dieser fromme Vorsatz dem bedrängten Paare nicht nützte. Sie schnitt wohl oft für sie, das blankste Gold, wußte es auch heimlich genug bei kleinen Abendbesuchen in der Gastwirthin Körbchen, oder in des alten Caspars Tasche zu schieben. Aber wie erschrak sie, als sie einsmals nach so einer Gabe, am Morgen, eine Menge welker Möhrenscheiben unter den Ulmen verstreut fand, und den Wirth schelten hörte: ‚daß ein unberufner Spaßmacher, bald ihm, bald seinem Weibe, solch unnützes Zeug zuzustecken wüßte.‘

Der Herbst rückte näher. Die Abende wurden lang und kühl, und wie die Sonne von den Häuptern der Berge grüßend Abschied nahm, lagerte sich dichter Nebel über das enge Thal. An einem solchen Abende schickte Liese ihre Tochter hinaus, Möhren zu holen, die sie für den künftigen Mittag zubereiten wollten. Wie nun zuweilen irgend eine Tageszeit, eine eigene Beleuchtung der Gegend, uns ein vergangenes mehr als sonst gegenwärtig macht, so dachte auch Elsbeth heute, auf ihrem kurzen Wege, recht lebhaft an ihren abwesenden Freund. In eben solchem Wetter waren sie voriges Jahr so oft mit einander gegangen; jetzt hingegen war er fern, und sie durchstrich einsam dieselben Pfade. In diesen Gedanken versunken, nannte sie unwillkürlich mit leisen Tönen den geliebten Namen. „Ach,“ sagte sie, „daß Du wieder hier wärest, und wir immer und immer beisammen. Deine Elsbeth bleibt Dir treu, mag auch Herbst und Win-

ter noch mehr als einmal herankommen, ehe sie Dich wieder sieht.“

Ein lautes gellendes Gelächter weckte sie hier aus so rührenden Träumen. Sie blickte auf und sahe sich nahe bei der Höhle ihres kleinen Wohlthäters. Ein Grauen kam über sie, und nicht eher schlug ihr Herz wieder ruhig, bis der mitgebrachte Korb eilend gefüllt war, und sie mit beflügelten Schritten, in dichter Dämmerung, die Hütte erreichte. Hier hatte die fröhlich lodernde Flamme des Ofens, und der Schimmer der häuslichen Lampe alle Furcht bald verscheucht; sie schüttete die Rüben vor sich hin, und begann mit der Mutter sie zu reinigen und zu schneiden. Noch war Bartel nicht heim gekommen, die Beiden rückten näher zusammen, als sie draußen den Herbstwind mit dem dürren Laube rascheln hörten, und verkürzten sich die Zeit mit allerlei Gesprächen, deren Inhalt wieder der Jahrmarkt ausmachte. Alles, was von jener Lustparthie noch zu sagen war, ward hervorgesucht, und Elsbeth gefiel sich besonders in der Erzählung von dem Putz der schönen Dame, wovon ihr kein Band, keine Nadel fehlte. „So schön zu sein,“ meinte sie, „muß doch recht glücklich machen. Denkt nur, Mutter, gleich in der ersten Nacht träumte mir davon. Ich selbst glich jener Dame auf ein Haar, alles sah auf mich, ich konnte mich eben so fein und zierlich geberden. Ich war seelenvergnügt, lächelte Allen, und Jeder, den ich anblickte, pries sein Glück. Wie wunderlich doch die Träume spielen. Als ich aufwachte, war ich wieder Elsbeth, und von der Schönheit keine Spur mehr.“

„Kleider machen Leute,“ entgegnete die Mutter, mit ei-

nem wohlgefälligen Blick auf das Mädchen. „Wenn Du solche Sachen anhättest, wärest Du wohl leicht noch schöner, als die Dame, die Dir so sehr gefiel. Deine frische Farbe kann sie nicht erzwingen, so wenig wie Du ihre seidnen Kleider, ihre Spitzen und Bänder. Hätten wir das, so könnte Dein Traum leicht Wahrheit werden, Du selbst solltest die vorige Elsbeth nicht mehr erkennen."

„Das möcht' ich sehen!" rief Elsbeth aus, und schlug die kleinen Hände freudig zusammen. „Im Grunde wäre es doch nur ein unschuldiger Spaß, den man sich wohl einmal machen könnte."

„Ja, wenn Möhrenscheiben Geld wären," sagte Frau Liese, tief aufseufzend.

Betroffen blickte Elsbeth auf die Mutter, und sagte: „Je nun, dazu könnte Rath werden." Sie wußte selbst nicht, wie diese Worte über ihre Lippen gekommen waren, noch weniger war sie sich deutlich bewußt, wie sie das Zaubermesser ergriffen, ihr Sprüchlein gemurmelt, und ein Duzzend Scheiben geschnitten hatte. Erst das Erstaunen, das Jubelgeschrei der Mutter, und der Glanz des Goldes, das unter ihren Händen anwuchs, brachte sie völlig zur Besinnung. Wie wäre es aber möglich die nächsten Augenblicke zu beschreiben! Die Fragen und Antworten, die neuen Versuche, die Pläne, die in der Alten Gehirn, schnell wie Seifenblasen entstanden, und vergingen. Ein heftiges Klopfen an der Hausthür ward endlich von ihnen gehört, und Bartels scheltende Stimme, der schon eine Viertelstunde vergebens auf Einlaß gehofft hatte. Sein Eintritt erneuerte die vorige Scene. Auch er mußte das unglaubliche mit Augen sehen,

und Elsbeth schnitt so lange, bis ein ziemlicher Beutel, in welchem der Vater Sämereien zu verwahren pflegte, bis an den Rand gefüllt war.

Es war ihr, als sie endlich um Mitternacht zu Bette ging, als ob die Last des Goldes auf ihre, sonst so leichte Brust gefallen sei. Eine ziemlich vernehmliche Stimme, in ihrem Innern, sagte ihr, daß sie Unrecht gethan habe, und selbst das, was sie dazu verleitet hatte, eine jugendlich verwegene Eitelkeit, konnte ihr nun keinen Trost geben. Sie schlief wenig, und stand noch vor Tage wieder auf. Da saßen die Eltern noch auf der nämlichen Stelle, bei der ausgebrannten, dampfenden Lampe. Liese schlief, in den Stuhl zurückgelehnt, und der Vater war vorwärts mit dem Kopf auf den Beutel gesunken, den er umfaßt hielt. Spät erst erwachten Beide, und Bartel lachte laut auf, da ihn Elsbeth erinnerte, das brüllende Vieh zu beschicken.

„Mag nun ein Anderer die Kühe hüten," sagte er. „Ich denke, Mutter, wir schenken sie dem Gevatter Gastwirth, und das noch heute. Ihr Weiber, werft nun Spindel und Nadel bei Seite, übt Euch in vornehmen Redensarten, putzt Euch heraus, so gut Ihr könnt, ich gehe heute noch in die Stadt, und besorge das nöthige. Dann Lebewohl Hütte und Thal; — der Herr von Bartel, nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, sucht sich die Kaiserstadt zur Wohnung aus, und denkt künftig, er hat einmal geträumt, ein armer Landmann gewesen zu sein."

Elsbeth erschrak sehr, ob dieser Ankündigung. Traurige Folgen ihrer Geschwätzigkeit hatte sie dunkel geahnet, nun traten sie ihr scharf gezeichnet entgegen, und sie mochte ihren

Kummer nicht bergen. „Von hier scheiden? und auf immer?“ rief sie schmerzlich aus; „ach, Vater! das habt Ihr gewiß nicht bedacht! Gebt acht, wie Euch zu Muthe sein wird, wenn Ihr die lieben Berge nicht mehr seht, und große steinerne Häuser Euch Luft und Herz beengen. Ich vollends werde es sicher mit dem Leben bezahlen. Conraden habe ich d'rum gelobt, ohne ihn möchte ich nimmer leben; der aber wird nicht von hier gehen, auch kein vornehmer Mann werden wollen.“

„Andere Zeiten, andere Gedanken,“ entgegnete Bartel. „An Freiern wird es Dir nicht fehlen, der ehrliche Conrad stände mir nun schlecht zum Schwiegersohn an. Komm nur erst hinaus in die lustige Welt, die kahlen schwarzen Berge sollst Du bald vergessen. Das wird ein Leben werden! Von nun an wird nichts mehr gearbeitet. Alle Tage zwanzig Leibgerichte; Tischchen decke Dich, Herr von Bartel hat Eßlust. Das fetteste Fleisch, in einem See von brauner Butter, Reisbrei mit Zucker und Zimmt eine Hand hoch, nichts von Brot, alles Kuchen! Wasser sehe ich nicht mehr an, lauter Wein. Den ganzen Tag fahren wir aus, Abends zähle ich Goldstücke!“

„Ei, wohin denkst Du,“ eiferte Liese. „Abends haben wir Gäste, wie alle vornehmen Leute, Grafen und Fürsten, da wirst Du ganz andere Beschäftigung haben. Die werden Augen machen; Gold und Silber, wohin sie sehen. Und gieb acht, wie Elsbeth und ich uns ausnehmen werden. Ein Kleid von Spitzen wünsche ich mir unter andern, und grüne, blaue und rothe Diamanten.“

Für jetzt machte Herr von Bartel Anstalt, die Kühe zu

seinem Nachbar zu treiben, und kaum war er mit ihnen hinweg, als auch Elsbeth das Freie suchte. Sie lenkte ihre Schritte gerade nach der Höhle hin, und setzte sich unter dem Rosenbusch nieder. „Guter, kleiner Mann," rief sie da mit lauter Stimme, „hier ist Elsbeth, der Du wohl zu thun dachtest, und die sich nun selbst in's Unglück gebracht hat. Das ist nun das letzte Mal, daß ich hier sitze, komm heraus, damit ich Dir meine Thorheit abbitte, und meinen Kummer vor Dir ausweine. Höre mich nur," fuhr sie nach einer Pause fort, da sich nichts regte, „und thue mir den letzten Liebesdienst. Wenn Conrad hierher kommt, so grüße ihn von seiner Elsbeth, und weise ihn nach der Kaiserstadt, wohin der Eltern Sinn steht." Da erschallte zur Antwort dasselbe Gelächter, das sie den Abend zuvor gehört hatte, und des Zwerges bekannte Stimme ließ sich vernehmen:

„Was Du gethan hast, sah ich zuvor,
Sollt' ich ihn weisen, wär' ich ein Thor,
Bin ich vertrieben durch diesen Knaben,
Soll er Dich nimmer und nimmer haben!"

Als Elsbeth zu Hause kam, war der Vater noch nicht da, obgleich der Mittag beinahe vorüber war, und die Mutter mit dem Essen schon auf beide gewartet hatte. Sie mußten es endlich allein zu sich nehmen, und selbst die Dämmerung brach herein, ohne den Abwesenden wieder zu bringen. Frau Liese gab der tiefsinnigen Elsbeth eine Möhre in die Hand, sie meinte: ‚das werde sie zerstreuen, auch lasse sich das gefertigte wohl brauchen.' Das arme Mädchen schnitt still in ihren Schooß, manches Thränchen perlte mit den Scheiben hinab. Dagegen entfaltete die Mutter

eine Welt voll Annehmlichkeit uud Luſt vor ihrem Blick, die zuletzt die naſſen Augen trocknete, und den jugendlichen Sinn zu ſich hinzog. Endlich, ſchon in tiefer Finſterniß, trat Bartel verdrüßlich ein. Er war faſt erſtarrt vor Kälte, und warf ſich in den Seſſel am Ofen. „Sollte ich doch," brummte er, „noch den letzten Tag alle Beſchwerden meiner elenden Lebensart doppelt und dreifach empfinden. Wie Ihr mich hier ſehet, bin ich den ganzen Tag unter kein Dach gekommen, und Berg auf, Berg ab, ohne Raſt und Ruhe gelaufen."

„Aber mein Gott," hub die Alte ſpöttiſch an, „die geduldigen Kühe tauſend Schritt weit zu treiben, iſt doch, denk' ich, kein Rieſenwerk."

„Wie Du es verſtehſt," war die Antwort. „Ja, wenn alles natürlich zuginge, und der Böſe nicht zuweilen ſein Spiel hätte. Gleich bei dem erſten Bergpfade lenkten die Thiere ihre Schritte aufwärts, und es war vergebens, ſie auf den rechten Weg bringen zu wollen. Ich mußte ihnen folgen, da verloren ſie ſich einzeln im Dickicht oder in Klüften, hatte ich zwei, ſo fehlten drei und vier, und waren jene eingeholt, ſo vermißte ich die anderen. Immer weiter trieb und neckte es mich, immer höher mußte ich klettern; bis der Abend heran kam, und breite Felsſpalten mich von den Widerſpenſtigen trennten. Da kehrte ich um, und überließ ſie ihrem Schickſal. Ich bin todtmüde, und muß morgen früh auf, die Möhrenſcheiben in der Stadt in Umlauf zu ſetzen."

Nach allem Vorhergegangenen wird es Niemand überraſchen, daß nach zwei Tagen ein ſchönes Fuhrwerk vor

Bartels Hütte hielt, Mann und Frau nebst Elsbeth, etwas wunderlich aufgeschmückt, einstiegen, und den engen Bergweg hinab in die Ebene hinrollten. Elsbeth hatte vorher noch Gelegenheit gefunden, ihres Conrads Eltern von dem Ort zu benachrichtigen, wo sie künftig wohnen würde, und dies war genug ihren jugendlich leichten Sinn von den Wolken der Trauer zu befreien. Die kleine Hütte ward verschlossen, und von ihrem früheren Besitzthum folgte der Familie nur der Schlüssel und ein gewaltiger Sack voll Möhren. Alles auf der ziemlich weiten Reise setzte die Neulinge in Erstaunen, aber das Ende derselben, die unermeßliche Stadt, mit ihren Thürmen und Palästen, schien ihnen Feenwerk. Der Beutel ward fleißig geöffnet, und durch seinen Zauber gelang alles auf's beste. Ein schönes Haus nahm die Ankömmlinge auf, alle Handwerke wetteiferten, ihre seltsamen Gedanken in's Werk zu richten, und bald drängten sich Neugierige jeder Art zu ihnen, den unermeßlich reichen Mann kennen zu lernen, der das Geld wie Spreu umher warf. Ein glänzender Zirkel nahm die Familie auf, man schilderte den Herrn von Bartel als einen biedern deutschen Mann, der falsche Folien verachtete, die gnädige Frau als ein angenehmes Original, und strafte die eigene Urtheilskraft Lügen, wenn sich an diesen steinreichen Leuten etwas ungebildetes, oder irgend ein Mangel an guter Sitte hervorthun wollte. Elsbeth, die sich bald genug in das fand, was wir feine Welt nennen, die einzige Erbin dieser Schätze, war die Angebetete ihrer unbeweibten Hausfreunde. Hofleute, Militairs, tiefverschuldete Rittergutsbesitzer, und spekulirende Kaufleute warben um ihre Hand; sie fand das allerliebst, ihr Herz

blieb unberührt, sie glaubte es ihrem Conrad zu bewahren, und bemerkte nicht, daß die Eitelkeit ihm ein Räumchen nach dem andern in seinem Eigenthum streitig machte. Theater, Bälle, Redouten, Thee's und Gastmähler füllten ihre Zeit gar angenehm aus, zur Erinnerung an ehedem hatte sie wenig Muße, denn die Augenblicke, die ihr blieben, mußte sie ja Möhren schneiden, und dabei auf einen neuen Anzug denken, der alle vorigen übertreffen sollte. Frau Liese litt dagegen, in ihren weitfaltigen Stoffkleidern, mit Gold und Silber reichlich behangen, und von Brillanten schimmernd, bei diesen Festen anständige Langeweile; während Bartel, um demselben geheim nagenden Uebel zu entgehen, mög=liches und unmög!iches versuchte. Er ritt und fuhr, wollte in goldenen Schrittschuhen das Eis befahren, warf Geld zum Fenster hinaus, und freute sich der blutigen Köpfe der Gassenjugend. Alles wollte er golden haben, und gerieth in Wuth, wenn man ihm ein anderes Material als brauchbarer für seinen Zweck vorschlug. „Wofür habe ich das viele Geld," sagte er dann, „wenn ich es nicht brauchen soll? gut essen und trinken, sich putzen und vergnügen, können andere Leute auch, ich will was besonderes." Endlich ge=rieth er auf den Einfall, das Pharo zu versuchen, wobei er jeden Abend ungeheuere Summen verspielte. „Die Möhren sind gerathen," rief er lachend aus, „wir dürfen nicht für leere Beutel sorgen."

Der Winter war vergangen, und nun sollte Elsbeth sich, nach dem Willen des Vaters, für einen ihrer zahlreichen Freier entschließen. Herr von Bartel hatte, aus leicht be=greiflichen Ursachen, die Bedingung gemacht, daß er sich

von seiner Tochter nicht trennen dürfe, und die Hoffenden, so wenig ihnen im Grunde solche Gemeinschaft gefiel, fügten sich mit der besten Art in die Sache. Jeder wußte nun auf seine eigene Weise des Mädchens weiches Gemüth zu bestürmen, die in ihrer Unbefangenheit nicht ahnete, wie viel Antheil die Möhren an der liebenden Verzweiflung hatten, die sie sich so sehr zu Herzen nahm. Einstmals, da sie an einem Frühlingsnachmittag mit der Mutter ausfahren wollte, und zwei ihrer Anbeter sie zum Wagen begleiteten, siehe, da stand ein junger Landmann, in einfacher Tracht, an die Thürpfoste gelehnt, blickte sie starr an, und nannte ihren Namen. Ihre Augen fielen auf ihn, es war Conrad.

„Mein Freund," sagte ihr Begleiter, „was will er von dem Fräulein? Ohne Zweifel irrt er in der Person."

„O ja," entgegnete Conrad finster, „ich habe mich in ihr geirrt."

Zitternd ließ sich Elsbeth in den Wagen heben, sie hatte nicht den edlen Muth sich in dieser Gesellschaft zu ihrem Jugendfreunde zu bekennen, auch zog die Mutter sie ängstlich hinauf, und flüsterte ihr zu, den Schleier fallen zu lassen. Aber aus Elsbeths Seele war des Jünglings Bild nicht so leicht zu vertilgen, es hatte die ganze Fülle süßer Jugendfreuden mitgebracht, und wie der Wagen sich weiter entfernte, überfiel sie die schmerzlichste Reue. Sie rief, so bald sie konnte, einem Bedienten, und gab ihm den Auftrag jenen Landmann zu suchen, den sie Abends im Garten zu sprechen wünschte.

Diese Unterredung, so schmerzlich, und doch so süß, dieses Wiedersehen, so ungeahnet, durch so manchen Zweifel ge-

trübt, und doch so beglückend, mag sich jedes Mädchenherz selbst malen. Dem Mährchen will es nicht gelingen, es eilt vorwärts, und berichtet nur, daß Elsbeth, nachdem sie dem jungen Mann das große Räthsel ihres Reichthums gelöst hatte, ihn zu bereden wußte, in einer anständigen Maske bei ihrem Abendzirkel zu erscheinen, wo er alsdann ihren Eltern ein willkommener Gast sein werde. Conraden war der Vorschlag nicht ganz recht, aber wozu könnte nicht Liebe die Liebe bewegen; Elsbeth that ihm ein Gartenhaus auf, verhieß, einen Anzug des Herrn von Bartel zu schicken, und hüpfte fröhlicher als seit lange, singend, wie in ihren Bergen, dem Hause zu. Hier war schon alles festlich bereitet, Frau Liese saß in ihrer ganzen Breite auf dem Sopha, die Gäste zu erwarten; Bartel streckte sich gähnend im Lehnstuhl, und ließ einen Daumen um den andern kreisen. Elsbeth fiel der Mutter stürmisch um den Hals, und kündigte ihren Conrad an. „Er wird nicht wie ein Bauer erscheinen, liebe Eltern," sagte sie, „und nicht wahr, wenn er einwilligt, mit uns hier zu leben, soll von den andern Freiern nicht mehr die Rede sein? Ach, Gott, mir ist ganz anders zu Muthe wie vorher! Recht, als hätte ich lange, lange gelebt, und wäre auf einmal wieder ein fröhliches Kind geworden."

„Ich wollte," sagte Bartel laut gähnend, „es würde mir auch einmal anders zu Muthe. Das ewige Einerlei bin ich herzlich satt. Wenn nur gescheute Leute sich darauf legten, neue Vergnügungen zu erfinden, damit ein reicher Mann sein Geld anwenden könnte. Sag' mir ehrlich, Liese, ob Dir unsere Assembleen Spaß machen, ob Du eigentlich

die verdammten Concerte gern hörst, oder die weinerlichen Stücke in der Comödie? Eure schönen Kleider sieht auch niemand mehr an, Sammet mit Gold und Silber ist nun schon was Altes, und was besseres giebt es nicht. Was hilft es nun eigentlich, daß Möhrenscheiben Gold werden? Essen und trinken ist noch das beste, aber man kann es doch nicht immer treiben."

Die Ankunft mehrerer Gäste unterbrach Bartels Klagen, der Saal füllte sich nach und nach, endlich trat auch Conrad herein. Ihm war wie dem Verirrten, unter fremden Nationen, er hielt sich fern von der vornehmen Welt, zu Elsbeth und ihren Eltern, aber sein scharfer gerader Verstand beurtheilte alles genau und richtig. Als die Gesellschaft aus einander ging, ward er zu bleiben genöthigt, theilte die köstliche Abendmahlzeit der Familie, schlief die Nacht in einem prächtigen Zimmer, und wollte zwar am andern Morgen scheiden, aber Elsbeths Bitten, und sein eigenes heißliebendes Herz, machten diesen Vorsatz schwinden. So ging es jeden Morgen, und Conrad befand sich schon mehrere Tage in der Stadt, auch hatte ihm Bartel deutlich genug gesagt, daß es nur auf ihn ankomme, den Bartelschen Adel, und Elsbeths Hand anzunehmen. Elsbeth, die es wohl sah, wie unmöglich es dem Jünglinge ward, sich von ihr zu trennen, schwamm in einem Meere von Freude, und nun erst mochte sie sich recht des Ueberflusses freuen, da es ihr vergönnt schien, ihn mit Conrad zu theilen.

Wie mußte sie daher erstaunen, als er eines Morgens in seinen ländlichen Kleidern zu ihr eintrat, völlig zur Wanderung gerüstet, und mit trüben, ja verweinten Augen.

„Elsbeth," sagte er, „ich muß Dich verlassen, mag es mir gehen, wie es immer will, daß ich fort muß, ist doch gewiß. Ich habe es diese Nacht unter tausend Thränen beschlossen. Sieh, in Euer Leben tauge ich nicht, ich würde verkümmern und verderben. Euer Geld würde mich drücken, und glaube mir nur, es drückt Euch auch. Sieh nur Deinen Vater an, der sonst so fröhlich über die Berge schritt, der Abends nach der Arbeit so wohlgemuth und zufrieden war, kennst Du ihn noch? Seine Thaler machen ihm keine frohe Stunde, und doch weiß ich, wie ihn ehemals ein erworbener Groschen erfreute. Es ist Gottes Wille, daß der Mensch sich mühen soll um die zeitlichen Güter, wer sie ohne Mühe hat, dem bringen sie keinen Segen. Als mir die Mutter vor sechs Wochen schrieb, daß mein armer Vater gestorben sei, und ich nun ihre einzige Stütze wäre, da wanderte ich mit fünfzig ersparten Gulden in die Heimath. Ich hätte wohl mehr gehabt, aber ich schickte von jedem Gewinn die Hälfte den Eltern, die andere legte ich mit stiller Lust zurück, ich glaubte Dich damit zu beglücken. Sieh, ich gäbe diese funfzig Gulden nicht für Euren ganzen Reichthum. Mir werden sie nun nichts nützen, aber wenn ich sie ansehe, denke ich aller der nützlich durchlebten Stunden, und der schönen Gefühle, mit denen ich das redlich Erworbene anwachsen sah. Ach, Elsbeth, der Zwerg hat es nicht gut mit Dir gemeint, und mich hat er um all' mein Lebensglück betrogen. Lebe nun wohl, mache mir das Herz nicht schwer, und laß mich ziehen."

Es war vergebens, dem armen Conrad seinen festen Entschluß ausreden zu wollen, selbst des Mädchens heiße Thränen vermochten es nicht. „Es ist," sagte er, „als ob

Du oben auf der Bergkuppe ständest, und ich unten im Thale, und zwischen uns wäre eine breite meilenlange Kluft gerissen, die ich nicht überspringen könnte. Da würde ich denn wohl zeitlebens sehnsüchtig zu Dir hinaufschauen, mich freuen, wenn es Dir oben wohl ginge, und mich nach keinem Glück mehr umsehen, aber zu Dir hinauf könnte ich ja doch nicht. Lange wird es mit mir nicht dauern. Als der Sturm in meiner Kindheit die Hälfte von der großen Ulme abriß, sah die andere auch keinen Frühling mehr, sie starb nach, und der Vater ließ sie traurig fällen."

Diese Worte, mit welchen Conrad sich aus Elsbeths Armen riß, hallten der Armen nun immer im Gedächtniß wieder. Verschwunden war ihr jugendlicher Frohsinn, und zerstreute sie sich auch am Tage gewaltsam, so brachten ihr schlaflose Nächte, und lebhafte Träume das Bild ihres Kummers vor die zagende Seele. Auch von außen naheten sich Leiden, die der Macht des Reichthums trotzten. Bartels Gesundheit, durch Unmäßigkeit untergraben, schwand mehr und mehr, er legte sich auf's Krankenbett und erkannte, unter bittern Klagen, die Ohnmacht alles irdischen Gutes. Wie er in der Mitte des folgenden Winters dahin war, und der herbste Schmerz die zwei Uebriggebliebenen gegen alle Weltfreuden kalt machte, trat die einfache schöne Vergangenheit verklärt vor die trauernde Tochter, sie fühlte, daß es für solche Leiden nur einen Trost gäbe, die sanfte Theilnahme einer liebenden Seele. Auch die Mutter, so wenig sie anfangs ihre eigenen Gefühle begriff, dachte jetzt oft in das einsame Thal zurück. Sie hatte in dem Zeitraum ihres glänzenden Glücks so viel peinliche Langeweile, so viel Un-

ruhe, Zwang und Unmuth gelitten, wie nie zuvor. Sich in neue Beschäftigungen zu finden, war sie zu alt und ungeschickt, und doch konnte sie, besonders seit die Trauer sie mehr im Hause hielt, zuweilen eine so heftige Sehnsucht nach Arbeit empfinden, wie sie sie ehedem nach Vergnügen empfand. So stand sie einmal gegen die Zeit der ersten Frühlingssaat mit Elsbeth an einem Fenster, das in's Freie sah, und blickte auf ein fernes Feld, das rüstige Arbeiter belebten. „Ich möchte," sagte sie zu der Tochter, „da drüben mit geschäftig sein. Wahrhaftig, es könnte mir die größte Freude machen, einmal wieder zu pflanzen und zu bestellen. Ich denke überhaupt oft nach Hause. Es war doch recht hübsch in dem kleinen Thale, und unsern Vater hätten wir wohl auch noch, wären wir arme Leute geblieben. Kurz, Elsbeth, es kommen mir zuweilen wunderliche Gedanken. Ich möchte sagen, arme Leute wären eben so glücklich als reiche, nur daß sie es nicht wissen. Könnten sie alle einmal aus Möhren Geld machen, sie würden es schon einsehen. Der liebe Gott hat keines seiner Kinder lieber als das andere."

Das fiel, wie ein elektrischer Funken, in Elsbeths betrübtes Herz. „Denkst Du so, Mutter!" rief sie jubelnd aus, „so ist uns allen gerathen, Dir, mir und dem armen Conrad. Sieh, wie heiter die Sonne lacht, wie grün die junge Saat das Feld schmückt. Laß uns wieder hinaus ziehen, als einfache Kinder der Natur, und dem Glück seine falsche Gabe zurückgeben!"

So ernstlich war es nun freilich von Frau Liesen nicht gemeint, allein was wollte sie thun? Die neue Hoffnung goß frisches Leben in ihrer Tochter krankes Herz, das sahe

sie wohl, und sie mußte das Herz unheilbar verwunden, um sie ihr wieder zu entreißen. Rastlos besorgte nun Elsbeth alles, was der Abreise vorausgehen mußte. Das kostbare Geräth, die schönen Kleider, die theure Equipage wurden verkauft, und das Geld sorglich gesammelt, denn sie wollte von ihrer Zaubergabe nie mehr Gebrauch machen; die forschenden Bekannten aber, besonders die hoffnungsvollen Freier, wurden mit Vorwänden so lange getäuscht, bis eines Morgens Mutter und Tochter in aller Frühe verschwunden waren.

Wie ein bunter sinnloser Traum lag die Vergangenheit vor Elsbeth, als sie die Berge, in blauem Duft gehüllt, von fern erblickte, unter denen ihre frohe Kindheit erblüht war. Sie hob die Arme empor, sie lachte und weinte, sie fiel der Mutter jauchzend um den Hals. Am Eingange des Thals sprang sie aus dem Wagen, und eilte einen kürzeren Fußsteig über die Weidenbrücke. Sie wußte nicht, wie sie bis unter die Ulmen am Gasthause gekommen war, sie lag weinend an des erstaunten Conrads Brust. Welch' ein seliger Abend. Liebe und süße Gewohnheit nahmen die Wiederkehrende auf, um sie nie wieder zu verlassen.

Die halbe Nacht war den beiden Wittwen und ihren Kindern in Plänen vergangen, wie künftig ihre kleine Einrichtung zu machen sei. Die jungen Leute wurden zuvörderst feierlich verlobt, die Alten beschlossen mit ihnen zu leben, und den Rest von Elsbeths Golde zur Besserung des Gasthauses, und zur Hülfe für manchen andern Mangel zu verwenden. Mehr mochten sie nicht von des Zwerges Gabe, und als am nächsten Tage kaum der Morgen graute, ging Elsbeth heim-

lich zu der bekannten Schlucht, ihm sein Messer wieder zu bringen. Es war schauerlich still in der Gegend, der Rosenbusch trieb nur eben kleine Blätter, sie übersah den engen Raum der halbdunkeln Höhle ganz, und rief mit leiser Stimme: „Freundlicher, hülfreicher Geist, ich komme, Dir Dein Geschenk wieder zu bringen; willst Du es, mit meinem Danke von mir annehmen, so komm hervor, daß ich Dich noch einmal sehe.“ Es blieb todtenstill, kein Laut ließ sich hören. — „Willst Du mir Deinen Anblick nicht gönnen?“ sprach das Mädchen weiter, „so mag die Wundergabe, die mir nichts mehr nützt, hier in der grünen Erde schlummern, wo Du sie wohl zu finden wissen wirst. Nimm sie zu Dir, daß mich nicht einst mein eitles Herz verleiten möge, sie wieder hervor zu ziehen.“

Damit machte Elsbeth ein kleines Loch am Fuße des Rosenstrauchs, und ließ das schlanke Messerchen fröhlich hineinschlüpfen.

Die Hochzeit ward nun gefeiert, kein prunkvolles Fest, aber ein heiliger Feiertag glücklicher Herzen. Als man aber den Schatz der jungen Frau hervorsuchen wollte, um ihn verabredetermaaßen zu verwenden, siehe, da war er verschwunden. Frau Liese durchwühlte umsonst ihre wohlverschlossenen Koffer, kein Beutel war zu finden, und Elsbeth erkannte die Tücke des Zwerges, der ihrem Conrad nichts von seiner Gabe gönnen wollte. Da fing nun freilich die Wirthschaft sehr spärlich an, und das Leben der jungen Leute war reich an Arbeit und Mühe, ohne sonderlichen Gewinn. Doch sie blieben muthig, freuten sich doppelt der guten Stun-

den, trugen die Sorgen gemeinsam manches Jahr, und zählten am Ende nur die guten Tage!

Es geschah aber, daß Elsbeth eines Abends, mit ihrem Kinde im Arm, auf's Feld ging, und weil der Kleine Nahrung verlangte, sich dicht bei der Zwergenhöhle niedersetzte. Wie sie nun so da saß, die wachsenden Bedürfnisse des Kindes bedachte, und sorgenvoll den Bestand ihres Vermögens damit verglich, war es ihr, als höre sie sich leise rufen. Sie erschrak und blickte sich um, aber es war nichts zu sehen, doch eine wohlbekannte Stimme redete ihr zu, neben den Rosenbusch einzugraben, und das Messerchen als Geschenk für ihr Kind wieder zu sich zu nehmen. Was dabei in ihrem Herzen vorging, ist nicht kund geworden, genug, daß eine ziemliche Zeit verfloß, ehe sie, der fort und fort mahnenden Stimme, folgende Antwort gab:

„Habe Dank, Du unermüdeter Freund, für Deine wiederkehrende Huld, Dein Geschenk aber möge ruhen, wo ich es wohlbedächtig verbarg. Ich meine, solche Gabe gehört nicht in die Hände des schwachen Menschen. Dir ist nicht unbekannt, wie sie mich verführte, wie ich die gebotene Verschwiegenheit vergaß, meinem Conrad fast die Treue brach, und den Stolz in mein eitles Herz aufnahm. Willst Du mein Kind beglücken, so laß unsere Arbeit und Mühe gedeihen; Arbeit erhält das Herz gesund, und das Leben frisch. Wenn Du die Erde bewohnst, wie mich immer dünken wollte, so weißt Du besser als ich, daß ihr Schooß noch manches köstlichere birgt, als blankes Gold. Laß einen andern Segen für uns daraus hervorgehen, daß unser Wohlstand

still und mäßig zunehme, durch unserer Hände Fleiß, und wir wollen Dich als den Schöpfer unseres Glücks ehren."

Der Erdgeist mußte Elsbeths Bitte wohl zu Herzen genommen haben, ob sie gleich unbeantwortet blieb, denn bald nachher entquoll dem Felsen dicht am Rosenstrauche ein kleiner munterer Quell, von gar lieblichem Geschmack, der anfangs unbemerkt im weichen Moose hinfloß, in kurzem aber von verständigen Reisenden bemerkt, und als ein vorzügliches Heilmittel gegen mancherlei Uebel erkannt wurde. Da ward das schöne stille Thal lebendig, kranke Gäste besuchten es hoffend, und gingen geheilt von der Segensquelle hinweg, die nun sauber gefaßt, und weit und breit berühmt ward. Conrad und Elsbeth beherbergten die Fremden, und hatten dabei so guten Gewinn, daß sich nach Jahren noch ein zweites Haus, auf der Stelle von Bartels Hütte erhob, und die Familie bei munterer Regsamkeit im blühendsten Wohlstand lebte. Elsbeths dankbares Herz wußte wohl, wem sie ihr Glück schuldig war. Sie ging oft in der Dämmerung an die Quelle, verweilte stundenlang da, und rief auch wohl den kleinen Mann, der ihr ehedem so oft erschien; doch vergebens, ihr heißer Dank verhallte in der weiten Luft, und nur das Echo beantwortete ihn. Als aber ihre Kinder in der Folge allein die Berge durchstreiften, hörte sie sie nicht selten von einem Gespielen plaudern, den sie gar gut kannte, und ein bedeutender Blick auf ihren Mann, erinnerte diesen an die Zeit ihrer jugendlichen Spiele.

Der Wahrſager.

„Und endlich, aller Erdennoth entronnen,
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen." —

A. W. v. Schlegel.

„Komm heute Abend in die Tapetenstube, Liesbethchen," sagte Julchen ganz heimlich, „ich habe Dir etwas zu sagen."

„Mußt Du denn immer flüstern, Julchen?" hob sogleich Madame Lehnhard an, „Du weißt, daß ich es durchaus nicht leiden kann. Laß mir Liesbeth gehen, sie ist ohnedem mit der Zunge flinker als mit den Händen, und hat die Augen, statt auf der Nath, unten auf der Straße."

„Da kommen die Franzosen!" schrie Liesbeth auf, und alles trat an's Fenster. Es war ein kleiner Trupp Dragoner, der im Städtchen rasten wollte. Die Mädchen sahen ihnen aufmerksam nach, und benutzten den Augenblick zu näherer Bestimmung der abendlichen Zusammenkunft.

Langsam schlich der Nachmittag hin, Madame Lehnhard war heute übler Laune. Die Mädchen, besonders Liesbeth, konnten ihr nichts recht machen, sie sahen sich nur verstohlen an, und auch diese Blicke entgingen selten der scharfen Grenzwacht. Gegen Abend trabte ein Pferd vorüber, mit einem wohlbekannten Reiter; es war der Baron Hohenblatt; er gab dem Pferde einige empfindliche Weisungen mit dem

Sporn, und es machte die erwarteten Sätze, wobei der Reiter sich possirlich genug ausnahm, dann sah er an's Fenster und schickte einen zierlichen Gruß hinauf. Liesbeth lachte laut auf.

„Was giebt es zu lachen?" fragte Madame Lehnhard.

„Tantchen, diesmal hätten Sie selbst gelacht," antwortete das Mädchen. „Der Baron zu Pferde! So etwas ist Ihnen noch nicht vorgekommen. Wahrhaftig, das wäre die schönste Carrikatur. Und wie er Dich ansah, Julchen, ich glaube gar, Du hast an dieser Schönheit eine Eroberung gemacht."

Julchen wurde blutroth, aber ihre Mama noch viel röther. „Schweig, Du unbesonnene Dirne," schalt sie. — „Wirst Du denn zeitlebens nicht lernen, wie viel Bescheidenheit Deines Gleichen braucht, um in der Welt fortzukommen? Der Baron ist ein sehr achtungswerther, sehr reicher Mann, den kleinen Fehler seiner Figur kann nur so ein albernes Ding, wie Du, in Anschlag bringen. Du könntest dem Himmel danken, Mamsell Vorlaut, wenn Du so eine Carrikatur wärest, und Geld hättest, dann würden wir uns bald ohne Dich behelfen müssen, was wir jetzt nicht zu befürchten haben. Geh' in die Küche. Laß den Braten nicht zu braun werden, mein Sohn ist es gut gewohnt, sieh zu, daß Du keine Schande hast." —

Herr Lehnhard, der angesehenste Kaufmann im Städtchen, hatte ein schönes Haus, einen großen Garten, gab oft glänzende Diners, und stand im Ruf eines soliden Reichthums. Jedermann bückte sich vor ihm, er war überall ein stattlicher Herr, nur nicht in seinem Hause. Ein großer Hang zur

Bequemlichkeit, ein furchtsamer, leicht zu lenkender Sinn, hatten ihn hier unter die Herrschaft seiner Frau gestellt, die zum herrschen geboren schien. Eitel und hochfahrend, eingebildet auf Glanz und Reichthum, mit einem unbeugsamen Willen, stand sie an der Spitze aller häuslichen Geschäfte, ihr Wort galt ohne Widerspruch, und sie sandte es aus, wie der Heerführer seine Boten; unbekümmert, was ihm im Wege stehen möchte. Der Liebe begegnete sie selten, überall der Furcht; aber sie kannte die Himmelsgestalt zu wenig, um sie auf ihrem Lebenswege zu vermissen. Stolz, auf alles was ihr angehörte, füllte in ihrem Herzen den Raum einer zarteren Empfindung; selbst die mütterliche Liebe trug dies Gewand. Ihre üble Laune, die reizbarste die sich denken läßt, lag schwer über dem ganzen Hause, doch, wie mancher Körper den elektrischen Strahl des Gewitters leichter als andere anziehen, so waren Herr Lehnhard und Liesbeth den zerstörenden Wirkungen am meisten ausgesetzt, und immer trafen sie die härtesten Schläge.

Liesbeth war ein Kind des Unglücks. Ihre Mutter, Lehnhards einzige Schwester, hatte sich, gegen den Willen der Familie, mit einem Manne verheirathet, der blos von einem kargen Gehalt lebte. Sie war glücklich auf ihre Weise, aber nur kurze Zeit. Weidler, so hieß der Mann, starb nach wenigen Jahren, die Wittwe nährte sich kümmerlich, mit zwei kleinen Kindern, von der Arbeit ihrer Hände und den Wohlthaten eines Schwagers, der sich auch erbot, die kleine Elise zu erziehen, als wäre sie sein eignes Kind. Aber die Mutter konnte keinen ihrer Lieblinge missen, sie pflegte sie an ihrem Herzen, bis das leidende Herz still

stand. Da nahm ihr Schwager Weidler das verlassene Mädchen mit Liebe bei sich auf, dem älteren Knaben wurde von Madame Lehnhard ziemlich mürrisch ein Plätzchen im Hause eingeräumt. Ohne Sorgen nur dem Namen nach zu kennen, wuchs Elise unter den Augen des Oheims heran, Ueberfluß umgab sie, sie erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, und vermißte selbst den Bruder nicht, denn Gustav, des Onkels Sohn, war ihr treuer Spielgefährte. So erreichte sie ihr zwölftes Jahr, als plötzlich neues Unglück über sie herein brach. Leichtsinn, Verschwendung, gemißbrauchte Großmuth und Nachlässigkeit, hatten des Onkels Vermögen zerrüttet, ein ansehnlicher Defekt in der Kasse, die er verwaltete, hatte lange schon mit Entdeckung gedroht, kleine unzureichende Hülfsmittel hielten den Augenblick der Entscheidung zurück, bis der Abgrund zu tief gegraben war und den Sorglosen verschlang. Weidler floh mit der Schande belastet, floh wahrscheinlich aus der Welt, sein Sohn und Elise standen verlassen und einsam da. Herr Lehnhard, Elisens einziger Verwandter, fühlte die Verbindlichkeit für sie zu sorgen, und erschmeichelte mit Julchens Beistand, unter dem Vortritt eines sehr reichen Geschenks, die Erlaubniß von seiner Frau, die Waise in sein Haus zu führen. Liesbeth — denn der Name Elise klang Madame Lehnhard zu romantisch für ein Mädchen, das von anderer Wohlthaten leben mußte — fand hier ihren Bruder Ernst. Er war funfzehn Jahre alt, und lernte bei Herrn Lehnhard die Handlung. Sein stiller bescheidener Charakter hatte selbst der Tante Wohlwollen gewonnen, sie hielt seine Zurückgezogenheit für Demuth, und nahm seine Anhänglichkeit an ihr

Haus, als schuldigen Tribut, mit Freundlichkeit an. Ganz anders war es mit Liesbeth. Ihre Munterkeit konnte kein Mißgeschick ganz niederdrücken, sie hatte immer rosenfarbene Träume für die Zukunft, so dunkel es um sie her sein mochte. Ihre Armuth demüthigte sie nicht, sie dankte ihren Wohlthätern mit vollem, gerührtem Herzen was sie empfing, ohne sich schlechter zu glauben, als die, welche geben konnten, und Madame Lehnhard fand nöthig, ihr zehnmal des Tags zu wiederholen, wie sie, ohne ihre Güte, eine Bettlerin wäre. Eine stille Thräne stieg dann wohl einmal in ihr Auge, aber ein freundlicher Blick von Julchen, ein Band, das ihr diese vergütend schenkte, eine Gesellschaft an welcher sie Theil nehmen durfte, brachte schnell ihre muntere Laune wieder zurück.

So waren Jahre vergangen; beide Mädchen blühten gleich lieblichen Blumen, Ernst war die Stütze der Handlung geworden, und Lehnhards einziger Sohn Ferdinand, der die Rechte studirt hatte, brachte heute den Doctorhut in's Vaterhaus. Aber gerade an diesem Tage schienen Wolken des Unmuths die Stirn der Hausfrau dichter zu umschatten, jedes Wort erregte ihren Widerspruch, ihre Blicke forschten sichtbar nach einem Grunde, das geheime Mißbehagen laut werden zu lassen. Julchen bewachte sich strenge, sie saß still und in sich gekehrt, denn es that ihr weh, daß eine Unzufriedenheit der Mutter mit ihr, die diesen Morgen den heftigsten Wortwechsel erregt hatte, an der peinlichen Verstimmung schuld war; Liesbeth hingegen blieb unbefangen, hing im geheimen heitern Gedanken nach, und achtete kaum auf die finstern Mienen, die ihr vornehmlich

zu Theil wurden. Doch war es nicht Julchen allein, über die Madame Lehnhard zürnte. Ihr Mann hatte heute, nach langer Ueberlegung, Muth gewonnen, über die großen Summen zu klagen, die ihr Liebling Ferdinand auf der Universität gebraucht hatte, er hatte bescheiden einen Zweifel geäußert, ob sie recht gethan habe, ihn durch beständiges Nachgeben und reiche Spenden zu verwöhnen, ja sogar, mit leiser Hindeutung auf die unglückliche Zeit, von künftiger Einschränkung gesprochen. Je ungewohnter diese Mahnung ihren Ohren war, um so heftiger fühlten sie sich davon gereizt. Es lag in ihrem Charakter, über ein Recht, das ihr gehörte, mit zagender Wachsamkeit zu halten, der Schatten des Argwohns, man wolle es antasten, störte ihren Frieden; und sie erhob sich mit allen Waffen, gegen den kühnen Angreifer. Daß die Herrschaft über ihren schwachen Mann ein solches Recht war, darüber blieb ihrem verkehrten Stolze kein Zweifel, sein heutiges Wagniß schien ihr eine Empörung gegen verjährten Besitz, sie konnte sie so wenig vergessen, als vergeben.

Jetzt schallte das Posthorn in schmetternden Tönen die Straße herab, es erlös'te Julchen von einem peinlichen Gespräch. Liesbeth eilte aus der Küche, der Vater aus dem Comptoir, alles kam herbei, den Ankommenden zu begrüßen. Mit dem leichten Anstande des vollendeten Stutzers trat er ihnen entgegen. Seine Kleidung war genau nach dem Schnitt der jüngsten Mode, weiblich gesucht, sorgfältig angelegt, ein Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit. Sein geringeltes Haar duftete Wohlgeruch. Ringe glänzten an seinen Fingern. Er sprach viel und schnell, meistens von sich, tadelte alles was er sah, mit rascher Zuversicht, wußte

alles besser, genauer, richtiger, und hielt sich, besonders in Modesachen, Kleidungen, Meubles, Anordnung glänzender Feste, für einen unfehlbaren Richter. Die Keckheit, mit welcher er bei der Mahlzeit das Wort führte, die Gewandtheit mit welcher seine Rede, gleich dem wechselnden Winde, der schnell um die ganze Windesrose läuft, die verschiedensten Gegenstände oberflächlich berührte, blendeten die entzückte Mutter, während der Vater sich leise gestand, daß sein Sohn wenigstens das viele Geld nicht ohne Nutzen verwandt habe; Julchen und Ernst schienen in tiefe Gedanken verloren, Liesbeth aber sprach, im stillen Rath ihres Herzens, das Urtheil aus: daß der feine, kluge, geschmückte Ferdinand, ihr nimmermehr gefallen könne.

Die Abendmahlzeit wurde abgekürzt, um dem Reisenden Ruhe zu gönnen; Madame Lehnhard begleitete ihren Sohn auf sein Zimmer. Mit einem bedeutenden Wink entfernte sich auch Julchen, und Liesbeth folgte ihr leisen Schritts. Der Hauptschlüssel, den man ganz leise von der Wand genommen hatte, wollte erst gar nicht schließen, endlich öffnete er die sogenannte Tapetenstube, die selten besucht ward und wo Julchen ihr Herz am sichersten vor der Freundin auszuschütten hoffte. — „Komm," sagte sie, und zog Liesbeth herein, „hier sind wir ungestört, hier können wir ruhig die halbe Nacht durch plaudern, in meiner Kammer hätte die Mutter uns gehört. Ach, Liesbethchen, was habe ich Dir zu sagen! Du machtest es heute gut, als Du so offen über den Baron Hohenblatt sprachst! Denke nur, daß mir die Eltern diesen Morgen gesagt haben, ich wäre ihm zur Frau versprochen!" —

„Ach, Julchen, Du willst mit mir spaßen," erwiederte Liesbeth, „den alten mißgeschaffenen Baron? Nimmermehr glaube ich das."

„Wollte Gott, es wäre mein Scherz," seufzte Julchen, „aber gute Liesbeth, das ist noch nicht alles. Der Baron ist zwar sehr häßlich, aber wäre er auch schön wie Adonis, ich wäre doch unglücklich, — denn — ich liebe einen Andern."

Bei diesen Worten fiel Julchen ihrer Gespielin mit einem freundlichen Blick um den Hals, und erstickte die Frage der Neugierigen mit Küssen. — „Ich liebe schon lange, — Niemand in der Welt weiß es, als mein Herz und der Geliebte. Kannst Du rathen, Liesbeth, wer es ist? Dein Bruder, Dein Ernst, der gute anspruchslose Ernst, den ich ewig lieben werde, es mag mir auch gehen, wie es will."

Liesbeth stand sprachlos vor Ueberraschung, sie war viel zu unbefangen, ein geheimes Verständniß zu entdecken, und dieses war so ganz in den Schleier fremder Gleichgültigkeit gehüllt, daß selbst die schärfsten Augen, die jemals beobachteten, nichts davon gewahrten.

„Daß wir uns von Jugend auf sahen," fuhr Julchen fort, „daß ich immer Zeuge von seiner stillen Vortrefflichkeit war, und so manchen schönen Zug seiner Seele bemerkte, das legte den ersten Keim der Liebe in mein Herz. Wir wurden größer, mir gefiel Niemand neben ihm, und es blieb mir nicht verborgen, daß auch er mich liebte, ob er es gleich verbergen wollte. Sein Mund war stumm gegen das reiche Mädchen, aber seinen Augen konnte er nicht gebieten. Als ich vor zwei Jahren von der schweren Krankheit genas, und

nun erfuhr, wie Ernst, in finstrer Nacht, bei tobendem Ungewitter, zwei Meilen weit geritten war, um den Hofrath Winrich zu holen, wie er so viel, so viel für mich gethan, so sichtbar um mich gelitten hatte, da band ich mich auf ewig an ihn. Meine Mutter erzählte mir dies alles, als Beweis der Dankbarkeit und Ergebenheit gegen seine Wohlthäter, ich sah Liebe darin, und ergriff den ersten Augenblick ihm zu danken. Damals verrieth sich sein Herz, wir gestanden uns was wir fühlten, ich stärkte den Traurigen mit meiner Hoffnung, meine Vorstellungen hielten ihn zurück, als er mich fliehen wollte; seitdem dauert unser schöner Bund. Vor aller Menschen Augen sind wir uns fremd, aber jeden Tag sehen wir uns eine kurze Zeit. Du weißt, daß die Mutter seit jener Zeit meiner erdichteten Neigung für ein Mittagsschläfchen nachgiebt, weil sie es selbst liebt; Ihr wähntet mich dann immer auf meiner Stube. Ich aber schlich allemal durch die Hintertreppe in den Garten, in das verfallene Gartenhäuschen am Wasser, und mein Ernst ging durch die Stadt, und kam den steilen Weg bei der Mühle herauf, den jeder andere für unwegsam halten würde. Siehst Du, so war es bis jetzt, tausend Pläne zu unserer Vereinigung füllten diese einsamen Augenblicke aus, mir fehlte es nie an frohen Erwartungen. Die Zufriedenheit meiner Eltern mit Ernst, seine Unentbehrlichkeit in der Handlung mußten mich ja trösten."

„Ach, Julchen," unterbrach hier Liesbeth ihre Freundin, „wie hast Du nur so etwas hoffen können. Du weißt, welchen Werth Deine Mutter auf Rang und Reichthum legt, Du hörtest täglich ihre Pläne mit Dir. O mein ar-

mer Bruder! hättest Du ihn damals fliehen lassen. Julchen Du warst grausam gegen Deinen Geliebten."

„Und Du bist es jetzt gegen mich," antwortete Julie. „Du weißt nicht, wie leicht die Liebe das schwerste macht. Ohne Ernst zu leben war mir unmöglich. Denke an Deinen Kummer, als Du von Gustav getrennt wurdest, da Du noch fast ein Kind warst, wie oft Du noch mit Wehmuth und Liebe von ihm sprichst, denke nun, dieser Gustav wäre so gut, so liebenswürdig wie Ernst gewesen." —

„O das war er," rief Liesbeth aus, „das war er gewiß; wo mag der Arme jetzt sein? wie mag es ihm gehen!"

„Denke er hätte Dich geliebt, und Du hättest ihn mit kalter Vernunft von Dir weisen sollen," fuhr Julchen fort. „Ach Gott, das war ja gar nicht möglich. — Zu meinem größten Unglück hat eine alte Wahrsagerin der Mutter einen vornehmen Schwiegersohn geweißsagt. Sie sprach immer davon, ich begreife nicht, wie es uns nicht einfiel, sie könne ihr Auge auf Hohenblatt werfen. Diesen Morgen endlich, nach dem Frühstück ward ich zu den Eltern gerufen, und mein Schicksal mir kund gemacht. Der Baron hat um mich angehalten, heute hat er eine Reise nach Töplitz angetreten, und wenn er in vier Wochen wieder kömmt, ist die Verlobung. Was soll ich nun thun? Der Baron soll sehr reich sein, der Vater ist es auch, da kommen denn harte Thaler genug zusammen, und nur eine Thörin, wie ich, kann zweifeln, ob das Glück bei den harten Thalern, und unter dem breiten Stammbaum der hochadeligen Hohenblätter wohnt. — Liesbeth, ich werde bitter, das ist wohl recht schlecht! Vielleicht verdiene ich auch mein Un-

glück, denn ich verließ den einfachen Pfad, auf dem gehorsame Kinder unter den Augen der Eltern wandeln sollen. Aber ich könnte manches zu meiner Entschuldigung sagen, was Du ohne Worte weißt. Glaube mir, ich habe oft mit heißen Thränen nach Vertrauen auf das Mutterherz gerungen, ohne die Furcht und Scheu verbannen zu können, die von Jugend auf zwischen uns steht. — Jetzt rathe mir, Liesbeth, ich bin alles zufrieden was mich von dieser Heirath befreit."

„Ich Dir rathen? Armes Julchen, ich weiß keinen Trost für Dich. Aber das weiß ich, so arm ich bin, lieber wollte ich hungern und betteln, als diesen Baron —"

„Eben so sprach ich heute früh," sagte Julchen, „aber ganz vergebens; die Mutter blieb hart, und der Vater, — Du weißt ja, wie leicht der sich bestimmen läßt; wo sie schalt und drohte, da bat er, und das war noch viel schlimmer. Was mir den meisten Kummer macht, ist Deines Bruders Benehmen bei meiner Angst. Kannst Du denken, daß er mich heute mit Thränen beschwor, ihn zu vergessen und, wenigstens seinetwegen, mein Glück nicht zu verscherzen. Mein Glück! — Guter Gott! welch' eine Welt, in der die besten edelsten Menschen die Zufriedenheit nach Goldgewicht rechnen."

„Julchen," rief jetzt Liesbeth, „hörst Du nichts auf dem Gange? Ich glaube die Tante kömmt herunter, wenn sie hier Licht sähe!" —

„Laß es uns verlöschen, und unsern Weg im Finstern suchen," flüsterte Julie und drückte der Freundin die Hand. „Gute Nacht, schlaf besser als ich."

Leise schlichen die Mädchen davon, denn Madame Lehnhards Gestalt war in der Ferne noch sichtbar. Um keinen Lärm zu machen, hatten sie die Thür nicht wieder verschlossen; der Doctor fand sie offen, als er am Morgen zum Frühstück hinab ging, und die Kriegsmusik der eben abziehenden Franzosen hörte. Die Tapetenstube sah in's freie Feld, er lehnte sich singend zum Fenster hinaus, den Kriegern, mit dem Glase vor den Augen, gemächlich nachschauend. Langsamen Schritts und gedankenvoll kam eben auch der Vater den Gang herauf, wollte den Sohn auf seinem Zimmer sprechen, und noch erwünschter war es ihm, als er ihn durch die halb offne Thür erblickte, in diesem Augenblick eine Last von sich wälzen zu können, die ihn mit Centnerschwere drückte. Behutsam zog er die Thür hinter sich zu, und schob den Riegel vor; Ferdinand sah sich verwundert um.

„Ich habe mit Dir zu reden, mein Sohn," hob Herr Lehnhard verlegen an, indem er sich die Hände rieb; der Sohn machte eine leichte Verbeugung und hielt dem Vater die goldene Dose hin. „Was meinen Sie, was mich die Dose kostet?"

„Zu viel gewiß, Ferdinand," antwortete Jener. „Wollte der Himmel, Du hättest das Geld zu Rathe gehalten, das Du an solche kostbare Tändeleien verwandtest."

„Sie sprechen als Kaufmann, lieber Vater, Sie wissen ja, daß der prosaische Handelsgeist in mir nicht wohnt. Das Sammeln überlaß ich andern, mein Gemüth ist zu frei und ungebunden dazu, das Geld war mir immer nur Mittel, nicht Zweck. Hab' ich Ihnen jetzt etwas gekostet, so hoffe

ich, es war nicht vergebens. Hat die Mutter mit Ihnen gesprochen?"

„Ja, Deine Mutter hat mir alles gesagt. Siehst Du, lieber Sohn, Deine Mutter verlangt von mir die Bezahlung aller Deiner Schulden. In der That, Ferdinand, die Summe ist zum Erschrecken groß."

„Es ist allerdings wahr, lieber Vater," sagte Ferdinand, „und ich habe Ursach, um Ihre Verzeihung zu bitten. Man ist jung, will Andern nicht nachstehen, kömmt in glänzende Zirkel, und vor allen habe ich ungeheures Unglück im Spiel."

„Mit einem Wort, Ferdinand," entgegnete Herr Lehnhard, „Du mußt die Wahrheit wissen. Deine Mutter darf um Gotteswillen noch nicht erfahren, was ich Dir vertraue, ich glaube sie hätte den Tod auf der Stelle. Kein Mensch darf es wissen, sonst wäre ich vollends ein verlorner Mann. Ich kann Deine Schulden nicht bezahlen, denn ich bin vielleicht schon in diesem Augenblick ganz ruinirt, total gestürzt."

„Sie scherzen, mein Vater," stammelte Ferdinand, „wie wäre das möglich? Jedermann kennt Sie als einen reichen Mann."

„Die Zeit, mein Sohn," fuhr der Vater fort, „hat viel Einfluß auf meine Geschäfte gehabt, und jetzt giebt eine unglückliche Handelsverbindung mir den letzten Stoß. Ernst ist der einzige Mensch auf der Welt, dem ich vertrauen kann, er wird diesen Nachmittag abreisen, und versuchen, was noch zu retten ist. Mich dauert nur Deine Mutter, sie ist des Reichthums so gewohnt wie des Athemholens; ich wollte gern leiden, obgleich sie mir das Leben etwas sauer machen wird, die gute Frau. — Du hast das

Deinige gelernt, und kannst in der Welt fortkommen, für Julchen hat sich, Gott sei Dank, eine reiche Parthie gefunden, da kann wenigstens die Mutter auf ihre Weise fortleben, und vielleicht finde auch ich Unterstützung durch den Schwiegersohn. So stehen die Sachen, Du siehst selbst, daß ich nichts für Dich thun kann, bitte Deine Gläubiger um Geduld, ich weiß nicht zu helfen."

Nach diesem Gespräch kam Ferdinand sehr verstimmt zum Frühstück. Er saß einsylbig und finster neben seiner Mutter, und würde vielleicht noch lange so geblieben sein, hätte nicht der Spiegel gegenüber seine Gestalt so angenehm gemalt, daß er dem erheiternden Bilde nicht widerstehen konnte. „Es müßte doch seltsam zugehen," sprach eine Stimme in ihm, „wenn Du nicht Dein Glück machen solltest. Es giebt ja Väter genug, die für reiche Töchter sparen, auch kann der grüne Tisch wohl einmal mit Wucher zurückgeben, was er bisher immer nahm. Ueberdem ist der Papa ängstlich und schwach, sieht alles durch ein Vergrößerungsglas und — was die Hauptsache ist — so giebt es keinen größeren Thoren, als den, der um die nächste Sturde sorgt." Kraft dieser Tröstungen ward der Doctor nach und nach heiterer, aß und trank, scherzte, und ließ sein Licht leuchten vor den Leuten. Er kritisirte den Anzug der Frauenzimmer, die Theegeräthe, die Malerei der Wände. „Kein Geschmack, Mama," sagte er, „überall kein Geschmack, es ist ein Unglück, wenn man alles besser gesehen hat. — Wie ich höre, Julchen," fing er endlich an, indem er seine Frisur ordnete, „bist Du Braut, und wirst mir einen vornehmen Schwager geben, ich gratulire. Und Sie, Cousine Elise? Wie steht es

mit Ihnen? Wollen Sie sich noch nicht in Hymens Fesseln schmiegen? Es ist doch gewiß diesen schönen Augen gelungen, manches Herz zu erobern."

„Bedenke doch Ferdinand," erwiederte Madame Lehnhard, statt der erröthenden Liesbeth, „daß Du nicht in Deinen Zirkeln bist, wo solche artige Lügen an ihrem Platz sein mögen. Liesbeth versteht solche Dinge nicht, sie könnte leicht glauben, es wäre Ernst. Heut zu Tage fragen die Freier zuerst nach dem soliden; es sind schlechte Zeiten."

„Wissen Sie nichts von dem Vetter Gustav, Cousine?" fuhr Ferdinand fort. „Es ist doch seltsam, daß man nie wieder etwas von ihm gehört hat, der liebe Papa wollte doch sicherlich ein Pärchen aus Ihnen Beiden machen."

‚Hatte frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.'

„Nicht wahr, Cousine?"

„Wer weiß wo der steckt," nahm die Mutter das Wort. „Wird wohl auch ein Taugenichts sein, wie der Herr Vater, der alles vergastirt und verjubelt hat. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ich sage immer, der liebe Gott weiß am besten was er thut; wem Geld und Gut nichts nützt, der muß durch seine eigene Thorheit d'rum kommen. Hätte der Vetter Weidler wie andere vernünftige Leute gewirthschaftet, so wäre er noch ein ehrlicher wohlhabender Mann, und die Seinigen fielen keinem Menschen zur Last."

„Richtet nicht!" — sagte Herr Lehnhard leise und zaghaft. „Liebe Frau, man kann leider ohne alle Schuld —"

„Wenn Du nur schweigen wolltest, Papa, Du bist immer aller unnützen Menschen Advokat. Wenn es auf Dich angekommen wäre, ich glaube wir hätten den lieben Gustav auch noch zu uns genommen.“

Liesbeth schlich leise hinaus in den Garten; ihr Herz war voll, ihre Thränen flossen. Der Oheim, den sie jetzt schmähen hörte, war ja ihr erster Wohlthäter; Gustav, dessen Schicksal sie oft bekümmerte, stand so freundlich vor ihrer Erinnerung. Beides waren Gestalten aus der schönen hellen Kinderwelt, mit einem unvergänglichen Schimmer umgeben. — Der Mittag kam heran, ehe sie daran dachte in's Haus zurück zu gehen, da suchte ihr Bruder sie auf, der vor einer nothwendigen Reise in Handelsgeschäften von ihr Abschied nehmen wollte. Er schien traurig wie sie, Liesbeth ahnete die Ursach und berührte sie leise. „Elise,“ sagte Ernst, und nahm sie sanft in seine Arme, „ich liebe Julchen mehr als mein Leben, aber ich fühle es, nach manchem harten Kampf, ich kann sie nicht besitzen, ohne undankbar gegen ihre Eltern zu sein. Ach, mit blutendem Herzen hätt' ich ihr für jeden andern entsagt; sie diesem Hohenblatt abzutreten, wird mir noch tausend Mal schwerer; Gott gebe, daß er sie verdient. Aber Ihr wißt nicht alles. Ich weiß, daß Juliens Eltern ihr ganzes Glück an diese Verbindung knüpfen, das ist mir genug. Lebe wohl, Elise, und bete für mich, ich bin auf ewig unglücklich.“

Liesbeth hing an seinem Halse, sie wollte ihn nicht lassen, trauernd riß er sich los, und eilte, mit Herrn Lehnhard die letzten Verabredungen zu nehmen. Julchen kam den Nachmittag mit rothen Augen aus ihrem Zimmer herunter

und klagte über Kopfschmerz, sie hatte nun ihr einziges Glück verloren, und von den vier Wochen, die noch zwischen ihr und dem ungeliebten Bräutigam lagen, ging ein Tag nach dem andern hoffnungslos hin.

Schon waren drei Wochen verstrichen, die Mutter nannte vorläufig den Verlobungstag, ordnete die Speisen, rathschlagte über die Gäste, und hatte bei allem viel Widerspruch von dem besser wissenden Sohne. Für Julchen wurde ein kostbares Kleid verschrieben, das sie sich seufzend anmessen ließ, noch immer hoffend, sie werde es nicht zu jener verhaßten Feierlichkeit tragen, denn jeder Tag gebar einen neuen verzweifelten Entschluß. Da saß man eines Abends schon zum Essen um den Tisch, als eine Magd das Donnerwort: ‚Einquartirung!‘ zur Thür herein schrie. Ein Offizier stieg aus dem Wagen; Herr Lehnhard ging ihm entgegen. Madame rückte murrend die Couverts an einander und machte dem Gaste zwischen ihrem Manne und Ferdinand Platz, Liesbeth empfing die Schlüssel und einige Befehle, der Kriegsmann trat höflich grüßend herein.

Es war ein russischer Offizier; eine breite Narbe über der Stirn zeigte, nebst dem Orden auf der Brust, von seinen Thaten. Sein Gesicht war männlich schön, aber ernst, wie sein Beruf. Er nahm schweigend Platz, beantwortete die Frage der Wirthin, ob er deutsch spreche, mit einem artigen Kompliment in dieser Sprache und fügte die Bitte hinzu, ja seinetwegen keine Umstände zu machen. Langsam kam ein Gespräch auf die Bahn, dem die Politik den Eingang verschaffen mußte. Der Doctor wußte alles, was bei beiden Heeren vorging und vorgehen würde, der Fremde sah

ihn nur schweigend an, ohne seine, manchmal etwas schiefen Ansichten zu berichtigen. An den beiden schönen Mädchen hing sein Auge oft, es schien als läse er in ihren Mienen; übrigens war er sehr gebildet, hatte viel gesehen und erfahren, und wußte dies so angenehm wiederzugeben, daß der Abend schneller verging, als je einer, und Julchen nur einmal Zeit fand, an ihr Unglück zu denken. Ein kleines Dessert war eben aufgetragen, als ein Kosack hereintrat und dem Offizier einige russische Worte sagte, die dieser erschrekkend, doch gleich wieder gefaßt, beantwortete. Der Kosack ging, sein Herr wandte sich an die Gesellschaft, um Verzeihung zu bitten, indem er hinzusetzte: „Ich erhalte eben die höchst unangenehme Nachricht von dem Tode eines meiner zurückgelassenen Bedienten, die mich erschreckt, obgleich ich sie vorher wußte."

„Er war also wohl lange krank?" fragte Liesbeth theilnehmend.

„Nein, Mademoiselle," sagte er, „es giebt eine Art in die Zukunft zu blicken, die der Wahrscheinlichkeit nicht bedarf."

Ferdinand sah den Fremden höhnisch lächelnd von der Seite an. „So sind Sie, mein Herr, vielleicht im Besitz der wunderbaren Kunst, künftige Dinge zu wissen?"

„Zweifeln Sie, daß der menschliche Geist solcher Kraft fähig ist?" fragte der Offizier, mit einem durchdringenden sonderbaren Blicke.

„Wenn Sie erlauben," lachte der Andere.

„Ich zweifle nicht im mindesten daran," erhob jetzt die Mutter ihre Stimme, „denn ich habe selbst die deutlichsten

Beweise. Mag man dagegen sagen was man will, mir ist so vieles, und neulich noch so etwas wichtiges eingetroffen.“ — Julchen seufzte.

„Betrug und Zufall, Mama, oder Schwärmerei und Zufall, weiter nichts,“ sagte der Philosoph Ferdinand.

„Wie Sie wollen, mein Herr,“ lächelte der Gast, „ich will Sie nicht bekehren.“

„Doch, doch, warum wollten wir den Scherz nicht fortsetzen,“ sagte der Doctor. „Wenn Sie zum Beispiel wissen, was meiner Mutter von den Vorhersagungen einer klugen Sybille eingetroffen ist, so bitten wir, es uns mitzutheilen.“

Der Fremde besann sich nicht lange: „Wenn jene Frau Ihnen den Bräutigam vorher verkündigt hat, den Sie erwarten, Madame, so ist dies etwas so gewöhnliches, daß Ihr Herr Sohn allerdings Recht haben kann. Der Mutter einer schönen Tochter muß man so etwas sagen, ohne außerordentliche Kenntnisse zu besitzen.“

„Allerliebst!“ rief der Doctor, „bravo! Sie ziehen sich vortrefflich aus der Sache. Sie werden nun gewiß auch wissen, welche von meinen beiden Schwestern die Braut ist.“

„Herr Doctor,“ begann der Offizier, mit einem Gesicht, das Ferdinands Augen auf den Teller herabzog, „wir sind nicht im Examen. Will Ihre schöne Schwester mir ihre Hand erlauben, so gelingt es mir vielleicht, ihr etwas angenehmes zu sagen.“

Er stand lächelnd auf, und trat zu Julchen; sie reichte ihm zitternd ihre Hand, die er lange ernsthaft betrachtete; endlich hob er an:

„Ihr Bräutigam ist jetzt nicht hier, aber seine Ankunft scheint nahe. Er ist nicht die Wahl Ihres Herzens, vielmehr hegt dies Herz andere Wünsche. Getrost, es wird sich in kurzem alles ändern. Ein Brief macht der verhaßten Verbindung, vielleicht schon morgen, ein unerwartetes Ende, und der verschwiegenen Liebe nimmt das Schicksal sich an. Sie werden Ihre größeren Aussichten mit einem bescheidenen Loose vertauschen, und an der Hand eines sehr braven Mannes Ihr Glück finden."

Madame Lehnhard murmelte vor sich hin: „Der Narr!" aber Julchen stieß ganz leise, doch heftig die Worte heraus: „Wollte Gott, daß Sie wahr sprächen."

„Wollen Sie mich auch Ihr Schicksal lesen lassen, Mademoiselle," fuhr der Fremde gegen Liesbeth fort, und rückte einen Stuhl zwischen sie und Julchen. Liesbeth hielt die Hand hin und sah ihn mit ihren blauen Augen erwartungsvoll an.

„Sie sind nicht die Tochter des Hauses," sagte er, „Ihre Ansprüche sind jetzt gering, wenn das bei Ihren Vollkommenheiten möglich ist. Sie wurden sehr jung zur Waise, und verloren schon frühere Beschützer. Ihr Herz ist frei, bis auf ein freundliches Andenken an einen Jugendfreund. In kurzem werden sie eine reiche Erbschaft thun. Jetzt haben Sie Kummer um einen geliebten Verwandten, aber Sie sorgen ohne Ursach, alles wird gut werden. Sie werden geliebt ohne es zu ahnen, und bald wird eine entscheidende Frage an Ihr Herz ergehen."

Langsam ließ er Liesbeths Hand los; roth wie eine Rose blickte sie vor sich nieder, und verrückte dadurch den tödtenden Blicken der Tante ihr Ziel. Der Offizier setzte sich

wieder an seinen Platz, Ferdinand wollte sehr klug aussehen, aber es gelang ihm nicht, Herr Lehnhard rief in die allgemeine Stille: „Seltsam, bei alledem, recht seltsam.“

„Sie, mein lieber Herr Wirth,“ sagte sein Nachbar, und drehete Herrn Lehnhards Hand nur einen Augenblick nach sich hin; „Sie sind jetzt in Unruhe und Verlegenheit, der Brief, den ich Ihrer Demoiselle Tochter prophezeihte, wird Sie noch mehr niederschlagen. Aber fassen Sie keinen übereilten Entschluß, von Ihrem treuesten Freunde kömmt die Hülfe.“

„Wollen wir nicht aufstehen?“ rief Madame Lehnhard; die Stühle wurden gerückt, Danksagungen und gesegnete Mahlzeiten gewechselt. Der Offizier trat zu den beiden Mädchen, die plaudernd neben einander standen.

„Zweifeln Sie nicht an meiner Wissenschaft und Ihrer Rettung,“ flüsterte er Julchen zu, „wollen Sie noch einen Beweis davon, so hören Sie, daß ich alles weiß. Ihr Geliebter ist Ihr Hausgenoß, Niemand kennt Ihre Liebe, als seit kurzer Zeit eine verschwiegene Freundin; der Ort wo Sie sich zuweilen sahen, ist, wenn meine Kunst nicht lügt, ein kleines Gartenhaus am Wasser.“

„Leuchte doch dem Herrn auf sein Zimmer, Doctor,“ rief die Mama, „Sie werden müde von der Reise sein.“ Verbindlich dankend empfahl sich der Offizier der Familie, da er morgen sehr früh aufbrechen wollte, warf noch einen Blick auf die bestürzten Mädchen, und ging mit Ferdinand hinaus.

„Ich konnte das Geschwätz nicht mehr mit anhören,“ brach Madame Lehnhard los. „Wie konntest Du Dir nur solch' albernes Zeug gefallen lassen, Julchen; die verschwiegene Liebe möchte ich kennen, die meine Tochter vor mir

verbergen sollte.“ Julchen schlug die Augen nieder und hustete, daß sie purpurroth ward. — „Die arme Liesbeth,“ sprach die Mutter weiter, „hatte er nun vollends recht zum besten; du treuer Gott, die und die reiche Erbschaft. Daß sie geliebt wird, mag er wohl nur allein wissen, am Ende ist er selbst der Liebhaber, da kann sie mit den Kosacken herumreiten. Wie er aber mit meinem Manne anfing, da war es nicht mehr zum Aushalten; der soll in Unruhe und Verlegenheit sein, ich möchte wissen um was? Der läßt den lieben Gott und mich sorgen, und lebt seinen guten Tag.“ — Herr Lehnhard seufzte vernehmlich.

„Du sollst keinen übereilten Entschluß fassen, Papa; nun Gott sei Dank! das ist so eben Deine Sache nicht. Es war halb zum Lachen, halb zum Aergern.“

„In einigen Stücken, liebes Kind, hatte er doch zum Erstaunen Recht,“ ließ sich der Papa kleinlaut vernehmen. Die Mädchen sprachen ein leises ‚Amen.‘

Julchen dachte die halbe Nacht an die Wahrsagung; sie konnte sich nicht enthalten, einen schwachen Trost daraus zu schöpfen. Liesbeth ging es nicht besser, aber wenn Julchen sich nur die Worte wiederholte, die ihr Hülfe verhießen, so war ihr dagegen der Wahrsager selbst bedeutender, als die reiche Erbschaft und alles übrige. Der Tante Worte, ‚am Ende ist er selbst der Liebhaber,‘ waren ihr tief in's Herz gedrungen, denn so viel war gewiß, daß ihre Hand einen leisen herzlichen Druck gefühlt hatte, über den sie die ganze Prophezeihung vergaß. Mit den Kosacken brauchte sie ja nicht herum zu ziehen, aber mit ihm, wenn auch in's fremde kalte Land, das schien ihr gar nicht schwer. Als der Morgen

graute schlief sie noch nicht; es ward wach im Hause, sie hörte Pferde stampfen, stand leise auf, warf ihren Mantel um und trat an's Fenster. Milde Luft strömte ihr entgegen, der Wagen stand vor dem Hause, die Thür ging auf, er trat heraus, sein Blick flog an alle Fenster. Es war zu spät sich zurück zu ziehen, und vielleicht, — ja gewiß, sah sie ihn in diesem Leben zum letzten Male. Freundlich und bekannt winkte er ihr ein Lebewohl zu, sie winkte wieder, er stieg ein, sah noch eimal herauf, und dahin flog der Wagen.

Schon der nächste Mittag sollte indessen Ferdinands unabläßige Spöttereien über den gestrigen Vorfall enden; denn ein Brief aus Töplitz, vom Baron Hohenblatt, schien die Vorhersagung ernsthafter zu machen. Er schrieb: wie er mit Schmerz auf den Besitz eines Engels verzichte, da Familienverhältnisse dies Opfer heischten, und nahm zugleich auf immer von dem früheren Wohnsitz Abschied. Madame Lehnhard war erstarrt, Zorn und Ueberraschung schloßen ihren Mund, Julchen jauchzte still, und Liesbeth dachte an den Wahrsager. Aber niemand erwähnte seiner, seit der Ankunft des Briefes; man fühlte, jede Erörterung über das seltsame Eintreffen seiner Worte, mußte die Mutter schmerzen, die ohnedem, der Fehlschlagungen ungewohnt, vor Kummer und Verdruß halb krank war. Sie hatte früher das Mädchen absichtlich mit ihren Hoffnungen erfüllt, jetzt ahnete sie, daß man die zerrißene Verbindung ihrer Tochter zum allgemeinen Gespräch machen werde, und sah im Geist nur höhnende Mienen, keine freundliche Theilnahme. Finster, mürrisch, launiger als je, verschloß sie sich in ihrem Hause, wo das glückliche Julchen, ihre Freude still verbergend, alles

that, um sie zu zerstreuen, zu erheitern. Der späte Sommer brachte jetzt die schönsten Tage, die Familie lebte die Nachmittage meistens im Garten, unter einem breiten Nußbaum, bald mit Arbeiten beschäftigt, von Ferdinands geläufigem Witz unterhalten, bald beim Kartenspiel, das Madame Lehnhard vorzüglich liebte. So saßen die vier eines Abends beim Boston, während Liesbeth das Theegeräth brachte und den geselligen Trank am Nebentischchen bereitete. Die Augen der Tante folgten ihren Schritten, jedes kleine Geräusch lockte ihren Blick von der Karte weg, nach dem unbefangenen Mädchen hin, und der Wunsch etwas tadelnswerthes zu finden, das ihrer gereizten Stimmung Luft machen könnte, lag sichtbar in ihren bittern Zügen ausgeprägt. Aber ein gutes Geschick beschirmte die arme Liesbeth, es war alles zur Stelle, jeder war sorglich bedient, das Mädchen setzte sich ein wenig von fern, auf die steinerne Schwelle des Lusthauses, weil ein Stuhl fehlte, und nähete emsig. Da kam der Postbote mit einem großen Briefe an sie, verwundert brach sie das Siegel, ihre Hand zitterte, während sie las und sank dann mit dem Papier in den Schooß. Es war nichts anders als die verkündete Erbschaft. 30,000 Thaler hatte ihr der Onkel Weidler hinterlassen, der in Jamaika gestorben war. Helle Thränen entstürzten ihren Augen, sie konnte nicht sprechen, konnte der Tante nicht antworten, und reichte ihr stumm das Blatt hin. — Er hatte ihrer gedacht, in weiter Ferne, an der Schwelle des Grabes väterlich für sie gesorgt! Ach! ihn noch einmal lebend zu umfassen, ihm für die Treue zu danken, die er an ihrer hülflosen Jugend übte, das war nun ein vergebliches Sehnen, ihre Segnungen

konnten nur zu dem unbekannten Grabe eilen, das seine Reste deckte. Sie hörte und sah nichts von der Bewegung, die ihr Glück bei den Uebrigen hervorbrachte, erst als Julchen neben ihr saß, freudig glückwünschend an ihrem Halse hing, wurde sie sich deutlich bewußt, welche Veränderung mit ihrem Schicksale vorgegangen war.

Wie wenig kennt die unbefangene Jugend, noch halb in der Sorglosigkeit des Kindesalters lebend, die hohe Bedeutung eines ähnlichen Glücksfalls. Liesbeth empfand in Julchens Armen nur stille Rührung und Dank gegen Gott, daß ihre Zukunft gesichert schien, nur Freude über den liebenden Antheil der schwesterlichen Freundin, ohne zu ahnen, wie das Blatt in der Tante Hand ihr einen andern Platz, einen höhern Werth im Leben beilegen könne, wie es ihre Tugenden glänzender, ihre Reize blendender, ihre Fehler geringer machen würde. Aber schon die nächsten Stunden würden sie darüber belehrt haben, wenn sie im Taumel nie gekannten Glücks Zeit gefunden hätte, ihre Umgebungen zu beobachten. „Komm doch her, Liesbethchen, und laß Dir Glück wünschen," rief ihr die Tante zu, „was sitzest Du denn so von fern? Ferdinand, steh' auf und gieb den Stuhl Deiner Cousine. Nun, Du lieber Gott, man sieht doch augenscheinlich, daß Du die Deinen nicht versäumst und vergissest; habe ich's nicht immer gesagt: ich habe Liesbeth zu allem Guten erzogen, es wird ihr einmal nicht fehlen. Julchen schenk' ihr ein Täßchen Thee ein, sie ist ganz alterirt, oder geht ein bischen mit einander; leg' die Arbeit weg, Lieschen, das ist ja so nöthig gar nicht." — —

Die beste Erbschaft der Mutter Natur, ihr glücklicher

leichter Sinn, ließ das junge Mädchen keine Betrachtungen über der Tante verändertes Benehmen anstellen. Sie nahm die Güte, mit welcher sie von nun an behandelt ward, dankbar freudig an, und vergalt sie mit Wohlwollen und Gefälligkeit, ohne nach der Quelle zu forschen. Es machte sie unendlich glücklich, wenn ihre kleinen Geschicklichkeiten gelobt wurden, da sie nur Tadel gewohnt war, es schmeichelte ihrer unschuldigen Eitelkeit, wenn Madame Lehnhard jetzt oft ihren schlanken Wuchs, die Raschheit ihres Ganges, die Röthe ihrer Wangen pries, aber sie freute sich nicht, daß Ferdinand so auffallend mit einstimmte, sich so offen um sie bemühte, sogar, wenn es ihm gelang sie allein zu treffen, von Liebe und stillen Wünschen sprach. Auch die Mutter ließ nach und nach ähnliche Winke fallen; sie konnte sich keine bessere Schwiegertochter wünschen, sie hatte dem flatterhaften Jünglinge eine so vernünftige Wahl nicht zugetraut, hatte oft gefürchtet, er werde modischen Unwerth der häuslichen Tugend vorziehen; ja, sie erinnerte sich jetzt mit Freudenthränen, wie der seltsame Kriegsmann schon damals ein Wörtchen von Ferdinands geheimer Liebe gesagt habe. Aber Liesbeth brauchte nicht erst an die kurzen Träume ihres Herzens gemahnt zu werden, um hier zu entscheiden. Es that ihr weh, den schönen Friedensbund mit der Tante brechen zu müssen, doch sie konnte nicht anders. Ferdinand erhielt auf seine Frage ein bescheidenes, mit Freundschaft und Herzlichkeit umwundenes ‚Nein,‘ das er in der Voraussetzung verschmerzte: es könne des Mädchens Ernst nicht sein und von der jungfräulichen Ziererei werde in kurzem nur noch so viel übrig sein, als vom Schnee des Februars am Johannistage.

Indessen bekam der Herr Lehnhard Nachrichten von Ernst, die wenigstens nicht ganz trostlos waren. Wenn gleich viel verloren ging, so konnte man doch hoffen, den gänzlichen Fall zu vermeiden und für die Zukunft Credit zu erhalten. Unermüdet sorgte und arbeitete der gute Pflegesohn, noch muthiger ward er, als ihm Hoffnung für seine Liebe aufging. Es waren eben neun Wochen seit seiner Abreise verstrichen, als er Abends im Dämmerlicht zum Thor herein fuhr, und bald darauf die schimmernden Fenster der Wohnstube sein Herz lauter klopfen machten. Mit freudeleuchtenden Augen trat er in den Familienkreis, sollte mancherlei erzählen, und konnte nur in Julchens Augen sehen, denen er nie mit so frohen Erwartungen gegenüber gesessen hatte. Beide hatten sich so viel zu sagen, wovon Niemand außer ihnen etwas verstand, daß es dem Vater erst spät gelang, seinen Vertrauten mit sich in's Comptoir zu ziehen, wo sie bis zum Abendessen mit einander arbeiteten.

Der andere Morgen brachte alle Geheimnisse an's Licht, und rettete vollends des Wahrsagers Glauben. Herr Lehnhard faßte ein Herz, entdeckte seiner Frau die größtentheils abgewandte Gefahr, nahm ihre Verweise mit Demuth hin, hüllte sich in seine Tugend bis der Sturm vorüber gerauscht war, und wagte es zuletzt, Ernst's Verdienste um sein Haus, nebst gleichfalls 30,000 Thaler aus des Onkels Erbschaft zum Grund einer Bitte zu legen, die der Leser erräth. Madame Lehnhard schwieg und zürnte noch einen Tag, lächelte dann, wie die Sonne nach dem Gewitter, und legte Julchens Hand, mit einer feierlichen Rede, in die Hand des glücklichen Ernst.

Der Tag der Verlobung erschien; nach Julchens und

Ernsts Wünschen, wurde er nur im Kreise der Familie begangen. Liebe und Frohsinn hatten den Vorsitz bei der Tafel und glänzten in den Blicken des Brautpaars. Da kam ein Brief an Ernst, den er lächelnd erbrach, indem er die kleine Gesellschaft folgendermaßen anredete:

„Sie haben mir von der wunderbaren Vorhersagung erzählt, die bis jetzt zu unserer Zufriedenheit so richtig in Erfüllung ging; was geben Sie mir, wenn ich, mit des Wahrsagers Erlaubniß, die Quellen seiner Wissenschaft entdecke, und nebenbei eine Bekanntschaft stifte, die die Freude des heutigen Tages vermehren wird? Der Brief, den ich eben empfing, ist von demselben russischen Offizier; erlauben Sie, daß ich Ihnen daraus vorlese, was zur Sache gehört. Er ist eigentlich nicht ganz an mich gerichtet, an wen? wird aus dem Inhalt hervorgehen.“ — Er las: ‚Ich kam mit einer bedeutenden Wunde am Fuß in Ihren Wohnort, und ward im Gasthofe einquartirt. Von heftigen Schmerzen gequält, durfte ich mich kaum bis an's Fenster bewegen; der einzige Gast auf meinem Zimmer, war drückende Langeweile. Aber eine erheiternde Erscheinung hatte ich zuweilen; zwei schöne Mädchen gingen Arm in Arm vorüber, grüßten die Wirthin an der Thür, und ein ungekünsteltes Lob, oder ein freundliches Lächeln dieser Frau folgte ihnen die Straße hinab. Ich ward aufmerksam, harrte jeden Abend in meinem Lehnstuhl auf die Spaziergängerinnen, sie kamen selten, und die Dämmerung fand mich mißmuthig, wenn meine Hoffnung fehlgeschlagen war. Mein Fuß schmerzte dann mehr, meine Einsamkeit ward quälender, es konnte niemand mit mir auskommen, ich selbst am wenigsten. Eines Abends, als ich sie

von fern erblickte, war der Aufwärter im Zimmer; ich rief ihn zu mir und fragte nach den Damen. ‚Ei! das ist Mamsell Lehnhard,‘ gab er mir zur Antwort, ‚eines reichen Kaufmanns Tochter, und ihre Cousine Mamsell Weidler.“ Der Mensch sagte noch viel, ich hörte nicht mehr, denn die Damen waren nun ganz nahe und ich forschte in dem Gesichte der einen nach einer unvergeßlichen Aehnlichkeit. Nun hatte ich eine liebe Beschäftigung und wartete meine Genesung geduldiger ab. Mein Fuß besserte sich langsam, ich sollte in einiger Zeit nach Töplitz gehen, um durch den Gebrauch des Bades ihn vollends herzustellen; doch gebot mein Arzt die größte Vorsicht auf der Reise. Da entstand an einem Abend Lärm, wir erhielten Nachricht von der Annäherung französischer Truppen. Der Unsrigen waren wenig hier, meist Leichtverwundete, die sich auf's schnellste flüchteten; auch mein Arzt befand sich unter ihnen. Sie können denken, daß ich nicht zurückbleiben wollte. Der Gedanke, hier ohne Widerstand gefangen zu werden, war mir tausendmal schrecklicher, als die Gefahr der Reise. Leider hatte ich durchaus keine Anstalt zu einem so schnellen Aufbruch gemacht, mein Wagen war zerbrochen, war, weil man ihn hier nicht ausbessern konnte, einige Meilen weiter geschafft, ein anderer aber nicht zu haben, und mir blieb nichts übrig, als gegen das ausdrückliche Verbot des Arztes zu Pferde zu steigen, und auf jede Gefahr der Gefangenschaft aus dem Wege zu reiten. Mit großer Mühe versuchte ich die Treppe hinab zu kommen, es ging schwer und langsam, unten im Hause versammelte sich alles, die Gaststube öffnete sich, mehrere Einwohner, die das laufende Gerücht hier vereinigt hatte,

traten um mich herum. Mein Pferd stand vor der Thür, vergebens nahm der Arzt von meiner Erschöpfung Anlaß mir abzurathen, ich blieb bei meinem Vorsatz. In diesem Augenblick näherte sich mir ein junger Mann, der mich lange mit dem Ausdruck des Mitleids betrachtet hatte, redete mich französisch an, fügte bescheiden seine Gründe zu denen des Doctors, und ließ sich von meinem heftigen Widerspruch so wenig abschrecken, daß er mich sogar bei Seite zog und mir heimlich einen sichern Zufluchtsort verhieß, da man zuverlässig wisse, wie nur ein kleiner Trupp Franzosen die Stadt berühren und nicht lange verweilen werde. Ueberrascht von der großmüthigen Theilnahme des Fremden, drückte ich seine Hand, und sah bald, daß ich seinem Edelmuth und seiner Klugheit vertrauen durfte. Er wandte sich gegen die Andern, und erklärte, er werde mir einen Wagen verschaffen, in dem ich ohne Gefahr abreisen könne, nahm meinen Arm, leitete mich in dichter Dunkelheit durch mehrere Straßen in ein großes Haus, zuerst in ein Unterzimmer. Bei Wein und kalter Küche, die er bald herbei zu schaffen wußte, blieben wir hier bis Mitternacht zusammen. Dann führte er mich leisen Schritts in ein entlegenes Gemach mit düstern Tapeten und glänzenden, wenn gleich unmodischen Meubeln. ‚Hier sind Sie ganz sicher,‘ sagte er, und gab den Schlüssel in meine Hände. ‚Dieses Zimmer ist nur zur Beherbergung fremder Gäste bestimmt, es wird Sie niemand stören. Sollte dennoch der Zufall wollen, daß jemand von der Familie hier etwas zu suchen hätte, so werden Sie durch das Drehen des Hauptschlüssels, der schwer schließt, vorher benachrichtigt werden, und sich hinter den Vorhang des Alkovens verbergen können.‘

‚Der Rest der Nacht, wie der kommende Tag verflossen ohne Abenteuer, mein neuer Freund versorgte mich mit allem nöthigen, und gab mir zugleich Nachricht von der Ankunft der Franzosen. Ich verwünschte diese Gäste den Tag über tausendmal, noch mehr meinen unbehüflichen Fuß, der mich hinderte ihnen gegenüber zu stehen.‘

‚Nach neun Uhr Abends, als ich in ähnlichen Gedanken ziemlich trübe gestimmt am Fenster stand, hörte ich Tritte an meiner Thür. Ich schleiche näher, ein Schlüssel dreht am Schloß, ich ziehe mich hinter den grünseidenen Vorhang zurück, und lausche aufmerksam. Welche Ueberraschung! Die schönen Mädchen, die so oft meinen Blick angezogen hatten, treten leise herein, ich errathe bald aus ihren Worten, daß ich hier der unberufene Zeuge einer Herzensergießung sein werde.‘ —

— „Ich will nicht hoffen, Herr Sohn,“ sagte Madame Lehnhard, „daß Sie so unvorsichtig gewesen sind, den Russen in meinem Hause zu verbergen?“

„Verzeihen Sie, gütige Mutter,“ bat Ernst, „es ist alles so gut abgelaufen; hätten Sie den armen Verwundeten gesehen, Sie selbst hätten mir den Gedanken eingegeben. Aber hören Sie weiter:“

‚Ich hätte vielleicht, durch unfreiwillige Taubheit, das Recht der Gastfreundschaft ehren sollen, aber leider war ich dazu zu schwach. — Was ich erfuhr brauche ich nicht zu wiederholen, nur das einzige möchte Ihnen neu sein, daß der Baron Hohenblatt, dessen Name fleißig in der Beichte vorkam, mir nicht unbekannt war. Ich kannte ihn als einen Abenteurer, der schon hier und da versucht hatte, seine zahl-

losen Gläubiger durch eine reiche Heirath zu befriedigen. Es bedurfte nichts weiter, als daß mir der Zufall auch noch ein anderes Gespräch zwischen Vater und Sohn Preis gab, so war mein Entschluß gefaßt, das liebenswürdige Mädchen und ihre getäuschten Eltern vor einem traurigen Schicksal zu bewahren. Töplitz war ohnedem der Ort meiner Bestimmung, hier wußte ich, nach Juliens Erzählung, den Baron zu finden. Gegen Mittag erlös'te mich mein Freund aus meinem Exil, ich ging ruhig in den Gasthof zurück und verschob meine Reise nur so lange, als zu einer bequemen Einrichtung nöthig war, dann schied ich aus dem Städtchen, mit einem Herzen, das mehr als meine Wunden schmerzte. Nehmen Sie jetzt, theuere Elise, das Geständniß der innigsten Liebe; damals hinderten mich Vernunft und Nothwendigkeit, es abzulegen. Sie werden es ohne Unwillen hören, wenn Sie in mir den Jugendfreund, den Gefährten Ihrer Kinderjahre erkennen. Ja, Elise, ich bin Gustav, dessen Sie noch freundlich gedenken, den Sie freilich in dem ganz veränderten Soldaten nicht wieder fanden. Als ich mit meinem Vater jede Stütze verlor, sandte mir der Himmel einen Freund, mit dem ich im fremden Lande mein Glück suchte. Mit unserem Heere betrat ich zuerst wieder den heimathlichen Boden, aber meine Gedanken weilten immer hier. Denken Sie nun, wie mein Herz bei Ihrem Anblick schlug, wie oft mich die Liebe verführen wollte, mich Ihnen zu entdecken; aber ich bekämpfte den Wunsch, denn die ernste Pflicht gebot mir, einen Eindruck nicht tiefer wurzeln zu lassen, der uns Beide nur unglücklich machen konnte. Ich war arm, war täglich in Gefahr des Lebens, mein Beruf

trennte mich vielleicht auf immer von Ihnen, — und ich floh mit der Beruhigung, wenigstens allein zu leiden.‘

‚In Töplitz fand ich den Baron; ich zögerte nicht, ihn zu benachrichtigen, daß seiner Erwählten bei tausend Reizen, doch der einzige fehle, auf dem es ihm am meisten ankam. Was ich voraus wußte geschah. Der Ruf von Herrn Lehnhards Reichthum hatte seine Werbung veranlaßt, seine Gläubiger warteten schon auf die Mitgift, meine Nachricht war ein Donnerschlag, und er kannte nun keinen heißeren Wunsch, als die Verbindung schnell und geräuschlos aufzulösen.‘

‚Julie war also frei, und kaum befand ich mich vierzehn Tage in Töplitz, als ein Augenblick auch meine ganze Lage umgestaltete. Ein unbekannter Kaufmann in L** schrieb mir, wie er schon lange nach mir geforscht und erst jetzt meine Spur gefunden habe. Durch ihn erfuhr ich den Tod meines Vaters und den Inhalt seines Testaments, das mich zum reichen Erben machte. Tiefer Schmerz war mein erstes Gefühl. Ich konnte ja das Glück meines Lebens dem geliebten Vater nicht mehr danken, der auf fremder Erde für mich gesorgt hatte. — — Der Kaufmann lud mich ein, nach L** zu kommen, um mich gehörig als Erben auszuweisen, dagegen bat ich ihn, bis dahin die übrigen Erben nicht zu benachrichtigen.‘

‚Daß ich nun nach ** zurück ging, um Logis bei dem Kaufmann Lehnhard ansuchte, daß mir die Grille anflog, den Wahrsager zu spielen und meine wunderbaren Kenntnisse anstaunen zu lassen, darf ich kaum noch erwähnen. In L** suchte ich Ernst auf, der mir, als wir uns zuletzt sahen, von seiner Reise gesagt hatte, verkündete ihm sein Glück und nahm von meinem Erbe Besitz.‘

„Nun wahrhaftig," nahm Madame Lehnhard das Wort, „das ist doch ein wahrer Roman. Also der Herr Vetter Gustav. Du Herr Gott, Deine Wege sind wunderbar. So ein armer Schelm, der nach Rußland laufen mußte, um nur Brod zu haben, und nun auf einmal ein reicher Mann. Wie viel er wohl haben mag, Herr Sohn?"

„Das weiß ich nicht, Mama, aber gewiß genug zum Glücke. Elise Du, weißt nun alles, was sagst Du? Gustav ist hier, darf er kommen? Daß sein Fuß steif blieb und er immer dies Zeichen seiner Thätigkeit für eine große Sache tragen wird, das kann meine Schwester nur noch stolzer auf ihren Mann machen. Diesen Umstand verdankst Du es, wenn Gustav mit einem ehrenvollen Abschiede, sein Leben nun der Ruhe weihen darf!"

Elise sah glühend vor sich nieder, heiße Thränen träufelten in ihren Schooß, aber ihr Händedruck und ihre Umarmung sagten dem Bruder genug. Er ging hinaus und kam bald mit Weidler zurück, der diesmal nicht in den Händen der Gesellschaft, nur in Elisens Augen las. Alles war glücklich, heiter, zufrieden, denn vor Madame Lehnhard lagen ein Paar prächtige Brillantohrringe, aus der Hand des Vetters, und der Doctor durfte den ganzen Abend seine Ansichten von der Unmöglichkeit übernatürlichen Wissens entfalten, ohne daß Jemand Lust und Zeit gehabt hätte, ihm zu widersprechen.

Druck von C. G. Melzer in Leipzig.

Bibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohmann, Emilie Friederike Sophie,

Sämmtliche Erzählungen

Bd.: 16

Leipzig 1844
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4469(15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091769-2